Lust und Leid

Georg Ompteda
(Freiherr von)


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Lust und Leid

Werke von

Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben.
Maria da Caza. Roman.
Der Zeremonienmeister. Roman.
Philister über dir! Roman.
Eysen. Deutscher Adel um 1900.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Vom Tode. Novellen.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Weibliche Menschen. Novellen.

Gedichte

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.

Theater

Eheliche Liebe. Schauspiel in drei Akten.

Freie Übertragungen aus dem Französischen

Ossit: Ilse.

Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli.
Maupassant: Miß Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Mondschein.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.
Maupassant: Die Schnepfe.
Maupassant: Der Liebling.
Maupassant: Ein Menschenleben.
Maupassant: Stark wie der Tod.
Maupassant: Dickchen.

Lust und Leid

Novellen

von

Georg Freiherrn von Ompteda



Berlin W
F. Fontane & Co.
1900


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
1 OCT 1931

Meinem lieben Freunde

und

alten Reitschulkameraden

Henning von Arnim

Rittmeister à la suite des Gardereiterregiments
und Adjutant des Kriegsministers.

Inhalt

Die Begegnung

Wir waren die einzigen Deutschen im „Hotel du Lac" in Bellagio, der Rittmeister und ich. Die übrigen Gäste — fast nur Engländer — kamen für uns nicht in Betracht, da wir beide nicht genügend Englisch verstanden, um Lust zu verspüren, uns der Unliebenswürdigkeit reisender Briten auszusetzen. So näherten wir uns denn einander gleich am ersten Tage und hielten seit beinahe vier Wochen gute Kameradschaft.

Beide hatten wir den Abschied genommen, beide bei der Kavallerie gedient. Wir hatten gemeinsame Bekannte; sogar einen entfernten Vetter beanspruchten wir zu gleichen Teilen. So war es denn kein Wunder, daß wir uns gefunden.

Rittmeister von Riggentz verriet im Äußern nicht den ehemaligen Offizier. Ein hoher Grad von Kurzsichtigkeit nötigte ihn, ein Augenglas zu tragen, und zwar bediente er sich einer Brille.

— Früher trug ich einen Kneifer, ganz früher sogar ein Monocle! Aber mir kommt es heute nur noch auf das Praktische an. Ich bin nicht mehr eitel!

So hatte er mir ganz im Anfange unsrer Bekanntschaft erklärt, und in dem „Ich bin nicht mehr eitel" lag eine Ergebung, wie bei einer Frau, die mit Schönheit

und Jugend abgeschlossen hat. Und doch mochte er kaum vierzig zählen, war stattlich, schlank und groß, und hatte als Ulan gewiß gut ausgesehen.

Warum er einst den Abschied genommen, erfuhr ich nicht. Jedenfalls schien es eigne Wahl zu sein, denn er stand offenbar mit seinen ehemaligen Regimentskameraden auf dem besten Fuße.

Das Diner fand um sieben Uhr abends statt, und wir pflegten uns nach Tisch, bei einer Tasse Mokka und einer Cigarre, in den palmengeschmückten Garten des Hotels zu setzen, hart an den See, mit der Aussicht auf die Villa Carlotta am jenseitigen Ufer.

Dort am Wasser wurden die Eindrücke des Tages besprochen. Wir tauschten unsre Ansichten aus über das, was uns die deutschen Zeitungen mitgeteilt. Wenn ein alter Kamerad befördert worden war oder einen Orden erhalten hatte, so gab das Gesprächsstoff.

Es wurde in Gedanken exerziert, in Hannover hinter den Hunden geritten, Streiche aus den ersten Leutnantsjahren tauchten auf, Jugendgeschichten, Pferde, die wir einst besessen, wurden beurteilt.

Der Rittmeister war ein ernster Mensch. Und wenn er von Dummheiten und Irrtümern der Vergangenheit redete, so geschah dies in einem Ton, der ihn mir lieb machte.

Nichts Philisterhaftes klang daraus, aber er fand auch nicht, wie das manche wohl thaten, daß er in jungen Jahren eigentlich ein kleiner Schwerenöter gewesen sei.

Die Tage im Frühjahr waren schon vorgeschritten, und es ward mir, der ich später in das Engadin gehen

wollte, zu heiß, so daß ich dem Rittmeister meine Absicht mitteilte, Bellagio zu verlassen.

Das schien ihm ernstlich leid zu thun, aber wie eine Art von Ergebung ins Schicksal in ihm lag, die beinahe etwas Orientalisches hatte, so meinte er nur:

— Wir haben uns lieb gewonnen. Ich hoffe, es beruht auf Gegenseitigkeit. Darum muß eben ein Ende gemacht werden. Es kann ja nichts ewig dauern auf dieser Welt! Wissen Sie, ich lernte einmal in Frankreich einen alten Franzosen kennen, einen schönen alten Herrn mit weißem Seidenhaar und Henriquatre; wenn der eine hübsche Frau sah, blickte er ihr wehmütig nach und fand nur die entsagungsvollen Worte: Hélas: tout lasse, tout passe, tout casse! Dann feiern wir also heute abend Abschied von einander!

Und vom selben Gedanken beseelt, bestellten wir gleichzeitig eine Flasche Champagner.

Jeder sollte der Gast des andern sein, bis wir uns endlich zu gleichen Teilen einigten. Wir tranken beide für gewöhnlich fast nichts und ein paar Gläser brachten uns in angeregte Stimmung, in jene Stimmung vorm Auseinandergehen von Leuten, die sich wirklich lieb gewonnen haben und die nicht wissen, ob ihre Lebenswege je wieder einander berühren werden.

Nach alter Soldaten-Sitte hatten wir das erste Glas geleert auf unsern Kaiser, und da gerade der Braten serviert wurde, erinnerte ich an den Brauch meiner engeren Heimat Hannover, die Gabel in das Fleisch zu stecken und ein stilles Glas zu trinken auf den „General Knusemont“.

— General Knusemont? Was bedeutet das?

Ich buchstabierte langsam die französische Erklärung, die jeder Hannoveraner unter Knusemont versteht: Que nous aimons.

Noch einmal hob ich den Kelch und sprach leise zu meinem Nachbar:

— Was wir lieben! Prost!

Der Rittmeister hob zögernd gleichfalls sein Glas, sichtlich um eine Antwort verlegen, bis er sehr ernst sagte:

— Es gilt Ihnen! Ihnen! Ich trinke in dem Sinne, aber für Sie, für Sie mit.

In diesem Augenblick traten zwei neue Ankömmlinge an den Tisch.

Ein Herr und eine Dame.

Der Oberkellner begleitete sie und rückte uns gegenüber, wo niemand saß, die Stühle, ihnen dort Plätze anzuweisen. Die Dame war eine auffallend schöne Erscheinung: groß, mit leuchtenden, schwarzen Augen, nur ein wenig stark geworden. Sie mochte wohl dreißig Jahre zählen. Der Herr hatte nichts Besonderes an sich. Eine kräftige, blonde, norddeutsche Gestalt, wie man sie etwa in Hamburg mehr als einmal auf der Straße treffen kann. Beide waren in Trauer. Sie warfen einen oberflächlichen Blick über den Saal und wollten eben uns gegenüber Platz nehmen, als die schöne Frau plötzlich den Herrn anstieß und hastig sagte:

— Wir wollen uns doch lieber an den einzelnen Tisch setzen.

Damit wandte sie uns den Rücken, von ihrem erstaunt dreinblickenden Manne gefolgt. Ein paar leise Worte raunte sie ihm zu. Er fuhr hastig herum, besann sich

jedoch, ehe er die Bewegung gegen uns vollendet, und ging mit ihr, ohne uns anzusehen, an einen Nebentisch.

Die Neuankömmlinge setzten sich nun sofort und die Dame wußte es so einzurichten, daß sie uns den Rücken drehte, während ihr Begleiter uns sein Profil zuwenden mußte.

Ich fand die Bewegung und den Platzwechsel der beiden derartig auffallend, daß ich mich lächelnd zum Rittmeister wandte und sagen wollte:

— Wir scheinen kein Vertrauen einzuflößen.

Aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken, als ich das Gesicht meines Nachbars sah. Mit großen Augen, die unter der Brille einen besonders starren Ausdruck angenommen hatten, blickte er auf die beiden Fremden, als sei ihm eben eine Erscheinung geworden.

Ich sagte endlich, mich vom eigenen Staunen zu erholen:

— Was ist Ihnen denn?

Der Rittmeister schien wie aus dem Traum zu erwachen. Er beugte sich ein wenig zu mir herüber, dämpfte die Stimme:

— Nichts, nichts. Wundern Sie sich nicht. Es war ein peinlicher Augenblick.

Dabei suchte er unter dem Tische meine Hand, und als er sie drückte, spürte ich, wie ihm ein jäher Schweiß den Handrücken gefeuchtet. Die Abschiedstimmung schien zerrissen, sie wollte sich auch nicht wieder knüpfen lassen.

Ehe fertig serviert war, schlug der Rittmeister vor, aufzustehen.

Wir verließen den Speisesaal, ohne daß der Herr und die Dame drüben, die nicht einen Blick zu uns warfen, es bemerkt hätten.

Als wir an der Portierloge vorüberkamen, um in

den Garten zu gehen, fragte der Rittmeister den Portier, scheinbar gleichgiltig, in Wirklichkeit jedoch mit leise bebender Stimme, ob die Herrschaften in Trauer, die eben angekommen, in Bellagio bleiben würden. Er erhielt die Auskunft, sie wollten am nächsten Morgen mit dem ersten Schiff weiterfahren. Dann suchten wir unsern gewohnten Platz auf, wo wir allabendlich den Kaffee zu trinken pflegten, hart am See, der unter der Terrasse leise gurgelnd, plätschernd kleine Wellen an die Steinquadern trieb.

Ich wagte nicht zu fragen, denn das Ereignis bedrückte mich so, daß ich keine Worte fand.

— Sie sind so schweigsam, — meinte der Rittmeister nach einer Weile.

— Ich dachte, Sie hingen heute abend lieber Ihren Gedanken nach.

Er ereiferte sich:

— Nein, nein, nein. Im Gegenteil. Erzählen Sie mir etwas. Bitte!

Doch wie es meistens in solcher Lage zu geschehen pflegt, wollte mir durchaus nichts einfallen. Und ich fragte endlich geradezu, ob es ihn verstimmt, daß die beiden Fremden uns gegenüber nicht hatten Platz nehmen mögen.

Er schien zuerst um eine Antwort verlegen zu sein. Endlich beugte er sich ganz nahe zu mir, als befürchte er, von einem Dritten gehört zu werden:

— Sie können nicht verstanden haben, was der Eintritt dieser beiden für mich bedeutete. Wenn Sie mit einem Worte davon angefangen hätten, so würde ich Ihnen sofort alles erzählt haben. Ich bin verheiratet gewesen. Diese Dame war meine Frau!

Er sah meine Verwunderung und fuhr fort:

— Jawohl, meine Frau. Ich bin acht Jahre verheiratet gewesen.

— Acht Jahre?

— Ich habe ziemlich jung geheiratet, mit fünfundzwanzig Jahren.

Der Kellner brachte uns wie gewöhnlich, nachdem wir eine Weile Kaffee getrunken, Bier. Er räumte das gebrauchte Geschirr ab und darüber verging einige Zeit.

Wir saßen ganz allein auf der Terrasse.

Es war ein wundersamer Abend, voller Milde die Luft, kein Windhauch regte sich. Die Hitze des Tages hatte nachgelassen. Vom See tönte ganz leise das Plätschern der Wellen herauf. Der Mond stand niedrig. Völlig war die Dunkelheit noch nicht hereingebrochen, sondern ein rötlicher Streifen am Himmel, wo die Sonne untergegangen, verblaßte erst leise.

Das Leben am Wasser hatte schon aufgehört. Die Hände der Schiffer ruhten. Auf der Landungsbrücke brannte eine trübe Laterne. Draußen auf dem See sah man die hellen Kajütenfenster der Dampfer, gegenüber leuchteten die Lichter von Cadenabbia.

Und zu dieser Naturstimmung kam hinzu, daß es für uns beide den letzten Abend bedeutete, den wir miteinander verbrachten. Ein Abschiedsgefühl schien in der Luft zu liegen. Das Bedürfnis, sich zu offenbaren, vielleicht sich zu verteidigen, beherrschte mein Gegenüber. Dunkel ward es und dunkler, daß unsre Züge immer mehr verschwammen. Man berichtet leichter, wenn einem keiner ins Gesicht sieht. Da wird die Seele weit und öffnet sich, um zu sagen, was sie sonst scheu verborgen hätte.

Der Rittmeister begann mit gedämpfter Stimme:

— Ich bin acht Jahre verheiratet gewesen. Acht ganze, volle, lange Jahre. Acht Jahre lang ging diese Frau an meiner Seite. Wir sahen uns vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen, bis auf die Zeit, wo der Dienst mich fernhielt. Wir verließen uns nicht. Acht Jahre, und das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage.

Während meiner Ehe bin ich ein Jahr à la suite gewesen. Wir haben eine Reise um die Erde gemacht. Das hatte sie sich immer erträumt. Wir waren während langer Seefahrt im engen Raum einer Kabine, wie wir es jahrelang in einer beschränkten Wohnung in meiner kleinen Garnisonstadt ausgehalten, mit drei Zimmern, weil ich dort eben keine andre passende Behausung bekommen konnte.

Wir haben meinen Urlaub zusammen verbracht in kleinen Seebädern, wo es fast niemand gab außer uns, in einsamen Gebirgsthälern, weil sie keinen Menschen sehen wollte außer mir. Wir waren allein ganz auf uns angewiesen, Wochen hindurch. Sie hat mit keinem andern ein Wort gewechselt. Ich war ihre Unterhaltung, ihr Trost, ihr alles.

Wir haben kein Geheimnis vor einander gehabt. Wir haben uns jede Regung unsres Herzens, unsrer Nerven gestanden, ich kenne ihr Leben, seit sie denken kann. Ich war eingeweiht in ihre Mädchenträume, ihre kleinen Dummheiten, ihre Freundschaften, aus frühesten Jahren.

Ich kenne ihren Geschmack, als ob er meiner wäre. Ich kenne ihren Glauben wie ihre religiösen Zweifel. Wir haben über die letzten Dinge gesprochen, als stünde uns selbst schon das Ende bevor.

Mein Gott, mein Gott, was will ich sagen? Ich

kenne sie eben so, wie zwei Menschen, Mann und Frau, einander kennen, die aus tiefster Neigung einander die Hand gereicht, die acht Jahre hindurch Seite an Seite gelebt, des Lebens Auf und Nieder durchgemacht haben, Lust und Leid geteilt. Die geglaubt haben, sie würden einmal sterben müssen, wenn der andre von dieser Erde ginge.

Und diese Frau grüßt mich nicht mehr, wie ich sie nicht mehr grüße!

Ist das denkbar? Ist das möglich? Ist das nicht einfach Unsinn? —

Er machte einen Augenblick Pause, als müsse er Atem schöpfen. Erregt hatte er gesprochen, daß ich meinte, ihn gar nicht wieder zu erkennen. Doch je weiter er erzählte, desto mehr verhallte der Ton der Leidenschaft. Und schließlich schien er zu berichten von etwas ganz Fernem, Weitem, beinahe wie von dem Erlebnis eines andern, dem er selbst nur als Beobachter zugeschaut.

Er sprach im ruhigen Fluß der Rede, ohne sich zu unterbrechen, daß es ein rundes Bild gab, eine beinahe abgeschlossene Erzählung:

— Ich sagte Ihnen schon, ich habe mich verhältnismäßig jung verheiratet. Die Hörner hatte ich mir bald abgelaufen und ich langweilte mich in der kleinen Garnison. Ein Kneipenmensch bin ich nie gewesen.

Kurz und gut, ich verheiratete mich bald. Durch Erbschaft aus annehmbaren in ganz vorzügliche pekuniäre Verhältnisse gekommen, brauchte ich auf Geld nicht zu sehen. Da wählte ich mir das schönste Mädchen, das mir begegnete.

Sie war die Tochter eines verabschiedeten Infanterieoffiziers, der eine Versicherungsstelle angenommen hatte,

um die Familie zu ernähren. Eine gute Partie kam ihnen gelegen, um so mehr, als das junge Mädchen sich nicht etwa als Opfer betrachtete, sondern mich hatte haben wollen, längst ehe ich in Verhältnisse gekommen, die mir erlaubten, eine Frau zu nehmen ohne einen Pfennig Vermögen, ja sogar mit der Last einer unterstützungsbedürftigen Familie.

Und unsre Ehe war glücklich, selten glücklich. Ist es jahrelang gewesen. Sieben lange Jahre!

Meine Frau liebte nicht die Geselligkeit wie andre schöne Frauen. In Gesellschaft starb ihr das Wort auf der Zunge. Und nun traf es sich, daß ein paar Damen im Regiment waren, laut und aufdringlich, überlustig, die mit den Herren Allotria trieben und gerne zeigten, wie amüsant sie wären.

Sie gaben den Ton an in dem kleinen Nest. Der Kommandeur war Junggeselle, der Major auch. So fehlte eine ältere Dame, die ein Gegengewicht gebildet hätte.

Und je lauter sie wurden, desto stiller wurde meine Frau. Vielleicht hatte die Not zu Hause, bei der doch immer der Schein gewahrt werden mußte, ihren Charakter dahin gebildet.

Unter den jüngeren Offizieren — ja so, eigentlich müßte ich von mir noch etwas sagen: Ich bin immer schwerflüssig gewesen.

Ich weiß nicht, ob ich nicht mehr zum Gelehrten geeignet gewesen wäre, aber ich war nun einmal im Dienst und meine Frau paßte ja auch zu mir.

Ich war weder ein großer Stratege, noch ein Freund vom rein Reiterlichen, von der Erziehung von Pferd und Mann, vom Kommiß.

Ich hätte doch über kurz oder lang einmal den Abschied genommen, nur entschließt man sich immer schwer. Ich las viel, und schließlich nahm mich meine Schwadron doch auch in Anspruch, und der Mensch muß eine Beschäftigung haben, sonst ist er unglücklich.

Also ich wollte erzählen.... Es gab im Regiment einen jungen Offizier, der dem gewissen Ton der andern Damen, zu denen meine Frau eben nicht passen wollte, fernstand.

Es kam ganz von selbst, daß wir ihn ins Haus zogen. Er hatte manches gelesen, hatte die Welt gesehen, war auf Reisen gegangen, hatte, ehe er eingetreten, studiert.

Er war ein lieber Mensch von guten Formen, sehr angenehm, sehr sympathisch, und gefiel uns beiden gleichmäßig. Er war groß, kräftig, ein richtiger Norddeutscher, blond und ruhig.

Zuerst, als er in unser Haus kam, hatte er etwas Verlegenes, und im Grunde genommen ging es uns auch so.

Sie wissen, wie das in kleinen Garnisonen ist, so ein Verheirateter sagt den jungen Kameraden, sie möchten sich ‚ansagen', wenn es ihnen paßt.

Aber in diesem ‚Ansagen' liegt etwas von gegenseitiger Unehrlichkeit. Die Junggesellen greifen den Gedanken mit Vergnügen auf, erklären, das wäre reizend und sie würden nächstens erscheinen.

Aber sie kommen nicht, sie denken, es würde einem doch nicht passen, und man wäre nur zu artig, es einzugestehen.

So ging es auch meinem Kameraden. Er konnte niemand finden, der sich mit ihm zugleich angesagt hätte, und so erschien er allein.

Still, wie meine Frau war, kam es vor, daß wir stumm rauchten und uns unsern Träumen überließen.

Da wurde dann manchmal wahrhaftig zehn Minuten lang kein Wort gesprochen.

In der ersten Zeit bin ich das Gefühl nicht los geworden: er muß sich ja langweilen!

Aber er kam weiter, regelmäßig. Einmal sagte er es mir früh beim Dienst: „Ist es dir recht? (wir hatten bald Brüderschaft gemacht) Paßt es dir heute abend?‘

Er fragte immer nur, ob es m i r angenehm sei, ich aber antwortete natürlich jedesmal, w i r würden uns freuen.

Dann schickte er ein andermal den Burschen, ließ fragen; oder oft geschah es auch, daß wir ihn, wenn wir ihn am dritten Orte getroffen hatten, hinterher noch zu einem Glase Bier und einer Cigarre mit nach Hause nahmen.

So erschien er wohl die Woche drei-, viermal. Schließlich richtete es sich von selbst ein, daß wir niemand anders bei uns sahen, wenn er da war. Es hätte uns gestört.

Und mit der Zeit empfand ich ihn nur noch als guten Freund und gar nicht mehr als Gast, so daß ich, wenn es mir paßte, ruhig die Zeitung las, während er sich mit meiner Frau unterhielt.

Wir pflegten in meinem Zimmer zu sitzen: das Theewasser brodelte und der Freund rauchte stumm seine Cigarre. Ab und zu teilte ich etwas mit, das geschehen, und wir sprachen dann einige Augenblicke darüber. Meine Frau hörte zu, was wir sagten.

Das ging so lange Zeit. Da kam es einmal im

Kasino zu einem Gespräch, es sollte irgend etwas Gemeinsames unternommen werden, von Herren und Damen des Regimentes. In meiner Gegenwart wurden alle aufgezählt, die sich beteiligen sollten, aber wir waren nicht dabei.

Das war mir peinlich.

Und ich sagte daher zu meinem Freunde Rath, der ein Altersgenosse von mir war: ‚Nun, habt ihr uns denn ganz vergessen?‘

Er meinte: „Ihr kommt ja doch nicht.‘

‚Warum glaubst du das?‘

Er lachte: ‚Ach Gott, das weiß man ja!‘

Ich habe weiter nichts geantwortet. Wir wurden aufgefordert und gingen wahrhaftig nicht hin, aber es hatte irgend einen ganz stichhaltigen Grund, der mir entfallen ist.

Als ich dann Rath einmal wieder traf, meinte er: ‚Siehst du, ich habe es ja gewußt, ihr kommt doch nicht!‘

Und ich hatte eine Auseinandersetzung mit ihm darüber, bei der er schließlich sagte: ‚Höre mal, alter Kerl, wir sind doch so lange Jahre gute Freunde! Nicht wahr, du faßt es richtig auf, was ich dir jetzt sage? Ihr dürft euch nicht so zurückziehen. Das geht nicht. Es wird darüber geredet.‘

Ich war sehr erstaunt. Doch wie man es in solchen Lagen zu thun pflegt, antwortete ich gereizt, es sollte nur darüber reden, wer reden wollte, das wäre mir höchst gleichgiltig.

Rath meinte, das dürfe mir aber nicht gleichgiltig sein.

Doch ich lachte ihn aus, und abends, als wir drei

wieder bei einander saßen, erzählte ich, was mir mitgeteilt worden. Da machte zum erstenmal, seit wir verheiratet waren, meine Frau eine Scene. Sie wurde plötzlich ganz erregt: sie ließe sich nicht vorschreiben, was sie zu thun hätte oder nicht. Kein Mensch hätte das Recht, sich in ihre Privatverhältnisse zu mischen.

Der Freund suchte meine Frau zu beruhigen und die ganze Sache als kleine, gleichgiltige Eifersüchtelei hinzustellen.

So gingen die Abende weiter, und wir kümmerten uns nicht um die andern. Es kann sogar gekommen sein, daß wir uns aus einer Art von Oppositionslust noch mehr zurückzogen als früher.

Es mochten Wochen vergangen sein, als ich einmal wieder daran erinnert wurde — ich entsinne mich noch genau des Tages: unser Major wurde ‚abgegessen', weil er ein Dragonerregiment in Ostpreußen bekommen hatte.

Dabei ward ich zufällig Zeuge eines Gespräches zwischen zwei jungen Offizieren des Regimentes, die offenbar gar nicht darauf achteten, daß ich unmittelbar neben ihnen stand.

Sie hielten sich darüber auf, daß Weser, wie der Freund hieß, sich weder im Kasino, noch in der Stammkneipe in der Stadt mehr blicken lasse. Und von einem von beiden fiel die Bemerkung — diese Worte weiß ich noch ganz genau, weil sie mich ärgerten, und es ist mir, als hörte ich sie jetzt noch in den Ohren —: ‚Der ist jeden Abend anderweitig beschäftigt.'

Ich habe damals dem jungen Kameraden nichts gesagt, ich hätte ihm wohl auch in der That nichts sagen können.

Aber ich erzählte es denselben Abend noch, Weser und meiner Frau.

Meine Frau ärgerte sich. Er lachte nur und meinte, die andern verziehen es nur nicht, daß er diese ‚idiotenhafte Biersauferei‘ nicht vertragen könne in der ‚verfluchten Tabakkneipe‘.

Es ward Frühjahr.

Und es schien mir, als wäre meine Frau noch stiller geworden als früher, aber als ich sie darüber befragte, meinte sie lächelnd, ihr fehle ja nichts.

Ich sprach, ohne meiner Frau etwas davon zu sagen, mit unserm Regimentsarzt, einem sehr vernünftigen Mann, der nicht bloß ein guter Arzt war, sondern auch ein lieber, trefflicher Mensch. Der sagte mir, er dächte sich, diese Gereiztheit und doch wieder Teilnahmlosigkeit könnte ein wenig Hypochondrie sein, Blutarmut. Er würde mir raten, meine Frau fortzuschicken, vielleicht zu Verwandten. Ein Luftwechsel würde ihr gut thun, eine Kur, ein Badbesuch sei ja gar nicht einmal nötig.

Vorsichtig sprach ich davon mit ihr, vorsichtig, denn sie wurde jetzt öfters beim geringsten Anlaß heftig.

Aber sie mochte davon nichts wissen, wir hätten ja gar keine Verwandten außer ihren Eltern, zu denen sie nicht wollte, und sie könne doch nicht allein in der Welt herum fahren.

Da schlug ich ihr vor, Urlaub zu nehmen. Ich wollte mit ihr reisen, aber sie wehrte es entschieden ab. Ich würde um diese Zeit der Schwadronsausbildung gar keinen Urlaub bekommen.

Sie hatte recht, ich beschloß deshalb, lieber einfach auf ein Jahr à la suite zu gehen.

Zuerst hatte meine Frau nichts dagegen, als ich ihr aber auseinandersetzte, daß wir wahrscheinlich in unser Regiment nicht wieder kommen würden, wollte sie durchaus nichts mehr davon hören.

Ich bestand darauf. Ich sah das nur als Ausfluß ihrer krankhaften Laune an. Sie wollte eben nicht, daß ihr geholfen würde, und da mußte ich der Vernünftige sein. Aber nun wurde sie noch erregter als vorher: Nein, sie ginge nicht, sie bliebe hier.

Ich dachte, es hat ja Zeit, ich fange eben ein andermal davon wieder an.

Und ich warf in den nächsten Wochen hier und da Bemerkungen hin, ließ mir Reiseführer kommen, sprach mit ihr von allerlei Städten und Ländern, die wir noch nicht gesehen, so daß sie merken mußte, wie ich mich mit Reiseplänen trug.

In dieser Zeit hatte sich ihr Wesen vollkommen geändert, und änderte sich weiter, ich möchte beinahe sagen von Tag zu Tag.

Sie, die früher die Ruhe selbst gewesen, wurde aufgeregt, gesprächig, überaus lebhaft.

Es war im Frühjahr an einem jener milden Tage, wo man fühlt, jetzt kann kein Rückschlag des Winters mehr einbrechen, jetzt sind Kälte und Frost überwunden, nun muß der Sommer kommen mit seinen langen, sonnengesättigten Tagen, wo das Korn reift, wo alles aus Gärung und Unsicherheit, aus Werden und Entwickeln der Ernte zustrebt.

Ich weiß nicht, ob das nur ein persönliches Gefühl ist, aber mir ist es immer so vorgekommen, als gäben solche Zeiten dem Menschen etwas Weiches, als wären sie geeignet

zu ruhiger, liebevoller, vernünftiger Aussprache. Wir hatten hinter unserm Hause einen Garten mit einem langen, dichten Laubgang, der im Freien auf eine Wiese mündete. Der Garten war sonst nur Nutzgarten, und dieser Laubgang der einzige Weg, wo es Schatten gab.

Es war später Nachmittag, ich war mit meiner Frau draußen auf der Wiese gewesen, und wir kehrten nun durch den Laubgang, langsam nebeneinander schreitend, zurück.

Da überkam mich eben jenes Gefühl, wie soll ich sagen, eine träumerische Milde, eine Stimmung, in der ich jedem, mit dem ich eine Meinungsverschiedenheit gehabt, die Hände hätte reichen mögen und ihn bitten: ‚Wir wollen vergessen, was sollen wir uns gegenseitig das Leben verbittern!‘

Und in diesem Versöhnungsdrange lastete das Bewußtsein auf mir, daß ich mich in letzter Zeit meiner Frau etwas entfremdet gefühlt, daß wir uns nicht mehr recht verstanden hatten.

Ich näherte mich ihr, legte den Arm um sie, und während wir den Laubgang hinunterschritten, der uns jedem fremden Blicke entzog, sagte ich, wir wären in der letzten Zeit hie und da einmal aneinander geraten, das sollte nicht wieder vorkommen, ich wüßte ja, sie wäre etwas blutarm, etwas gereizt, aber es würde sich alles wieder einrichten.

Sie schwieg, und ich nahm es als eine gute Vorbedeutung, weil sie sonst in diesen Tagen, wenn ich versucht hätte, in solcher Weise mit ihr zu reden, zweifellos aufgebraust wäre.

So kam es, daß wir, als wir das Haus erreichten, von selbst noch einmal kehrt machten und den Laubgang wieder zurückschritten.

Dabei schlug ich vor, wir wollten nach der Schweiz; wenn es uns nicht mehr gefiele, gingen wir fort, fänden wir dagegen Gefallen an einem Punkt, so könnten wir ja monatelang bleiben.

Da sie nichts antwortete, meinte ich schon gewonnenes Spiel zu haben, und sagte, um ihr Lust und Mut zu machen, ich würde morgen davon mit dem Kommandeur reden, und ich hoffte, in vierzehn Tagen schon könnten wir abreisen.

Heute abend aber wollten wir die Sache mit unserm Freund besprechen, der ja längere Zeit in der Schweiz gewesen sei. Da könnten wir drei zusammen den Reiseweg feststellen.

Sie hatte bis dahin geschwiegen, nun blieb sie plötzlich stehen und sagte: ‚Das geht nicht! Das will ich nicht, kann ich nicht, ertrage ich nicht! Das ist unmöglich, ich will hier bleiben.‘

Dieser Ausbruch kam ganz unerwartet, und sie erklärte plötzlich: ‚Ich muß dir ein Geständnis machen.‘

Ich wollte zuerst an einen Scherz glauben, aber ihr Ausdruck war so ernst, so schmerzensvoll, daß mich ein plötzlicher Schrecken packte.

Nun schlug sie die Augen vor mir zu Boden und sagte schnell, tonlos, wie etwas, das sie lange bedrückt, und das sie nun endlich los werden wollte: ‚Ich muß dir etwas mitteilen, erschrick nicht. Ich muß dir einen großen Schmerz bereiten . . . ich kann nicht anders . . . ich habe versucht, dagegen anzukämpfen, es ist mir nicht gelungen. Ich habe mich immer geschämt, es dir zu sagen, und ich habe auch gezögert, weil ich glaubte, es würde vergehen. Aber ich muß dir's nun sagen, denn ich bin meiner Sache

ganz sicher, es ist nichts mehr daran zu ändern . . . ich liebe deinen Freund.'

Es kam mir so gänzlich unerwartet, daß ich es wohl zuerst nicht ernst genommen habe. Aber nun, wie sie sich anklagte, wie sie es mir klar machte, konnte ich eben doch nicht mehr zweifeln.

Ich wüßte nicht mehr zu sagen, was ich geantwortet habe. Ich glaube, ich war nur niedergeschmettert. Vielleicht bin ich auch heftig geworden, zornig. Ich werde ihr wohl gesagt haben: ‚Man muß Herr seiner Leidenschaften und Handlungen sein.' Oder eine jener egoistischen Ungerechtigkeiten: ‚Du darfst ihn nicht lieben!' Ich werde es wohl für Unsinn erklärt haben, für Irrtum, für . . . für . . . ich weiß nicht was . . .

Aber sie blieb dabei und flehte mich an, ihr zu glauben, daß sie redlich gegen sich angekämpft hätte, daß sie nicht mehr anders könne, daß sie es mir habe sagen müssen.

Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand.

Ich habe das Gespräch abgebrochen. Ich ging auf mein Zimmer, und schloß mich ein. Ich überlegte. Einmal glaubte ich daran, im nächsten Augenblick hielt ich es wieder für unmöglich, ja, ich meinte sogar, es sei nur eine fixe Idee meiner Frau, sie sei gestört.

Denken Sie doch, Leute wie wir, die sich aus lange keimender Neigung geheiratet haben. Die nur für einander lebten, die alles voneinander wissen, die sich bis in die tiefsten Fasern ihres Herzens kennen . . . ja, sagen Sie einmal selbst: das ist doch unmöglich, das ist doch ganz unfaßbar, das liegt doch außerhalb jeder Berechnung, Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit.

Herr Gott nochmal, was soll man da anders denken, als das ist eine geistige Störung!

Jedenfalls als ich — ich glaube, es werden Stunden vergangen sein — wieder aus meinem Zimmer trat, wußte ich nicht vorwärts, nicht rückwärts. Ich zweifelte: Soll ich mit ihr sprechen? Nicht sprechen? Ich hatte nur das Gefühl einer dumpfen, unbestimmten Wut gegen Weser, der meine Frau in diesen Zustand gebracht.

Und da fiel es mir plötzlich ein: Waren sie denn wirklich im Einverständnis? Ich hatte es für selbstverständlich gehalten. Ich wollte den Kerl über den Haufen schießen.

Aber dann kam wieder die Überlegung: Warum hatte sie es mir denn gesagt? Entweder sie steckten unter einer Decke — dann lag es in ihrem Interesse, daß ich nichts davon erfuhr — oder sie hatten den gemeinsamen Plan verfolgt, sich einmal ganz anzugehören, na dann wäre er doch wahrscheinlich mit meiner Frau einmal bei passender Gelegenheit durchgebrannt.

Ich war einfach ratlos. Ich mußte mit meiner Frau darüber reden, aber ich befand mich in einer Stimmung, daß ich fühlte, ich konnte nicht mit ihr sprechen. Ich weiß nicht, was ich ihr angethan hätte. Ich ... hätte sie mißhandelt.

Glücklicherweise kam Weser an diesem Abend nicht zu uns. Ich sah ihn am andern Morgen beim Dienst, aber nur ganz von weitem, so daß wir uns nicht einmal zu grüßen brauchten.

Unser gemeinsames Mittagsessen an diesem Tage war fürchterlich, mir erstarb der Bissen im Munde. Aber

meine Frau, hatte nichts Keckes, Herausforderndes, das dieser Frau ja auch gar nicht gestanden hätte. Sie hatte etwas Demütiges, Weiches, und blickte mich mit ihren großen Augen unsäglich traurig an.

Und da ging ich nach Tisch zu ihr. Ich gab ihr keine Hand, ich fragte sie nur:

‚Habt ihr euch verständigt?‘

Sie schien mich gar nicht zu verstehen und ich wiederholte: ‚Ich meine, ihr seid doch einig in diesem Schlage gegen mich?‘

Aber sie antwortete mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt, und ich las in ihren Augen ein grenzenloses Erstaunen: ‚Wie kannst du denn das bloß denken? Er ahnt doch nichts davon!‘

‚Er ahnt nichts davon?‘

‚Nein, ich habe nie mit ihm gesprochen. Er weiß es nicht.‘

Das erschien mir kaum faßlich. Aber nun beichtete sie mir, wie sie versucht habe, gegen diese unselige Leidenschaft anzukämpfen, wie es ihr nicht geglückt wäre, wie sie allmählich ihrer Sache immer sicherer geworden, wie sie sich immer gefragt, ob sie es mir sagen sollte, wie sie Qualen erduldet, nicht auszudenken.

Dieser Kampf dauere nun schon über ein halbes Jahr. Sie habe zuerst geglaubt, sie würde es überwinden, aber nun habe sie keine Hoffnung mehr, daß es sich ändern könne.

Und da fiel sie mir plötzlich zu Füßen, umklammerte meine Kniee mit Thränen in den Augen und bat mich unausgesetzt: ‚Erlöse mich von ihm! Hilf mir doch, hilf mir! Ich will ja nicht, aber ich kann nicht anders.‘

Das hat mich entwaffnet.

Ich fühlte mich überwunden, fühlte mich weich werden. Meine Frau, meine Lebensgefährtin, ohne die ich nicht leben konnte, kam zu mir als ihrem Mann, ihrem Freund, und schüttete mir ihr Herz aus und bat, ich solle ihr helfen.

Können Sie sich eine solche Lage vorstellen? Kein Mensch kann ahnen, wie es in mir aussah, welcher Sturm in mir tobte. Ich sollte ihr helfen und konnte nicht an gegen mein eigenes Gefühl. Es war noch zu frisch alles, es hätte Zeit vergehen müssen, dann hätte ich ihr vielleicht helfen können, ihr raten, sie aufrichten, sie trösten, sie beruhigen, sie vielleicht auf einen andern Weg führen, auf den Weg zurück zu mir.

Und an diesem Tage habe ich bloß immer gesagt: ‚Wir werden ja sehen! Wir werden sehen! Wir werden sehen!‘

Aber ich nahm allmählich eine andre Stellung ein zu der Frage. Ich durfte nicht der zürnende Gatte sein, ich mußte ihr Halt werden, ihr Berater, der ihr half, sich von dieser unseligen Leidenschaft zu befreien.

Das bestimmte in nächster Zeit meine Handlungen und Schritte.

Das Schlimmste war natürlich die erste Wiederbegegnung mit Weser.

Wie sollte ich mich benehmen? Sollte ich ihm etwas sagen? Das hätte ihm die Unbefangenheit geraubt. Dann wäre er nicht mehr zu uns gekommen, hätte doch gar nicht kommen können.

Und was hätte man dann gedacht und geredet? Er durfte nicht plötzlich fortbleiben.

Ich faßte allerlei Pläne, ich sah meine Frau an etwa wie eine Morphiumsüchtige. Entzieht man einer solchen Kranken mit einemmal das Gift, so bricht sie zusammen.

Es galt also unser bisheriges Leben mit dem Freunde ruhig fortsetzen und erst allmählich uns weniger häufig sehen, um uns schließlich zu trennen.

Wie das zu geschehen hatte, war noch nicht zu sagen.

Wäre der Kommandeur, übrigens sonst ein ganz vorzüglicher Offizier, der passende Charakter gewesen, so hätte ich mich ihm anvertrauen können, und er hätte zum Beispiel durch Abkommandierung Wesers oder sonstwie etwas gethan.

Aber der Kommandeur war ein alter Junggeselle, der von den Frauen keine allzu hohe Meinung besaß. Kurzum, das wäre einfach unmöglich gewesen.

Sie können sich denken, wie schwer die ersten Abende waren. Meine Frau sprach kein Wort. Sie blickte kaum auf.

Weser aber war vollkommen unbefangen, und sein Benehmen half mir schließlich drüber hinweg.

Mit meiner Frau sprach ich absichtlich nicht mehr darüber. Ich wollte jetzt noch nicht daran rühren.

Das Manöver nahte und da fügte es ein glücklicher Zufall, daß das Regiment einen Offizier zur Reitschule nach Hannover kommandieren mußte, und es traf — Weser.

Ich zitterte, wie meine Frau es aufnehmen würde. Zuerst versuchte sie, mir den Eindruck, den es auf sie machte, zu verbergen. Aber plötzlich brach es doch mit furchtbarer Gewalt los, sie weinte, schrie, tobte, raste, erklärte mir, sie verlange nichts, als nur in seiner Nähe zu

sein! Und nun war sie plötzlich dafür: ich sollte den Abschied nehmen.

Und ich hatte das Gefühl, als wünsche sie nichts andres, als daß wir dann nach Hannover zögen.

Aber das war der Menschen, vor allem meiner Frau wegen, ausgeschlossen.

Ich setzte es ihr in ruhiger Weise auseinander, aber sie war keinen Vernunftsgründen zugänglich. Was die Leute dächten, wäre ihr einerlei, ich wüßte doch genau, daß sie nichts Sträfliches zu dem Manne führe. Sie müsse ihn sehen, nur von weitem, sogar nur wissen, daß er in ihrer Nähe weile.

Und sie machte mich wieder zum Vertrauten, so daß wir von nichts anderem mehr redeten, als davon, davon, immer davon!

Ich tröstete, ich beruhigte sie, als Mann, als Freund, als Arzt.

Es war ihr nicht beizukommen und sie geriet schließlich in einen solchen Zustand, daß ich um ihren Verstand fürchtete. Da es so nicht weiter ging, reichte ich ein Gesuch à la suite ein.

Er trat in Hannover sein Kommando an. Wir waren ein paar Tage in Berlin und dort konsultierte ich einen bekannten Nervenarzt.

Der berühmte Mann meinte, er müßte meine Frau sehen, kennen lernen, aber sie war nicht dazu zu bewegen und er gab mir nun den Rat, ich solle sie einfach ihren Weg gehen lassen.

Da habe ich in einem Augenblick der Schwachheit — aber ich liebte ja meine Frau, Herrgott, ich liebte sie doch

— etwas gethan, das vielleicht nicht richtig war und zum Unglück ausgeschlagen ist. Ich habe ihrem Bitten und Drängen nachgegeben, und wir sind auf der Reise nach der Insel Wight — über Hannover gefahren und — dort geblieben.

Damals mischten sich Regimentskameraden in die Angelegenheit. . . . Zum Beispiel bekam ich einen Brief von meinem alten Freunde Rath — denn aus den paar Tagen in Hannover waren nun doch schon Wochen geworden, die wir im Hotel wohnten — er müsse mir sagen, auf die Gefahr hin, daß es mit unsrer Freundschaft aus wäre, man rede über meine Frau, wir müßten sofort abreisen.

Ein entfernter Vetter, der als Reitlehrer nach Hannover kommandiert war und sich eigentlich sonst nie um mich gekümmert hatte, hielt es auch für angebracht, Andeutungen fallen zu lassen, so daß ich beinahe mit ihm einen bösen Handel gehabt hätte.

Ein Brief meines Schwiegervaters traf ein, Gerüchte wären zu ihm gedrungen und so weiter.

Die Leute thaten alle, als wollten sie mir die Augen öffnen, und in Wirklichkeit wußten sie doch nicht, daß ich die ganze Angelegenheit kannte, daß ich sozusagen der Vertraute meiner Frau war.

Aber einen Erfolg hatten diese Warnungen.

Ich sah ein, ich mußte ein Ende machen. Ich sprach mit Weser.

Er schien wie aus den Wolken gefallen. Es wäre ein Irrtum, er könne sich das nicht denken, er habe niemals etwas gethan, um es zu veranlassen, er wäre doch nur guter Freund gewesen und nun sei es mit seiner Unbefangenheit vorbei.

Am Ende dieses Gespräches kam ich mit ihm überein, daß wir sofort Hannover verlassen würden, und wir beiden Männer schieden als die besten Freunde.

Als ich aber nun meiner Frau sagte, wir würden abreisen, weigerte sie sich mitzugehen. Sie war während unsres Aufenthaltes in Hannover liebevoll gegen mich, nahm alle möglichen Rücksichten, wie früher. Von ihm war nie die Rede. Wir sahen ihn auch selten. Wenn wir ihn aber sahen, war immer noch jemand andres dabei.

Sie sprach fast gar nicht mit ihm. Es schien sie schon zu beruhigen, daß er sich nur in der Nähe befand. Wie sie es mir vorher gesagt, genügte es fast, daß wir nur überhaupt in den Mauern derselben Stadt weilten.

Doch so ging es eben nicht weiter. Nun, wo er es wußte, hätte ich nicht mehr allein die Abende mit ihnen zusammensitzen können, mir wäre kein Wort über die Zunge gekommen.

Ich machte mir jetzt Vorwürfe, daß ich mit ihm davon gesprochen, aber zu ändern war es nun einmal nicht mehr. Jetzt hieß es einen Entschluß fassen.

Und da habe ich gethan, was manchem vielleicht ganz unglaublich vorkommen wird, aber ich habe es gethan aus Liebe zu meiner Frau.

Ich sagte mir: es ist unmöglich für uns alle, so weiter zu leben.

Meinem Herzen war sie doch verloren. Eine Frau, die ihrem Manne gesteht, daß sie einen andern liebt, kann der Mann nicht an sich fesseln wollen.

Mein Glück war zerstört, ich war das Opfer, ich konnte doch nicht wieder glücklich werden — sollte ich nun aus Egoismus ihr Glück mit opfern?

Da habe ich ihr eines Abends ruhig gesagt: ‚Ich gebe dich frei.‘

Das ist vielleicht einer der bittersten Augenblicke, die einem Menschen beschieden sein können.

Denken Sie, zwei Wesen, die jahrelang Tag und Nacht, ohne sich je zu trennen, miteinander gelebt haben, Mann und Frau, die keine Kinder besitzen, wo sich infolgedessen alles, was sich in diesen beiden Wesen an Liebe, Zärtlichkeit, Interesse, äußeren und inneren Erlebnissen gesammelt hat, nur gegenseitig aufeinander bezieht; Mann und Frau, die seit acht Jahren ein Wesen sind, die nicht mehr ohne einander glauben existieren zu können, sollen sich plötzlich trennen, trennen, ohne sich je wieder zu sehen, ohne je wieder voneinander etwas zu hören?

Das ist der Beginn eines neuen Daseins. Das ist genau so, als ob der andre Teil gestorben wäre.

Nein, nicht gestorben, es ist schlimmer. Der Tod ist das Übernatürliche, das Übermenschliche, die Natur, die eingreift und einen Trennungsschnitt ausführt. Der Tote kommt nie wieder, die Rechnung ist beendet.

Damit findet man sich vielleicht schwer ab, aber es ist etwas Unabänderliches darin, einmal findet man sich ab und man behält das Andenken, die Erinnerung! Behält das Grab, das man schmücken und pflegen kann, an dem man trauern und weinen kann, an dem man in Gedanken zurückzukehren vermag zu einstigen glücklichen Tagen.

Man behält das Bild der Lieben im Herzen. Man kann es vor sich sehen auf dem Papier und sagt sich, so sah sie aus. Ihr Auge lächelt mich nicht mehr an, aber wenn sie hier wieder vor mir stünde, wenn ich mit ihr

vereint würde, träfe ich sie einmal wieder dort oben, so gehörten wir wieder zu einander, so verstünden wir uns, so wäre es — und lägen auch Jahre dazwischen — als hätte niemals unser Bund ein Ende gehabt.

Man könnte denken, wenn man ein gläubiger Mensch ist: ich kämpfe mein Leben noch durch, ich will auf dieser Erde allein weiter gehen, will ernst und stark sein und nicht trauern und verzagen, denn ich sehe und finde sie ja wieder.

Und man könnte auch denken: das, was einem die Arbeit, was einem das ganze Leben möglich macht, ist das Bewußtsein: wir sehen uns wieder. — Ich bin nun ein gläubiger Mensch, ich würde es zu trostlos finden, wenn wir in das Nichts starrten. Wenn auch für mich mein Leben Last und Qual ist, so besitze ich doch Glauben und Mut genug, um es nicht durch einen kurzen Schuß von mir zu werfen.

Ich könnte mir vorstellen, daß man so sein Dasein verbrächte und schließlich gern und heiter auf immer die Augen schlösse, in der Sicherheit des Wiedersehens. — Aber nun denken Sie, daß dieses Wesen, dessen Dasein mir gehörte, für das ich sorgte, das mein erster Gedanke war beim Erwachen und mein letzter, wenn ich mich zur Ruhe legte, daß dieses Wesen tot ist für mich, und doch lebt, daß es auf der Welt ist und ich nicht zu ihm sprechen darf, daß es heute unter demselben Dache weilt, unter dem ich schlafen werde, und mir nicht gehört, mir fremd ist, wie ein Stubennachbar, den das Schicksal an der Table d'hote mit mir zusammengeworfen, von dem ich nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er geht, wie er heißt und wer er ist.

Nicht so fremd, nein, fremder, ferner. Dem unbekannten Nachbar kann ich mich vorstellen, ich könnte mit ihm sprechen, wenn ich es in meiner Öde und Einsamkeit nicht mehr ertragen kann.

Aber mit ihr kann ich es nicht.

Sie atmet dieselbe Luft wie ich, sie kann sich mir gegenüber setzen und sie existiert nicht für mich.

Kann man denn aber Jahre aus dem Leben streichen? Die sind doch einmal gelebt, unwiderruflich gelebt! — —

Der Rittmeister hatte bis hierher ohne Unterbrechung gesprochen. Es war ganz dunkel, ich konnte seine Züge nicht erkennen. Er brach plötzlich ab, ich merkte es seiner Stimme an, daß er nicht mehr weiter konnte.

Unten plätscherte und gluckste das Wasser. Von fern klang dumpfes Rauschen von den Räderschaufeln eines Dampfers, man sah seine Lichter nicht, sie waren noch hinter den Bäumen verborgen. Mir war es, als ob der Rittmeister schluchzte, dann räusperte er sich ein paarmal und ich meinte, er würde wieder beginnen zu erzählen, doch er schwieg noch immer.

Ich wollte nicht fragen, er mußte von selbst anfangen.

Ich wußte ja noch nicht, was nun eigentlich geschehen, wie er sich von seiner Frau getrennt und wie sie schließlich doch einen andern geheiratet hatte. Denn der Herr, der mit ihr war, war doch ihr Mann.

Ich blieb lange meinen Gedanken überlassen, dann setzte er wieder ein und begann:

— Ich möchte Ihnen die Einzelheiten der letzten Unterredungen von damals ersparen.

In diesem Augenblick klang von der Veranda des

Hotels herüber der vierstimmige Gesang von „La bella Napoli“ und da sprach er nicht weiter. Beinahe einen Abend um den andern kam eine jener herumziehenden Sängergesellschaften, um den Hotelgästen etwas vorzutragen. Die ersten Abende hatte es uns Spaß gemacht, aber jetzt kam es mir vor — obgleich die Stimmen hübsch waren — als finge ein Leierkasten unter dem Fenster an zu dudeln „O lieb so lang du lieben kannst“ gerade in dem Augenblick, wo man eine Herzenseröffnung machen will.

Die Stimmung war so jäh abgerissen, daß der Rittmeister plötzlich aufstand und sagte:

— Das langweilt Sie ja, das sind Sachen, die fühlt bloß der, den es angeht.

Statt aller Antwort schob ich meinen Arm in den seinen, und wir gingen nach der Landungsbrücke der Dampfschiffe, um der Musik auszuweichen.

Ich fragte, nachdem wir stumm eine Weile am Quai auf und nieder geschritten waren:

— Wer ist denn der Herr, der hier mit ihr ist?

Der Rittmeister ließ plötzlich meinen Arm los und blieb stehen:

— Nun, Weser!

— Weser, wie ist das möglich?

Er fuhr auf, als wäre er in Gedanken gewesen:

— Ach so, das habe ich gar nicht erzählt. Ja, richtig, richtig! Das war nämlich so: Als ich damals diese Unterredung mit meiner Frau hatte, wo ich sie frei gab, mußte ich mir doch auch überlegen, was aus ihr würde. Weser wollte ja nichts von ihr wissen.

Ich bin mit ihr überein gekommen, sie sollte zu

ihren Eltern gehen und dort ein halbes Jahr bleiben. Ich habe ihr das Versprechen abgenommen, daß sie in dieser Zeit nicht nach Hannover zurückkehre.

Nach Ablauf eines halben Jahres wollte ich sie dann noch einmal fragen, ob sie immer noch dächte wie früher. Hätte sie dann diesen Mann vergessen, so wären wir wieder zusammen gekommen, blieb sie bei ihrer Meinung, nun so mußte eben die Scheidung eingeleitet werden.

Sie war einverstanden, und wir trennten uns. Wie ich dieses halbe Jahr zugebracht habe, weiß ich kaum zu sagen. Der Tag, an dem nun endlich die Erklärung erfolgen sollte, war aber für mich wie ein Todesurteil, das gefällt werden wird — man weiß es genau — und nur durch äußere Umstände hinausgeschoben ist.

Ich hatte keine Hoffnung, ich wußte, es ist aus. Und es war aus.

* * *

Der Rittmeister zog seine Brieftasche hervor, blätterte darin und griff ein Papier heraus.

Der Quai lag verlassen da, an der Landungsbrücke brannte die einsame Laterne und beim Licht dieser Laterne ließ er mich einen Brief lesen.

Er enthielt nur die paar Worte: „Es bleibt dabei. Ich kann nicht anders und werde nie andrer Ansicht werden.“

Der Rittmeister faltete das Papier wieder zusammen,

nahm meinen Arm und während wir am Gestade auf und nieder gingen, sagte er kurz:

— Ich habe daraufhin die Scheidung eingeleitet. Einer mußte die Schuld tragen, ich liebte diese Frau, ich zürnte ihr nicht. Für mich war alles gleich, ihr wollte ich den Weg ebnen. Eine Frau trifft so leicht ein Makel. Da habe ich die Schuld übernommen.

* * *

Nun gingen wir noch lange schweigend auf und nieder. Ich hatte nichts hinzuzufügen, auch fragen wollte ich nicht, obgleich er mir noch die Erklärung schuldig war, wie es gekommen, daß dieser andre, der doch nichts von ihr hatte wissen wollen, heute ihr Mann war. Aber ich erfuhr es nicht von ihm, und ich rührte nicht weiter daran.

Ich hatte wohl ein Gefühl, als dürfe ich ihn in dieser Stimmung nicht allein lassen, doch ich konnte nur schwer meine Abreise verschieben, da ich Verwandte schon von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt.

So wollte ich zu Bett gehen, wegen des zeitigen Aufbruchs am andern Tage, aber der Rittmeister schlug mir vor, uns noch in den Restaurationssaal des Hotels zu setzen und ein Glas Bier zu trinken, er fürchte sich vor seinem einsamen Zimmer.

Wie wir nun schließlich als die einzigen Gäste dort im Saale saßen, kam er doch unwillkürlich wieder auf die Geschichte zurück und dabei fand es sich, daß er

seiner ehemaligen Frau — da er die Schuld übernommen — ein Jahrgeld zahlen mußte. Ich wunderte mich, als beiläufig die Höhe der Summe genannt wurde.

Da griff er nach meiner Hand und meinte, indem er sie ein paarmal drückte und mich durch seine Brillengläser mit unendlich traurigem Ausdruck ansah:

— So viel wäre ja nicht nötig gewesen, aber sie sollte nicht Not leiden, sie sollte leben, wie sie es bei mir gewohnt gewesen ist. Und sie brauchen etwas, denn schließlich, wie es gekommen ist, weiß ich nicht. Vielleicht ist es Mitleid von ihm, vielleicht hat sie ihn dazu gebracht, vielleicht liebte er sie doch und hatte sich's nur nicht recht eingestanden — Schuld, Sie verstehen mich, eine wirkliche Schuld war auf keiner Seite — er hat als ehrenhafter Mann gehandelt, und ich habe keinen Grund gehabt, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber als ich nach zwei Jahren erfuhr, daß sie sich geheiratet hatten . . .

Er unterbrach sich, zögerte, als schämte er sich und blickte sich um, ob kein Kellnerauge oder -Ohr in der Nähe wäre.

Dann fügte er hinzu, die Stimme dämpfend:

— Wundern Sie sich nicht, denken Sie von mir was Sie wollen, ich konnte nicht anders. Er hatte nichts. Was er besaß, hat er als Leutnant in Hannover verbraucht, es hätte nicht gereicht für sie beide. Aber nicht wahr, Sie fassen es richtig auf, ich liebe diese Frau doch noch heute, ich habe keinen Augenblick aufgehört, anders von ihr zu denken: ich habe das ihr Ausgesetzte verdoppelt. Wissen Sie, in einer Form . . . in einer Form, daß es ging. Sie bekommt es nicht, ich schicke es ihrem Vater.

Da flog zum erstenmal ein bitteres Lächeln über seine Züge, und er sagte in einem andern Ton als bisher, mit einem leisen Anfluge von Schärfe:

— Und sie sind hier von meinem Gelde. Sie verfolgen mich bis in meine Einsamkeit. Ich hätte etwas ausmachen müssen: Teilung der Erde. Es ist bitter, eine solche Begegnung!

Ich wollte besänftigen:

— Gott, sie benutzen vielleicht den Urlaub, sie haben doch keine Ahnung gehabt, daß Sie hier sind.

Das griff er lebhaft auf:

— Das glaube ich ja auch nicht. Übrigens ist er nicht mehr aktiv. Er hat vielleicht doch wegen seiner Ehe den Abschied nehmen müssen. Außerdem ist er krank, so kräftig er aussieht. Er ist herzleidend, und ich fürchte, es könnte ihr einmal ein großes Leid bevorstehen.

Ich antwortete schnell:

— Das wäre Vergeltung!

Doch er wies es zurück und seine Augen leuchteten:

— Nein, sie soll glücklich sein. Wie es mir geht, darauf kommt es nicht an, nur sie, sie soll glücklich sein.

— Und wenn er nun stürbe?

Er lächelte müde, erhob sich um zu gehen, und indem ich wieder den Gedanken Ausdruck gab, die mir unwillkürlich kamen, sprach ich zögernd:

— Vielleicht, vielleicht käme sie wieder!

Er schüttelte den Kopf. Ich fragte:

— Sie würden sie nicht mehr kennen?

Da öffnete er in unwillkürlicher Bewegung beide Arme,

die er leicht zur Seite hob und sagte, indem ein Lächeln wie eine Hoffnung über sein ernstes Gesicht glitt:

— Ach, wenn sie käme!

Die kleine Tänzerin

Es war einmal eine kleine Tänzerin. Jeden Nachmittag nach der Probe ging sie im Park, der sich hinter dem herzoglichen Hoftheater erstreckte, spazieren.

Immer legte sie denselben Weg zurück, an einem Kanal hin, den dichte Bäume überschatteten. Und immer begegnete sie zu derselben Zeit einem jungen Herrn, der sich wie sie im Freien erging.

Die kleine Tänzerin schritt stumm ihres Weges. Sie war wirklich klein, wie alle Tänzerinnen. Sie war einfach gekleidet, zierlich und nett, und blickte gar nicht auf, wenn sie den jungen Herrn traf.

Lange ging das so fort. Und immer begegneten sich die beiden. Der junge Herr betrachtete sie und dachte im stillen: Wer mag das wohl sein?

Und sie blinzelte auch von weitem, sah ihn und meinte: Wer mag das wohl sein?

Aber es vergingen Wochen, und sie sprachen nicht miteinander.

Nur kam es beiden sehr komisch vor, daß sie sich immer in dem einsamen Park trafen, wo kaum jemand ging, und doch voneinander nicht wußten, wer der andere sei.

Und eines Tages fügte es sich, daß die kleine Tänzerin

und der junge Herr, während sie aneinander vorüber schritten, wie auf Kommando lächeln mußten.

Am nächsten Tage verlangsamte der junge Herr seinen Gang und zog tief den Hut.

Die kleine Tänzerin neigte stumm ihren Kopf und ging weiter.

Seitdem grüßten sie sich, aber sie sprachen nicht miteinander.

Endlich eines Tages blieb der junge Herr stehen und auch die kleine Tänzerin ging nicht weiter. Und nun sagte er, indem er höflich grüßte:

— Ist es nicht eigen, daß wir uns immer hier sehen?

Sie lächelte und schwieg.

Da meinte er, um die Unterhaltung fortzuführen:

— Sie gehen am Kanal hinauf, ich gehe hinab, dann kommen Sie herab und ich gehe hinauf. Wenn wir nun anfingen beide hinaufzugehen und dann beide herab?

Da lächelte sie wieder, daß man ihre Zähne sah, wie sie es beim Ballett auf der Bühne that, wie es alle anderen Tänzerinnen machten.

Es war schön schattig unter den Bäumen. Neben ihnen zur linken Seite glitzerte das Wasser, in dem sich die Sonne spiegelte; possierliche, kleine Enten huschten darauf herum und fraßen gierig die grünen Blattlinsen mit dem breiten Schnabel.

— Die Tiere sind niedlich, — meinte der junge Herr.

Sie blieben stehen und sahen eine Weile den Enten zu.

Dann gingen sie weiter, ganz langsam nebeneinander her, immer einen Schritt entfernt. Und der junge Herr

begann zu erzählen. Er sprach vom Frühling, von der milden Wärme, die in diesen ersten Maientagen auf der Erde lag, vom jungen Grün, von Knospen und Blättern, und er sagte, wie er diesen Park gern hätte mit den verschwiegenen Laubgängen, mit den zugestutzten Hecken nach altfranzösischem Geschmack. Er erzählte, wie genau er jede Figur kenne, die in den Taxusnischen stand, wie er immer über die Faune gelacht, die Wasserspeier und neckischen Tritone.

Er gestand, daß es hier in der kleinen Stadt nichts Schöneres für ihn gäbe, als diesen Park. Es sei in diesem verschlafenen, winzigen Städtchen seine einzige Lust, sein einziges Vergnügen.

Der junge Herr wußte nichts davon, wer die kleine Tänzerin war. Er meinte, sie würde wohl hier in dem Neste nicht viel zu thun haben und ginge deshalb zur gleichen Stunde im Park spazieren.

Dann blieben die beiden stehen, und er fütterte mit Brotkrumen, die er aus der Tasche geholt, die Schwäne mit ihren lächerlich steifen Hälsen. Und immer erzählte er dabei, machte aufmerksam auf einen Durchblick, der hinten eine Wasserkunst sehen ließ, deutete auf die Maiglöckchen, die überall blühten, weiß wie blendendes Schneelicht.

Und immer malte er mit der Hand die Umrisse:

— Sehen Sie, wie dort das Dunkel des Buchsbaums gegen das frische, satte Grün der Wiese steht und dazu dieser blaue Himmel und da oben eine ganz weiße Wolke in zwei langen Strichen übereinander, rund wie eine Cigarre! Das ist schon beinahe stilisiert. Da braucht man nichts dazu zu thun.

Die kleine Tänzerin nickte stumm und blickte hinauf, sah hinüber zu allem, was er ihr zeigte.

Immer träumte er von Farben, von Umrissen. Der Laubgang, wie er sich in der Tiefe verlor, die Perspektive machte ihm Spaß, wie einzelne Blätter hineinhingen, wie die alten Sandsteinbänke, plump, beinahe gleich antiken Sarkophagen, in der Ferne winziger und winziger wurden.

Und die kleine Tänzerin blieb immer stumm. Aber ihr großes Auge schweifte umher und schien alles zu begreifen, was er sagte.

Als sie ans Ende der Allee kamen, traf es sich wie von selbst, daß sie sich zur einen Seite wandte und er zur anderen und er grüßte und sie leise den Kopf neigte wie eine Prinzessin, und sie war doch nur eine kleine Tänzerin.

Beide meinten, es sei ja nicht nötig, etwas auszumachen, sie trafen sich ja doch wieder nachmittags beim Spaziergang.

Die kleine Tänzerin kam wieder und der junge Herr ihr entgegen. Er grüßte, sie gab den Gruß zurück. Dann gingen sie abermals nebeneinander her, immer einen Schritt getrennt. Wie das erste Mal erzählte er, erzählte, und sie sah ihn an und sie blickte in den Frühling hinaus, und da verstand sie alles.

Er dachte nicht daran, daß sie antworten sollte.

Ihn störte kein Schweigen. Er träumte: die Welt war so schön, die kleine Dame so nett, so zierlich und fein. Was brauchte es da Worte? Wozu die Stimmung stören?

Wieder trennten sie sich, und die kleine Tänzerin hatte noch kein Wort gesprochen.

Aber allmählich, wie sie vertrauter miteinander wurden, wie sie sich öfters sahen, fragte er sie etwas, und da blieb sie stumm.

Er meinte, sie habe nicht gehört und wiederholte es.

Sie blieb stumm.

Da fragte er noch einmal, und als sie nichts sagte, sondern hinausblickte zur Seite, wo wieder die Enten sich auf dem Wasser haschten, meinte er, er habe sie gekränkt, sie wolle nicht antworten. Nun schwieg auch er.

Die kleine Tänzerin sah ihn mit großen Augen an, und am Schluß, als er immer nichts gesprochen, meinte nun sie, er sei böse, und ihr trat eine Thräne ins Auge.

Er sah es:

— Was weinen Sie denn?

Da machte sie plötzlich eine Gebärde, legte die Hände an den Mund, that, als wolle sie sprechen, und mit unendlicher Feinheit und Grazie deutete sie mit dem Finger auf die Zunge, blickte ihn mit ihren großen, seelenvollen Augen an, in denen alles lag, tiefer Schmerz, Freude, Beschämung, der Wunsch, sich ihm verständlich zu machen, und leise schüttelte sie traurig den Kopf.

Da verstand er. Sie konnte nicht sprechen.

Aber er sah ihr schwarzes Haar, ihr dunkles Auge und den leicht gebräunten Teint, und meinte: Sie versteht meine Sprache nicht, sie ist eine Fremde!

Da begann er, sich der Jahre in Italien zu erinnern, wo er dort studiert und gemalt und fragte:

— Parlate italiano?

Sie schüttelte den Kopf und blieb stumm.

— Vous êtes Française?

Die kleine Tänzerin schüttelte wieder den Kopf und schwieg, denn sie war stumm.

Sie wollte ihn aufklären, aber er fragte nicht mehr und ging an ihrer Seite, und sie freute sich, daß er mit ihr ging, und er gefiel ihr, und sie hatte Angst, wenn er erriete, was ihr fehle, die Sprache, die da ausdrückt, daß wir hassen und lieben, — daß wir lieben, ach lieben! — käme er nicht wieder.

Da ließ sie ihn dabei. Mochte er denken, sie wäre eine Fremde und verstünde ihn nicht. Aber ab und zu sprach er doch, und dann nickte sie, und er begriff, er sollte sprechen.

Da erzählte er wieder vom Erwachen des Frühlings, von der Farbenpracht der Blumen, der Gräser, des Laubes, des Himmels, vom Spiegeln des Wassers, vom Dunkel auf den Wegen, er zeigte ihr wieder malend mit der Hand die Umrisse, wie es die Maler thaten.

Dann trennten sie sich. Und die kleine Tänzerin ging abends ins Theater, zog sich mit den anderen an in dem großen gemeinsamen Raum, und wenn eine kam und wollte eine Haarnadel von ihr borgen, stotterte sie nur:

— Na, na, na, na, na.

Und immer dachte sie an den jungen Herrn. Der erhellte ihr Leben, daß sie ihren Kummer vergaß, daß sie über die Abende hinwegkam, wenn in der Pause die anderen Mädchen herumstanden und schwatzten und erzählten, und sie konnte nicht mitthun.

Die eine sprach vom Geld, die andere von einem neuen Hut, eine sagte, der Ballettmeister habe sie zurückgesetzt, ihr gebühre der Solotanz. Die dritte erzählte von

ihrem Liebsten. Dann waren welche, die verabredeten sich nach dem Theater. Alle hatten ihre Freude, ihre Heimlichkeit. Die kleine Tänzerin aber mußte es anhören, denn sie verstand alles, nur ihre Zunge war gelähmt — und zu all dem konnte sie bloß sagen, während ihre Augen groß aufleuchteten:

— Na, na, na, na, na.

Am andern Morgen bei der Probe, wenn die Mädchen im Ballettsaal an der Stange übten, war die kleine Tänzerin immer vorn und eine der besten. Aber dann ging das heimliche Gekicher los, da stand sie wieder abseits, und hätte doch den anderen sagen mögen: Ich weiß alles und höre es und verstehe, kann's nur nicht sagen. Ich habe auch Glück, ihr nicht allein. Wenn ihr in den Schloßpark kämet, nachmittags, wo kein Mensch dort geht, da solltet ihr einmal staunen, wie schön er spricht. So einen habt ihr doch nicht.

Dann mühte sie die ungelenke, schwere Zunge ab und stotterte doch nur mit einem Ausdruck, daß man das heiße Bemühen sah, sich verständlich zu machen, aber nicht wußte, war sie traurig, war sie böse, war sie lustig, war sie gut:

— Na, na, na, na, na.

Doch jetzt war ihr alles gleich. Sie freute sich nur auf den Nachmittag, wenn sie den jungen Herrn traf im Park: mit dem langen Gehrock aus Paris und der dreimal umgeschlungenen hohen Kravatte, wie man sie 1830 knüpfte, dem Cylinder, und dem Stock mit silbernem Knopf.

Er war immer nett und freundlich, er war zutraulich wie ein Kamerad, er schob den Arm in den ihren, und

jetzt gingen sie am Kanal hinauf, nicht mehr getrennt, keinen Schritt dazwischen, sondern ganz eng, Seite an Seite.

Da sagte er ihr, weil er meinte, sie verstünde ja doch nicht den Sinn der Worte:

— Kleines Tierchen, das ich hier treffe jeden Tag, du bist so niedlich, du bist so klein, so zierlich, weißt du denn eigentlich, wie niedlich du bist?

Sie schien die Augen zu Boden zu schlagen.

Er fuhr fort:

— Ich kann dir's ja sagen! Du verstehst ja meine Sprache nicht. Du hast die tiefsten Augen, die ich je gesehen und wie ein Püppchen siehst du aus! Dich müßte ich mal im Rokokokleidchen sehen, wie eine Wachsfigur! Du paßtest hier in den Park, in den Zopfgeschmack. Wenn ich mit dir sprechen könnte, — ich glaube fast — ich könnte dich lieben. Aber so fehlt dir die Seele, und die Seele muß doch sein, sonst wärst du ja wie tot. Siehst du, Blicke thun's nicht allein, Seele um Seele wollen wir tauschen, deine Gedanken will ich wissen, deine Liebe, deinen Haß. Aber kleines Tierchen, zu einem Scherz bist du zu nett, das thäte mir doch weh. Ja, ja, ich kann auch edelmütig sein. Aber zum Ernst fehlt dir die Seele, und die will ich haben, also — es hat keinen Zweck.

Sie blickte ihn plötzlich groß an und öffnete den Mund, als wollte sie sprechen. Sie war rot geworden bei seinen Worten.

Und da legte er plötzlich, wie einer kleinen Freundin, die Hände auf ihre Achseln, sah ihr ganz nahe ins Gesicht,

und es war beinahe, als spräche er mit einem klugen Hunde, der aus dem Tonfall nur entnehmen müßte, was sein Herr wollte:

— Du liebes, kleines Tierchen, ich muß gehen. Ich sage dir's noch einmal, zum Scherz bist du zu nett, zum Ernst hast du keine Seele. Seele, das einzige, das ich will am Menschen. Aber ich danke dir für die hübschen Tage, meine Arbeit ist fertig, die Prinzessin, die ich malen sollte, habe ich gemalt, das Porträt hat — und nun lächelte er ganz leise und näherte sich noch mehr ihrem Gesicht: — allerhöchsten Beifall gefunden und hättest du nun eine Seele, bliebe ich hier. Aber so muß ich weiter, die Arbeit wartet, Arbeit ist das, was den Künstler macht und erhält. Dir aber danke ich für die Stunden an diesen öden Nachmittagen in dem kleinen Nest, und nun lebe wohl. Sei mir nicht böse, es geschieht dir nichts dabei, du wischt's wieder weg, und dann ist es vergessen.

Dabei neigte er sich langsam zu ihr und küßte die kleine Tänzerin auf den Mund. Sie gab ihm widerstandslos ihre Lippen, und er preßte sie leise an sich.

Dann wandte er sich zum Gehen und grüßte, wie er sie das erste Mal gegrüßt, lächelnd, förmlich und doch lieb und freundlich.

Da krampfte sich das Herz der kleinen Tänzerin zusammen, sie sammelte alle Kraft, sie mußte sprechen, einmal in ihrem Leben, und sie bemühte sich, daß ihr die Adern am Hals schwollen, streckte den Kopf vor, öffnete die Lippen und wollte ihm nachrufen: Bleib hier, ich liebe dich ja! Ich will ja mit dir sprechen, ich kann's nur nicht! Aber habe Geduld mit mir, ich lerne es noch. Bleibe nur! Bleibe!

Und dabei nahmen ihre Augen einen Ausdruck übermenschlicher Angst, übermenschlichen Entsetzens an, und sie rief, häßlich, grell wie eine Irrsinnige:

— Na, na, na, na, na!

Der junge Herr wandte sich um, er meinte Laute gehört zu haben von fast tierischem Klang.

Und er sah die krampfhaft aufgesperrten, gekrümmten Hände, sah ihren Hals sich blähen, sah diesen übermenschlichen Ausdruck in den Augen. Und dem weichen Schönheitsmenschen, dessen Bilder auch etwas Verträumtes hatten, der dem Häßlichen aus dem Wege ging, wo er konnte, schien dieses tierische Lallen so entsetzlich, daß er meinte, eine Wahnsinnige stünde vor ihm. Er beschleunigte seine Schritte und eilte den Laubgang hinunter. Sein langer Gehrock flatterte hinter ihm her, die schlanke, schmächtige Gestalt verschwand an der Biegung, und alles war still.

Die kleine Tänzerin blickte ihm nach, als könnte sie es nicht fassen. Ihr Mund blieb offen, ihre Augen waren aufgerissen, die Hände hatte sie seitwärts gespreizt, wie Krallen verkrampft. Sie wollte ihm nachstürzen, ihn halten, rufen, aber sie konnte ja nicht sprechen. Sie hatte geglaubt, in diesem Augenblick mit einem Satz hineinzuspringen in die Sprache, in das Dasein, in die Liebe, in das, was alle anderen genossen.

Sie hatte sich anziehen können, hatte zu essen gehabt, mehr brauchte sie nicht. Und wenn sie von all dem Unrat der andern hörte, so hatte sie sich wohl mit ihrem Gebrechen ausgesöhnt und gemeint: Das bewahrt mich vor manchem.

Aber nun wollte sie auch einmal Mensch sein, sprechen,

wie das Kind, wenn es die ersten Schritte thut, sprechen, wie es dem niedrigsten, schlechtesten Menschen gegeben war, nur einmal in ihrem Leben, nur einen Satz, nur ein paar Worte, nur: Bleib hier!

Dann wäre er geblieben, dann wäre auch bei ihr einmal das Glück zu Gast gewesen, wenn sie dann auch nie im Leben wieder einen Ton über die Lippen gebracht hätte.

Die kleine Tänzerin ließ die Arme sinken, setzte sich langsam auf die steinerne Bank im Laubgang am Wasser, starrte vor sich hin, und die Thränen traten ihr in die Augen, flossen unaufhaltsam die Wangen hinab.

Als die Dämmerung sich langsam über den Park niederließ, saß sie noch immer regungslos auf der Bank. Sie trocknete ihre Thränen, sie ward wieder starr und steif, stand auf und ging dem Theater zu. Sie mußte heute abend tanzen. Das konnte sie ja, dazu brauchte sie die Sprache nicht.

Und an diesem Abend legte sie in ihren Tanz all ihre Liebe, ihren Schmerz, ihren Kummer, ihr Leid. Aber die Leute verstanden sie nicht, sie meinten nichts zu sehen als wie alle Tage — eine kleine Tänzerin.

Der Fähndrich

Vor der Reichsstadt lagen sie nun bald einen Mond und kamen nicht vorwärts. Schon einmal hatte Bischof Erich geschrieben, warum sie nichts vor sich brächten. So fest sei die Stadt nicht. Aber der Hauptmann Eyß von Simmbach mußte antworten, für den Mai wäre der Sold noch nicht bezahlt und sie schrieben Juli 1530.

Da drängte der Bischof und ließ vernehmen, die Stadt sei nicht arm! „Der Kaufherr“ könne zahlen! Gold sei da und Geschmeide und auch ein Tropfen Weines. Nur die Kirche sollten sie schonen. Und der Hauptmann ließ Lärm schlagen, forderte die Knechte zu einem Gespräch. Sie mußten Weiber lassen, Würfelspiel und die Beuteochsen am Feuer und hintreten in die Mitte des Lagers zu dem Wald von langen Spießen und Fahnen.

Da redete Herr Eyß von Simmbach also:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, ihr wißt, der Bischof kann nicht zahlen, aber er hat uns ein Brieflein geschickt und kund gethan, daß in der Stadt gute Beute ist zu holen. Der Kaufmann ist reich an Gold und Geschmeide und ist auch ein Tröpflein Weines im Faß. Nur der Mönchlein und Kirchen sollt ihr schonen. Seid ihr's zufrieden, so sollt ihr brennen und wirtschaften bis wir bezahlt sind.

Die Landsknechte murmelten durcheinander, ob sie darauf sollten eingehen und der Fähndrich Heinrich Burghardt, dem der Franzos bei Pavia ein Auge ausgestochen, trat vor in seiner Pluderhose von fünfundzwanzig Ellen Stoff (das linke Bein allein, denn das rechte trug er nackt, daß man die Kriegsnot sähe, bei der es über die Gewänder ging) und sprach:

— Lieben Freunde, der Pfennigmeister hat unser vergessen und einen Mond kein Stück Geld auf den Lauf gezahlt. Aber wollt ihr's zufrieden sein, so nehmen wir die Beute, daß wir uns bezahlt machen an unserm Solde. Und können ja einen Eid thun, wir wollen der Kirche schonen.

Die Knechte riefen:

— So ist es!

Der Hauptmann war's zufrieden, daß sie schwören wollten. Sie hoben die Hand und versprachen, alles zu schonen, was geistlich sei und wer dawider thät, sei kein ehrlicher deutscher Knecht, sondern gleich einem wälschen Hundsfott und käme in des Profoßens Gewalt.

Darnach gingen sie auseinander zu Weibern und Würfelspiel, ließen sich den Ochsen schmecken, wenn er auch schon ein wenig verbrannt war. Das spülten sie hinunter mit der letzten Kanne Wein, denn andern Tages hatten sie ja doch Überfluß, wenn erst die Reichsstadt ihrer. Und ergötzten sich baß mit den Weibsbildern im Lager. Weil es aber der Abend war vor der Schlacht, machten sie einen Tanz an den Feuern. Die Trommeln mußten gerührt werden und Zinken und Pfeifen klangen darein. Da es nun ganz Nacht ward, gingen sie abseits mit den Dirnen in die Zelte oder lagen draußen, denn es war milde Luft.

Nur der Fähndrich Heinrich Burghardt blieb allein sitzen, der war ohne Weib und mochte die Mädchen nicht, die der Hurenweibel unter sich sah. Er strich sich den Schenkel, wo ihm eine alte Narbe brannte, die ihm ein Schwyzer beigebracht, und dachte an die Türkenzeit vor Wien, da er mit andern deutschen Knechten der Christenheit das Zittern genommen. Dann strich er sich den langen, struppigen Bart und streckte sich allein am Feuer zum Schlaf.

* * *

Die Kartaunen huben an zu donnern und die lange Schlange schwarz und rot bemalt, der „Schnurrhindurch“ schickte seine Kugeln gegen die Reichsstadt. Auch einen Hauptmörser, den „Hummel“, hatten sie mit, der warf hoch im Bogen sein Steingeschoß als Gruß zu den Bürgern, daß ihnen das Herz mochte verzagen.

Dann rückten die Knechte an. Und die Trommeln und Pfeifen machten einen großen Lärm. Voran lief die Blutfahne, an verlorenen Gesellen zur Sühne, die eine üble Sache gehabt und wieder die Ehr' frumber deutscher Knechte verstoßen. Folgte dann die gevierte Ordnung mit langen Spießen, Hakenbüchsen und Fahnen.

Und Herr Eyß von Simmbach wandte sich um und sprach also:

— Lieben Freunde lasset uns beten!

Da sanken die Knechte nieder auf ein Knie insgemein und riefen mit lauter Stimme:

— Herr Gott, der du einen Deutschen nie hast verlassen im Stündlein der Not, Herr Gott, gieb uns Glück

und Sieg, daß wir die Stadt mögen nehmen und uns bezahlt machen an unserm Solde.

Worauf sie in die Erde griffen und eine Scholle hinter sich warfen, ein jeder, daß eine große Staubwolke entstand und man schier nicht wußte, wo Freund noch Feind. Darauf klangen die Trommeln, und der helle Haufen setzte sich in Bewegung. Die verlornen Gesellen voraus machten aber ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Da begannen auch die Bürger sich zu regen. Die Glocken läuteten Sturm, und auf den Wällen sah man Reisige zusammenlaufen. Nur spät war es und die Knechte standen oben, ehe denn die Stadt richtig erwacht, daß die Bürger ein furchtbarer Schrecken befiel und sie davonliefen mit großem Geschrei.

Die frumben Knechte aber stiegen hinunter in die Gassen, rissen von innen das Thor auf, daß der helle Haufe konnte nachdringen und schrieen:

— Nun laßt uns die sieben fetten Jahre antreten.

Und lauter klangen die Trommeln den Fünferschlag, nach der Marschweis': „Hüt' dich Bauer, ich kumm!" Nun heulten die Glocken, und die Bürger stürzten auf den Markt. Die Knechte aber liefen stracks durch die Straßen dorthin und stießen nieder, was sie fanden. Da hub ein großes Morden an und ward ein jämmerlich Geschrei vernommen. Der Bürgermeister aber und der Ratsherrn mehrere traten vor den Hauptmann, warfen sich auf die Kniee und flehten:

— Gnädigster Herr Feldhauptmann, habt Erbarmen mit unsrer armen Stadt. Wie sollten wir wissen, daß es ernst sei, daß Ihr wolltet unsre Mauern berennen, so Ihr bis heute habt unsrer geschont.

Da sie also gesprochen, gebot Herr Eyß von Simmbach Einhalt den Knechten, daß sie ließen die Waffen sinken, aber sie murrten insgeheim, denn sie meinten nicht anders, als sie sollten um die Beute betrogen sein. Der Hauptmann jedoch fand guten Rat, zeigte rückwärts auf den Brandmeister, der schon mit der Fackel zu Pferde saß, das Sengen und Brennen recht anzustellen, und gab zurück:

— Meint ihr, ihr sollt davon kommen, ohne daß euch ein Härlein würde kraus? Meint ihr, wir seien Hunde, die laufen und nicht beißen? Wir wollen uns schadlos halten für unsern Sold, und soll nichts vorweg genommen werden, sondern Gold und Geschmeide ist unser. Brandmeister, sieh zu, daß die Fackel brennt!

Als nun die Ratsherren ihn also reden hörten und sahen seine Augen leuchten, wird ihnen sehr bange und der Älteste, ein Greis mit Silberhaar, fing an zu zittern und rief:

— Gnädigster Herr Feldhauptmann, hört mich an, ehe Ihr Unglück bringt über unsre arme Stadt. Wir wollen Euch alles geben was unser ist, und mehr noch dazu, nur setzet uns nicht den roten Hahn aufs Haus. Ich habe Geld außen stehen, draußen im Land bei meiner Freundschaft, die Menge und keine Erben dazu. Ich wills holen gehen, wofern Ihr lasset Gnade walten. Bei zehntausend Goldgülden .... Behaltet Geiseln, damit Ihr wissen mögt, daß ich wiederkomm!

Da sprach der Hauptmann:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, ihr habt gehört, welchermaßen wir beschickt und angesprochen sind. Seid ihr's zufrieden, so soll er das Geld holen, indes wir

bleiben in der Stadt, und so er nicht kommt in einer Woche, soll sie brennen. Die Bürger aber bringen Kriegsgeräte, Essen und Trank, Gold und Silber hin auf den Markt, daß ich es verteile unter die Gemeine der Knechte! Geistlich Gut aber, welcher Art auch, sei frei, sonst ist's wider unsre Ehre!

Das waren die Knechte wohl zufrieden und riefen insgemein:

— Geistlich Gut aber, welcher Art auch, sei frei, sonst ist's wider unsre Ehre!

Dann besetzten sie die Reichsstadt. Daß aber den Klöstern nichts widerführe, gab ihnen der von Simmbach eine Wache einem jeden.

* * *

Zu Sankt Ludgeri lag der Fähndrich Heinrich Burghardt. Erst waren die Klosterfrauen sehr erschrocken, daß ein Mann sollte bei ihnen sein. Als sie aber sahen, daß er verträglich schien und ehrbar, waren sie's wohl zufrieden. Dazu meinte die Oberin, einer mit einem Auge, der rauh war und nicht schön von Angesicht, möchte besser sein, denn ein Haufe junger, glatter Knechte, wie sie abends mit Gesang und Geschrei durch die Gassen zogen, trunken, männiglich bedrohend, so Mann als Weib.

Da geschah es, daß die Frauen ein großes Zutrauen faßten zu ihrem Beschützer, denn er kam ihnen freundlich entgegen. Abends saß er im Garten und war gar nicht wild anzuschauen, sondern grüßte die Klosterfrauen mit einem freundlichen Gruß. Und es gefiel ihm wohl,

den Leib zu pflegen, in weichem Bett schlafen und nicht auf Stroh. Die Stille behagte ihm, daß kein Lärm war der Troßbuben und all des Lagergeschmeiß'. War ihm auch das noch nie widerfahren in all den Jahren, seitdem er Spieß trug und Fahne.

Weil nun aber der Sommerabend lind war, ward ihm auch weich ums Herz, und wie er hinaussah in die grünen Bäume und in den Garten hinaus, schien es ihm schier, als sei hier gut weilen und besser als im Kriegslager. Und dachte wie ihm nie ein Flecklein Erde vergönnt gewesen, da er konnte sein Haupt zur Ruhe legen.

Da er nun so sann, blieben zwei Nönnlein stehen an seinem Wege und fingen ein Gespräch an von ungefähr. Es war aber eine Alte und eine Junge. Die Junge schwieg und sprach nicht, die Alte fragte nach der Welt, nach Krieg und Kriegsläuften. Der Herr Burghardt staunte baß, was sie wußte von draußen, als sei sie nicht dreißig Jahre in Klostermauern. Und sie fragte nach dem Feldoberst der Landsknechte Herren Schärtlin. Seine Hausfrau sei ihre Base.

Andern Tags kamen sie wieder, blieben stehen, und es fand sich, daß dem Fähndrich die Junge aufging. Hatte aber nie gedacht an andre Dinge als den Krieg, sprach auch nichts andres als von weltlichen Dingen, von Lust des Dreinhauens, von Schlacht und Sturm, von Wunden und Tod. Darob den Nönnlein ein Grausen lief über den Leib.

Und die alte Klosterfrau that die Frage, wo er sein Auge gelassen und lachte dazu, so recht versteckt mit dem zahnlosen Munde, denn sie dachte nicht anders, als in

einem Liebeshandel. Der Fähndrich aber strich seinen Schnauzbart, schlug sich aufs Bein, daß es klatschte und sprach:

— Das müßt ihr traun bei Pavia suchen! Ist dort ausgelaufen! Wird wohl da begraben liegen nebst dem Franzos, der mir's nahm!

Da schwiegen die Frauen, und der Herr Burghardt sah, wie in des jungen Nönnleins Auge eine große Angst zu lesen stand und Mitleid um ihn, um den noch keines je ein Mitleiden gehabt, seitdem er der Mutterhand entlaufen und sein Wehr und Waffen durch die Lande trug als ehrlicher, deutscher Knecht.

Als er nun schlafen gehen wollte in sein weiches Bett und drunten von der Gasse herauf ein großer Lärm klang, blieb er noch einmal auf dem dunklen Gang stehen zu lauschen, daß von den Genossen nichts geschähe wider die Sicherheit. War es ihm da, als hörte er Schritte und fand wie von ungefähr das Nönnlein neben sich, das zitterte sehr. Da erbarmte er sich ihres jungen Leibs und sagte:

— Liebe Schwester, Ihr müßt Euch nit fürchten.

Und sie sah ihn nur an mit ihren Augen. Sie gefiel ihm aber, war sie auch nicht eben schön. Fand er doch, sie sei anders, als die Lagerdirnen und beschaut sie von der Seiten. Da klang von der Gassen herauf das Lied aus wilder Knechte Kehlen, die Arm unter des Weges zogen:

„Die Lantzknecht machten ihr Ordnung fest
Ein Rat der ward beschlossen,
Ein verlornen Haufen man machen soll,
Ein Hauptmann ausgeschossen.

Hauptmann edel ist er genannt,
Man ruft ihn an mit Treuen,
Nimm den verlornen Haufen zur Hand
Laß dich dein Leben nit reuen."

Wie nun aber die Stimmen gar gräßlich rauh und wild waren anzuhören, drückt sich das Nönnlein an den Fähndrich, der fühlt ihren warmen Leib, wie er nimmer hat gefühlt, seit er den Spieß trug. Sie blieb aber neben ihm stehen, und er hub an zu reden, wie er zu den beiden Klosterfrauen geredet hatte von dem, was er wußte allein, von Dreinhaun, Schlachten und Wunden. Und da sie noch immer das Landsknecht-Lied vor Pavia hörten verklingen von der Gasse herauf, erzählte er davon, wie er gegen Schwyzer gestanden und Franzos.

Das Nönnlein aber zitterte sehr bei all dem Graus und ging nicht von seiner Seiten. Da kam ein großer Stolz über ihn wegen seiner Pflicht und des zerschlissenen Wamses, das er trug. Ein großer Stolz, daß er sei ehrlicher frumber deutscher Knechte Fähndrich und brüstete sich und ward weich, wie sonst nicht seines Sinnes Art, und sprach:

— Wann es aber ans Letzte kommt und steht schlecht um uns, bleibt noch ein ehrlicher Soldatentod. Will nit auf dem Stroh verrecken. Ist nicht Manneswert. Wann unser letztes Stündlein naht, dann heißt es sterben mit der Fahne, meiner angetrauten Braut. Und haut mir gar einer die rechte Hand ab, laß ich mir's nit anfechten, hab ich noch die Linke. So die aber auch fällt, nehme ich die Fahne zwischen die Zähne und wollen sie mir's entreißen und ich kann mich ihrer nicht erwehren, hüll ich mich in ihr Linnen als in ein Leichentuch, schick

ein Stoßgebetlein zum Himmel und wart' auf den letzten Streich!

Da war es ihm, als schauerte das Nönnlein zusammen und legt' sich an ihn an. War ihm aber solches nimmer geschehen und er griff um ihren Leib. Sie aber machte sich davon. Ist jedoch kein Schrei gehört worden.

Wie nun die Nacht ganz hereinsank, ward es dem Fähndrich gar wundersam auf dem einsamen Lager. Der Mond schien zur Kammer herein und ließ ihn nicht schlafen. Still war es ganz geworden. Nicht ein Laut zu hören, als aller Stund' der Ruf vom Türmer von Sankt Ägidien. Und die feine Lagerstatt plagte des Fähndrichs Glieder. War zu weich, daß allerlei Gedanken aufstiegen in seinem Hirn und er zurückdachte, wie er auch einmal ein junger Knab' gewesen und Liebeshuld genossen. Und die alten Narben an Fuß und Schenkel brannten, daß sie ihn mahnten, wie er sein Leben verthan im rauhen Kriegsdienst.

Da ist ein großes Brennen über ihn gekommen und hob sich vom Lager, that die Thür auf und schloß sie wieder fürsorglich, tappte den Gang hinab über die Stiegen bis dort, wo er des Nönnleins Zelle wußte, und fand keinen Riegel davor.

Da sie ihn aber sah, ward es ihr leid und fürchtete sich sehr und fing an zu rufen, er möchte ihrer schonen, und schrie laut, denn sie meinte gar, es ginge an ihr Leben. Er aber vergaß des Schwures, den die frumben Knechte gethan, bei ihrer aller Ehre.

Des Nönnleins kläglich Geschrei wurde aber vernommen im Schwesternhause, und die Frauen kamen gestürzt von

allen Seiten, ein brennend Lichtlein in der Hand. Und die Alte, die doch schön gethan mit dem Fähndrich, rief:

— Liebe Schwestern, es ist ein reißender Wolf unter die Schafe gefallen, lasset uns dem Feldhauptmann klagen, welche Schmach uns der angethan, so als ein Hüter und Schirm bestellt ist vor den Knechten.

Da aber der Fähndrich aus der Zelle ging, flohen die Schwestern vor seinem Anblick. Er aber rief ihnen nach:

— Was locket ihr den Mann mit Weibeskünsten, daß er seines Wortes und seiner Soldatenehre vergißt! Fürchtet nichts! Ich selbst will dem Hauptmann treulich alles melden!

Dann ging er in die Nacht davon, daß er seine Fahne übergäbe, denn er meinte, nun müsse sie wohl ein andrer tragen.

* * *

Auf dem Markt hatten die Landsknechte eine Ordnung gemacht, daß das gemeine Volk nicht könnte herantreten. Die Trommeln klangen und Pfeifen und alle Knechte standen in Waffen. In der Mitte aber hatten sie zwei Reihen aufgestellt mit den langen Spießen, daß eine Gasse frei ward, durch die man konnte lange schreiten. Alles Volk stand aber rundum, Bürger und Ratsherren. Auch der Alte, der heimgekommen war mit zehntausend Goldgülden beladen, die er ausfertigen wollte der Gemeine der frumben Knechte.

Vor den beiden Reihen aber hielt auf einem schwarzen Rosse Herr Eyß von Simmbach gar finster von Angesicht

und bedeutete den Trommlern zu schweigen. Und nun trat der Profoß vor die Reihe mit hoher Mütze und wallender Feder, an der Seite das Schwert und den Stab in der Hand und ließ sich also vernehmen:

— Lieben Freunde und frumben Knechte. Ihr wißt, wie wir einen Eid zum Himmel gesandt haben, daß wir schonen wollten, alles was geistlich ist, welcher Art auch, bei unsrer Ehre.

Da riefen die Knechte laut:

— Das wissen wir!

Und der Profoß fuhr fort zu reden:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, ich bitte ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Wie soll dem geschehen, so sein Wort bricht und unseres mit, damit die Welt weiß, was da gilt ehrlicher, deutscher Knechte Schwur?

Wieder riefen die Knechte laut:

— Er soll des Todes sterben!

Weiter ließ sich der Profoß vernehmen und war ernst und gewaltig anzuschauen:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, so klage ich an Heinrich Burghardt, Fähndrich, daß er sich vergriffen an eines Nönnleins Ehre und Leib und damit gehandelt wider den Schwur. Und spreche ihn schuldig, verletzt zu haben die Ehre frumber deutscher Knechte. Und überantworte ihn eurer Gewalt nach dem „Recht der langen Spieße“, so uns ausdrücklich verliehen durch kaiserlicher Majestät Gnade.

Da er nun also gesprochen, trat Heinrich Burghardt vor, grüßte die Gemeine und rief mit fester Stimme:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, ich bekenne

mich schuldig sonder Hehl, dessen was ihr gehört habt. Schuldig, unserer Ehre Schimpf angethan zu haben. Und sage das sonder Scheu, daß mich der Teufel des Fleisches arg geplagt, daß ich mich nit mehr hielt im Zaum. Habe aber ehrlich gefochten bei fünfundzwanzig Jahre wider Schwyzer und Türken und Franzos und die Fahne getragen in den feindlichen Haufen hinein und hätt sie nit gelassen, mir wär denn das Lebenslicht ausgeblasen. So fürcht ich mich auch nit, sondern geh in den Tod ohne Augenzucken. Besser ein Tod durch ein ehrlich deutsch Gewaffen, denn ein Tod auf dem Stroh. Hab auch genossen, was auf dieser Erd' ist zu genießen. Fand, es sei nicht gar so süß und mag nimmermehr. Will träumen, daß ich ging nun der letzten Feldschlacht entgegen. So bitt' ich euch denn um Verzeihung, lieben Freunde, wenn ich gefehlt wider deutscher Knechte Ehre, aber da ich selbst zu unserm Feldhauptmann gekommen bin, und hab gesagt all meinen Fehl, so bitt ich euch inständigest um letzte Gnade: ihr mögt's kurz machen. Stoßt zu wie bei Pavia und Wien, und wenn ich sollt weichen nach einer Seiten, so bitt ich euch, ihr mögt nit glauben, ich fürcht mich, sondern anrechnen, daß ich ein Auge verlor wider den Feind!

Als er aber so gesprochen, gab er seine Fahne ab und küßte ihr reines Tuch, wie er einst kein Weib angesehen, sondern nur seine Fahne. Kniete nieder dann zum Gebet. Als er aber aufstand, waren aller Augen naß.

Da trat der Profoß zu ihm, stellte ihn vor die Gasse der langen Spieße und gab ihm drei Streich auf die rechte Achsel, und sprach:

— Im Namen des Vaters, im Namen des Sohnes, im Namen des heiligen Geistes! Gott sei dir Armen gnädig!

Dann ließ er ihn laufen, und Heinrich Burghardt, der ein Fähndrich gewesen, trat in die Gassen, die Hände ineinander gelegt, die einst die Fahne gehalten, und betete laut mit fester Stimme:

— Ihr Heiligen, die ihr mir beigestanden in vielen Schlachten, verlaßt mich nit ....

Da geschah es, daß die Ersten aber inne hielten zu stoßen und konnte Herr Burghardt beten bis dahin, als ihm ein Spieß in die Seite drang, daß sein rotes Blut floß. Er ging aber fort, aufrecht, um einen Schuh breit nach der Seiten, wie er gesagt, und schrie laut, daß er den Schmerz überwände:

— Verlaßt nit einen frumben deutschen .....

Ist aber nicht weiter gekommen, denn die Eisen drangen auf ihn ein von rechts und links, daß erfüllt würde das Recht der langen Spieße zu frumber deutscher Knechte Ehre, wie es verliehen durch kaiserlicher Majestät Gnade.

Heinrich Burghardt fiel auf sein Angesicht und stund nimmer wieder auf.

Die Knechte aber knieten nieder insgemein und thaten ein Gebet um Heinrich Burghardts, der ein Fähndrich gewesen, Seele. Darnach machten sie eine Ordnung, zogen dreimal um den Körper. Die Schützen schossen dreimal ab im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, zogen wieder um den Leib und bildeten einen Beschlußring.

Und der Hauptmann winkte, daß der Profoß vortrat und sich also ließ vernehmen:

— Lieben Freunde und frumben Knechte, habt Dank für gute Justiz!

Darnach deckte der Freimann, der in Rot gekleidet ging, ein Tuch über den Körper, und Herr Eyß von Simmbach trat in ein Haus mit den Ratsherren, daß er das Geld erhielte. Die Knechte aber thaten sich zu den Dirnen und ließen was drauf gehen, denn es war Beutetag. Dachten aber an den Fähndrich nicht mehr und war jeder froh, daß ihm selbst nicht also geschehen.

Das Moralische

Eines Abends besuchte mich ein alter Bekannter, mit dem ich einmal ein gemeinsames Kommando hatte, Rittmeister Zernikow. Er trug ein richtiges Räubercivil, wie mancher Offizier aus kleiner Garnison, der nie in die Notwendigkeit gekommen, bürgerliche Kleidung anzulegen.

Nach einem erstaunten Ausruf, ihn plötzlich vor mir zu sehen, und ein paar Fragen meinerseits, fiel er sofort mit der Thür ins Haus und sagte halb wütend, halb als könne er es selbst noch gar nicht fassen:

— Denken Sie mal, ich habe den Abschied jenommen!

Da ich nicht wußte, ob das aus freudigem oder traurigem Grunde geschehen, machte ich nur ein Gesicht wie: „Ach nein!“ Er jedoch erzählte mir in kurzen Worten den Hergang:

— Ich wollte ihn nämlich jar nicht nehmen. Ich habe nu sieben Jahre 'ne Schwadron, habe immer janz nett abjeschnitten. Da sagt plötzlich bei der Besichtigung der Brigadekommandeur was von ‚mäßiger Vorführung‘ und ‚energisch besser werden‘, und das ärgert mich, denn das ist mir doch noch nicht passiert. Man schindet sich's janze Jahr, und dann kriegt man so was zu hören! Nee! Ich jehe also nach Haus und schreibe in der ersten Wut sofort mein Abschiedsjesuch. Wie ich dann ruhig jeworden bin,

war mir's leid. Aber ich dachte, der Kommandeur würde mir schon ins Jewissen reden, meine Schwadron wär' doch bis jetzt jut, — kein Jrund — Abschiedsjesuch zurücknehmen und so weiter. Aber nu denken Sie mal bloß, was da passiert. Nichts passiert! Der Kommandeur sagt keinen Ton und jiebt mein Abschiedsjesuch ruhig weiter. Es läuft den Instanzenweg durch, wird jenehmigt, und ich — bin nicht mehr Schwadronschef, werde abjegessen vom Regiment. Janz in allen Ehren. Kriege noch 'ne Rede vom Kommandeur beim Diner. Andenken bewahren. Alter lieber Kamerad. Bums. Ab. Aus ist es. Und ich habe 'n Civilrock an.

Der kleine, dicke, behäbige Mann machte nicht den Eindruck, als ob er sich im Dienste überanstrengt haben würde. Und ich konnte mir's schon denken, daß bei seiner Schwadron nicht gerade ein sehr energischer Dienstbetrieb stattgefunden hatte.

Mir kam auch die ganze Sache eigentlich mehr komisch wie tragisch vor. Wir rauchten eine Cigarre und redeten von Tod und Teufel. Schließlich sagte er, als ich schon dachte, er hätte seinen Kummer über den Abschied vergessen:

— Wissen Sie, das ist doch eigentlich eine Jemeinheit. Im stillen kann ich ja sagen, ich habe mich nicht gerade im Dienste blödsinnig überarbeitet. Aber sehen Sie mal, es war doch immer 'ne Beschäftigung und der Tag reichlich ausjefüllt. Die verfluchte Jeschichte ist jetzt die: daß ich mich langweile, um die Bäume 'ruff zu klettern.

— Na, aber in Berlin kann man sich doch amüsieren, antwortete ich.

— Na, wissen Sie, Berlin hin, Berlin her, so'n

junger Windhund bin ich nicht mehr, daß ich hier herumtoben möchte. Das macht man als Leutnant, für mich ist das nichts mehr. Aber nun sagen Sie bloß mal um Jottes willen, was soll ich den janzen Tag anfangen!

Ich wußte, daß er in sehr guten Verhältnissen war. So schlug ich vor:

— Halten Sie sich doch recht viel Pferde, reiten Sie im Tiergarten.

Er machte eine ganz verächtliche Gebärde:

— Nee, seitdem sie mich so schlecht behandelt haben, kann ich kein Pferd mehr sehen. Wissen Sie, den Winter im Tattersall herumzotteln, ist doch keen Vergnügen. 'n jroßer Bahnreiter bin ich nie jewesen.

Da war in der That guter Rat teuer, und ich riet nun aufs Geratewohl:

— Wissen Sie was, heiraten Sie doch!

Er antwortete nicht. Aus seinem Schweigen ersah ich, daß der Gedanke ihm nicht so unmöglich zu sein schien.

Wir ließen das Thema fallen. Als er sich empfehlen wollte, sagte er noch:

— Wollen Sie nicht mal bei mir essen? Ich habe mir 'ne Junggesellenwohnung einjerichtet mit einem Eßzimmer. Die ewije Restaurantesserei kann ich nicht vertragen, bei mir wird zu Haus jekocht.

Ich nahm an, und wir verabredeten Tag und Stunde.

Er wohnte am Kurfürstendamm in einem neuen Hause mit dem üblichen Marmorstuck.

Als ich klingelte, machte ein nettes, sauber gekleidetes Mädchen auf und ich trat in sein Zimmer, das ganz eigentümlich eingerichtet war.

Teils standen alte, wohl ererbte, Möbel darin, teils neue, wahrscheinlich sehr teure prunkvolle Stücke, und an den Wänden hingen regellos durcheinander Photographien, Regimentsbilder, Waffen, Rehgehörne, Hirschgeweihe, Reitpeitschen, Pferdebilder, kurzum, ein ziemlich wüstes Allerlei, das zum Teil die Möbelhandlung verriet, zum Teil Urväter Hausrat, zum Teil nach kleiner Garnison roch und jedenfalls gar nichts Individuelles und Charakteristisches besaß.

Es dauerte eine Weile, bis es zum Essen ging. Es fiel mir am Rittmeister auf, daß er etwas Verlegenes hatte.

Bald entdeckte ich auch den Grund seines Unbehagens. Die Thür öffnete sich nämlich plötzlich, und eine Dame — junges Mädchen — ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich sie bezeichnen soll, trat ein.

Jung war sie nicht, hübsch auch nicht, sie war aber gut angezogen und machte einen sehr netten, bescheidenen Eindruck.

Er stellte mich vor, doch ich erfuhr nicht, wer sie sei. Nun gab es zuerst eine fürchterlich steife Unterhaltung: er war verlegen, sie redete nicht, und ich wußte nicht, mit wem ich's zu thun hatte.

Glücklicherweise erschien kurz darauf der Diener und meldete in strammer Haltung:

— Es ist angerichtet.

Ich zögerte eine Weile, dann bot ich der Dame den Arm. Sie nahm ihn an, etwas befangen, und wir gingen ins Eßzimmer hinüber.

Sie saß in der Mitte, ich rechts, er links. Wir schütteten, ohne ein Wort zu sprechen, die Suppe hinunter.

Solange der Diener da war, schwieg der Rittmeister.

Sobald er das Zimmer verlassen hatte, bemühte er sich, irgend etwas zu reden.

Die Dame sprach gar nichts.

Mein Freund erzählte vom Regiment, und allmählich, nachdem wir erst ein paar Gläser Wein getrunken, ward die Unterhaltung etwas lebhafter.

Aber sie beschränkte sich auf uns beide. Ich suchte die Dame ins Gespräch zu ziehen, sie gab mir jedoch kaum ein Wort zurück.

Ich wußte wirklich nicht recht, was ich aus ihr machen sollte. Endlich ging mir, als ich hörte, daß er sie „du" nannte, eine Ahnung auf.

Aus allerhand Bemerkungen schloß ich, daß sie sich wohl seit langer Zeit kennen mußten. Sie benahm sich hier wie die Hausfrau.

Ich war froh, als wir endlich wieder drüben in seinem Zimmer saßen.

Ich hörte, wie er ihr zuflüsterte:

— Dicke, kümmere dich doch mal um den Kaffee.

Dick war sie nun gerade nicht, eigentlich das Gegenteil. Es schien ein Kosewort aus früheren Zeiten zu sein, vielleicht mochte sie in ihrer Jugend, die immerhin etliche Jahre zurücklag, wirklich dick gewesen sein.

Sobald sie hinausgegangen war, legte ich ihm die Hand auf den Arm und fragte schnell:

— Sag mal, wer ist denn das?

Er schien etwas verlegen zu sein:

— Gefällt sie dir?

Das sind nun so eigne Fragen. Wie man's immer thut, antwortete ich natürlich:

— Gewiß, Gewiß, sehr, aber sag mal, wer ist's denn?

— Ja, das kann ich dir nicht gleich so sagen. Weißt du, sie führt mir sozusagen die Wirtschaft.

Ich hatte nur noch Zeit, „Aha!" zu antworten, ein „Aha!", in dem alles Mögliche lag, als die Thür aufging und „die Dicke" mit dem Kaffee erschien. Und nun plötzlich hatte er irgend welchen Grund, seinerseits zu verschwinden. Ich glaube, er wollte mir Photographien vom Regiment zeigen, die er drüben im Schlafzimmer liegen hatte.

In Wirklichkeit sollte ich mich offenbar mit der „Dicken" selbst ins Einvernehmen setzen.

Nun befand ich mich in arger Verlegenheit. War sie Frau? War sie Fräulein? Ich sah nach ihrem Finger; sie trug überhaupt keine Ringe.

Ich fragte, ob denn der Rittmeister wirklich bereue, seinen Abschied genommen zu haben.

Die Dame meinte — und ein freudiger Ausdruck leuchtete aus ihren Augen:

— Ach, ich bin ja so glücklich, daß er den Abschied genommen hat! Hier kann ich doch immer bei ihm sein.

— Sind Sie denn damals in der Garnison nicht bei ihm gewesen?

Es war mir, als erröte sie etwas. Sie zögerte einen Augenblick, dann antwortete sie freimütig:

— Das wäre doch nicht gegangen, ich konnte doch nicht immer da sein.

— Wieso? Wenn ich recht verstehe, haben Sie die Wirtschaft geführt?

— Ja — doch nicht eigentlich.

Jetzt war sie aber wirklich rot geworden, und mir war's peinlich, das arme Mädchen in Verlegenheit gesetzt zu haben, denn ich wußte ja nun doch alles. Deshalb fragte ich:

— Kennen Sie ihn denn schon lange?

— Ach, wir kennen uns doch schon fünfzehn Jahre, über fünfzehn Jahre.

— Nein — was — so lange!

Sie setzte sich nun so, daß mir das Licht ins Gesicht schien und sie im Dunkeln blieb:

— Ach, ich bin doch schon alt. Das ist ja mein Kummer. Wenn ich doch nicht so alt wäre!

Ich fand sie auch alt. Aber sollte ich ihr nun sagen, sie sehe wie achtzehn Jahre aus? So meinte ich denn:

— Nun, der Hans ist doch am Ende auch kein Jüngling mehr!

— Finden Sie nicht, daß er jünger aussieht wie ich?

— Keine Spur! Ich finde, er sieht so gerade die gewisse Anzahl Jahre älter aus, die der Mann älter sein soll!

— Ja, wie bei Mann und Frau! — meinte sie und kniff dann die Lippen zusammen, als möchte sie es schon wieder zurücknehmen.

Unsre Unterhaltung geriet ins Stocken, und ich wünschte sehnlichst, der Rittmeister möchte seine Photographien gefunden haben. Aber er schien sie wohl nicht finden zu wollen, und ich fragte:

— Hat Hans eigentlich noch Verwandte?

— Nein, keinen Menschen.

— So, so. Und ... und ... Sie haben wohl auch niemand auf der Welt?

Ich konnte in ihren Zügen nicht lesen, denn draußen fing es allmählich an, dunkel zu werden. Und in dieser halben Finsternis faßte sie offenbar Mut, beugte sich zu mir und sagte mit Wärme, immer mit dem Blick nach der Thür:

— Nein, ich stehe ganz allein, und ich habe nur ihn. Sie müssen nicht denken, daß es mir leicht wird, so davon zu sprechen. Daß ich hier im Hause bin, ist sehr peinlich für mich, und ich habe lange Zeit gebraucht, um mich daran zu gewöhnen.

Aber ich habe ja wirklich niemand, keine Eltern, keine Verwandten. Ich bin nicht mehr jung, hübsch bin ich nicht, ich habe kein Geld, ich weiß nicht, ob ich mir etwas verdienen könnte, aber ich glaube es nicht, ich wüßte nicht, womit. Da habe ich bloß ihn. Ich weiß ja, daß das nicht recht ist. Ich bin nicht so abgebrüht. Bitte, denken Sie nicht schlecht von mir. Aber sehen Sie, das ist so allmählich gekommen. Wir kennen uns jetzt über fünfzehn Jahre.

Er war damals ein ganz junger Leutnant, und ich hatte meine Eltern noch, und da verliebte ich mich in ihn. Ich hoffe, er hat sich auch in mich verliebt, wenigstens hat er mir's doch gesagt. Ich glaube, er hat mich heute noch gern.

Und da sind so die Jahre hingegangen. Dann starben meine Eltern, und ich hatte niemand mehr, und mit ihm zusammen war ich doch nun mal.

Das war doch nun nicht rückgängig zu machen. Es

war ja Leichtsinn von mir. Sehr großer Leichtsinn, denn ich hatte eine gute Erziehung bekommen. Mein Vater war Betriebsinspektor an der Staatsbahn, und die Eltern dachten, sie würden mich noch ganz gut verheiraten, es haben auch ein paar angefragt, und ich wäre vielleicht jetzt eine ganz zufriedene Frau . . .

Aber ich hatte nun mal bloß den Mann da im Kopfe, und da habe ich — ach Gott, hat das Scenen zu Haus gegeben — da habe ich, jedes Mal wenn einer kam, nein gesagt. Der Vater war so vernünftig und hat mir alles vorgestellt. Er hat mir gar keine Vorwürfe gemacht, er hat mir nur gesagt: Mit deinem Leutnant, das hat doch keinen Sinn; heiraten thut er dich doch nicht!

Ja, und ich weiß heute nicht — vielleicht hat er recht, vielleicht auch nicht. Ich habe doch auch Reue gefühlt. Wenn man älter wird und denkt darüber nach, was man schließlich ist, da kommt auch mal so 'n Moment, daß man moralischen Kater kriegt, und wissen Sie, ich habe genug geheult . . .

Aber es geht doch nicht rückwärts im Leben, man wird mal nicht wieder jung, und 's ist vielleicht eine Dummheit von mir. Ich hätte doch niemand mehr geheiratet, das hätte ich doch nicht riskiert.

Und Hans ist immer gut gegen mich gewesen. —

Ich hatte mir ja nun längst das alles gedacht, aber diese stürmische Erklärung machte mir doch das Herz warm. Es war ja schließlich nichts als die alte Geschichte, die so tausendmal wiederkehrt: das Mädchen, das es gar nicht nötig hätte, auf Abwege zu geraten, das sich verliebt in

irgend einen jungen Menschen, das seine Jugend ihm schenkt und sie darüber versäumt, das dann erwacht und mit Entsetzen sieht, wie die Jahre vorüber sind, daß man nicht jünger wird, daß man Vergangenes nicht streichen kann.

Und er, ein junger Mensch, der sich in ein junges Blut vergafft, er weiß gar nicht warum, aus Zufall, aus Langeweile, der sich in sie verstrickt und an ihr hängen bleibt, den vielleicht gar nicht heiße Liebe oder tiefe Neigung mit diesem Wesen verbindet, aber den allmählich die Gewohnheit mit ihr eint.

Über diesem Paar streichen dann die Jahre hin. Ohne daß sie es merken, werden sie älter und älter, ohne daß sie es gewahren, haben sie die Brücken hinter sich abgebrochen, die übrige Welt versinkt, sie bleiben allein. Sie sind auf sich angewiesen, sie sollten zusammengehen, aber es trennt sie Äußeres, es trennt sie Inneres. Dasselbe, was sie scheidet, eint sie doch wieder.

Dann, wenn sie die Jahre verträumt haben, wachen sie eines Tages auf und fragen mit erstaunten Augen: Was nun?

Mir schien, als stünde sie jetzt vor dieser Frage. Da that sich die Thür auf, und der Rittmeister kehrte zurück.

Er hatte die Photographien nicht gefunden. Ich hatte sogar den stillen Verdacht, es gäbe am Ende gar keine.

Nun ging die Unterhaltung leichter. Und als die Lampe angezündet war, wir bei einer Cigarre von alten Zeiten erzählten, vom gemeinsamen Kommando, von diesem und jenem, den wir während unserer Dienstzeit kennen ge-

lernt, da war es mir allmählich, als säße ich hier gar nicht bei dem unverheirateten Rittmeister, sondern als wären die beiden Menschen dort ein Paar, und ich verbrächte bei meinen Freunden einen netten Abend.

Sie redete nicht viel, blieb in einer Ecke mit einer Arbeit und lief ab und zu hinaus, wie eine rechtschaffene gute Hausfrau, um draußen nach ihrer Wirtschaft zu sehen.

Während sie so einmal verschwunden war, fragte ich:

— Sie haben es so mollig hier zu Haus, nett eingerichtet, haben alles, was Sie wollen. Wie können Sie sich denn da langweilen?

Er blickte vor sich hin:

— Das mag schon alles sein, aber mir fehlt doch sehr viel. Sehen Sie mal, hier in den vier Pfählen ist's ja janz nett, aber — na — Sie wissen ja janz jenau, was die Uhr jeschlagen hat. Kurzum, ich kann mit ihr doch nicht ausjehen, kann mich nicht zeigen. Wir treffen uns ja und jehen wohl zusammen ins Theater. Aber ich würde mir zum Beispiel gern 'nen Wagen halten, würde spazieren fahren und alles so was, würde sie überall mitnehmen. Das mag ich nicht so . . .

Ich warf ein:

— Hier in Berlin? Ach Gott, da achtet doch niemand darauf!

— Ja — nee, das ist mir fatal. Wissen Sie, so ein bißchen auf 's Äußere halte ich doch, und ich denke eben, ich sollte heiraten. Sie haben mir's ja jesagt, Sie haben mir's ja vorjeschlagen. Ich bin ja janz Ihrer Meinung, das fehlt mir eben. Aber zum Teufel noch mal, wen soll ich denn heiraten? Ich bin so faul jeworden; in Jesell-

schaften mag ich nicht jehen, Besuche machen will ich auch nicht, wo sollte ich da überhaupt jemand kennen lernen.

Dann ist noch was dabei. Sie thut mir leid, und ich weiß jar nicht, ob ich das überhaupt überleben würde. Ich jlaube, ich könnte mich doch nicht von ihr trennen.

Sie hat meinetwegen vor vielen Jahren nicht geheiratet, denn sie ist aus 'ner janz anständigen Familie, da brächte ich's doch nicht übers Herz, sie nu sitzen zu lassen. Also Heiraten ist für mich ausjeschlossen. —

Ich überlegte mir den Fall und antwortete, nachdem wir eine Weile sinnend den Dampf unserer Cigarren von uns geblasen:

— Zernikow, sagen Sie mal, warum sollen Sie denn nicht heiraten können?

— Na, das jeht doch nicht.

— Geht nicht? Warum?

— Na, als Offizier hätte ich's doch nicht jekonnt. Und ich will doch nicht schlechter werden. Ich will doch jetzt so bleiben, wenn ich auch den Abschied habe, wie früher, in meinen Ansichten wie in allem.

— Ja, meinen Sie denn, daß es so besser ist?

— So war's doch immer!

— Ja, deswegen war's doch nicht gut.

— Nee, jut nicht, aber 's ist doch so jegangen.

— Warum soll's denn nicht anders gehen?

Unser Gespräch fand wieder ein Ende, denn sie kam mit dem Thee.

Sie bereitete ihn uns in netter Weise, wirklich wie eine kleine Frau. Sie kümmerte sich um seine Bequemlichkeit,

dachte an Dinge, die er vergaß und versäumte, und das Gefühl drängte sich mir auf: der kommt doch nicht von ihr los, und die ist überhaupt die Richtige für einen Mann wie er.

Ich bin an diesem Abend lange bei den beiden Leuten geblieben. Ich that Einblicke in allerlei. Ich erfuhr, wie sie lebten. Sie hatten so gut wie gar keinen Verkehr, ein paar Junggesellen, wie er sich eben als Junggeselle rechnete. In Familien ging er nicht, also kam auch niemand zu ihm.

Abends las sie ihm vor. Ich erfuhr ein paar Titel, ich konnte die Bibliothek mustern. Gute Bücher waren's nicht, aber so das, was der Durchschnitt der Menschen braucht: ein spannender Roman, Kriegsabenteuer, die Beschreibung von Jagd- und Reiseerlebnissen und dergleichen. Sie lebten häuslich, gingen fast nie aus, erregten kein Ärgernis bei den Nachbarn, kein Mensch wußte offenbar von ihnen, und sie kümmerten sich um niemand.

Sie genügten einander, sie waren froh, wenn man sie nur in Ruhe ließ.

Beim Vorlesen schlief er ab und zu ein — sie neckte ihn damit in meiner Gegenwart.

Dann legte er jeden Abend vor dem Zubettgehen eine Patience, und wenn sie nicht aufging, mußte sie helfen. Früh machte er Zimmergymnastik, um die nötige Bewegung, die ihm jetzt fehlte, zu haben. Sie schrieb ihm dabei die Lektionen im Buche vor und hielt darauf, daß er nicht statt „fünfzigmal Beine spreizen rechts", die sie verordnet, es bloß fünfundvierzigmal links mache.

Er hielt sehr aufs Essen, und sie verstand vorzüglich die Küche.

Sie hatten bereits die gleichen Gewohnheiten angenommen und waren sich in vielem wirklich ähnlich geworden, wie man behauptet, daß es alten Ehepaaren geht, die seit Jahrzehnten miteinander Lust und Leid teilen.

Ich meinte, als ich an jenem Abend fortging, er wünsche nichts Sehnlicheres, als daß ihm zugeredet werde, er solle sie heiraten; und sie — na — darüber war ja weiter kein Wort zu verlieren.

Als ich sie ein paar Tage später wieder besuchte, fragte ich ihn:

— Haben Sie immer noch nicht ans Heiraten gedacht?

Er sah mich verblüfft an:

— Nee! Ich finde ja doch keine Frau.

Wieder einen Abend darauf fügte es sich, daß ich sie allein sprechen konnte. Ich fragte halblaut:

— Glauben Sie nicht, daß es für ihn das Beste wäre, er verheiratete sich?

Sie zuckte zusammen:

— Ich will ihm nicht im Wege stehen.

— Aber was soll denn dann aus Ihnen werden?

— Ach, das findet sich alles!

— So. Glauben Sie, das würde Ihnen so leicht?

Sie fuhr plötzlich auf und rief erregt, wie ich sie noch nie gesehen:

— Leicht? Nein, nein, leicht allerdings nicht. Nein, denn ich wüßte nicht, was ich thäte, was sollte ich denn anfangen? Ja, was soll ich denn dann überhaupt noch auf der Welt?

Unwillkürlich ergriff ich ihre Hand:

— Und wenn er nun *Sie* heiratete?

Da lachte sie plötzlich laut auf wie ein Kind. Aber die gute Laune verging wieder, und sie meinte traurig:

— Ach Gott! So vor zehn Jahren, da haben wir mal solchen Plan geschmiedet, aber er hätte doch den Abschied nehmen müssen, und das ging nicht.

— Aber er hat doch jetzt seinen Abschied genommen!

Wie ich ihr so ins Antlitz sah, fand ich doch, sie schaute recht alt aus, recht wenig hübsch, aber einen Schmuck hatte sie einmal besessen: die Jugend.

Den hatte sie diesem Manne dargebracht.

Ich sagte ganz leise:

— Wenn ich ihn nun dahin brächte, daß sie seine Frau würden?

Sie bebte und schauerte zusammen wie unter einem zu großen Glück, das sich ihr genaht, wehrte ab durch eine Armbewegung und meinte nur, mit einem bitteren Zuge:

— Das wird ja doch nie.

— Soll ich's nicht versuchen?

Ich bekam keine Antwort.

— Wenn ich's nun versuchte? Würden Sie ja sagen?

Da konnte sie doch nicht anders, sie blickte mich gerade an und meinte:

— Ja.

Wir redeten kein Wort weiter. Der Rittmeister war an diesem Abend müde, gähnte ein paarmal, und ich empfahl mich bald. Wieder ein paar Tage darauf — es war Vorfrühling — ging ich mit ihm ein Stück die Tiergartenstraße hinauf. Ich hatte ihn zufällig getroffen.

Der Himmel war licht und klar, ganz kleine Wölkchen

zogen nur darüber hin, hoch oben über den Baumwipfeln des Tiergartens, den das erste Grün färbte.

Wie es an solchen Tagen geht, schien doppelte Lebensfreudigkeit alles zu beseelen. Mit dem Erwachen der Natur war auch der Mensch erwacht. Alles strömte ins Freie.

Die Radfahrer jagten das Asphalt hinab, und unausgesetzt klang ihr Glockenzeichen. Ein gut angespanntes Tandem sauste vorüber. Taxameter dazwischen, und dann eine ganze Reihe von Equipagen.

Es schien, als ob alles, was Pferd und Wagen besaß, hinausströmte ins Freie, um den schönen Tag zu genießen.

Düfte wehten herüber, kräftig und frisch von den Bäumen, die Luft war weich und warm, daß der Überzieher einem schon überflüssig schien. Die Menschen hatten sich geputzt, als müßten sie mit dem Erwachen der Natur in Wettbewerb treten. Neue Hüte waren herausgekommen, neue Kleider. Die Herren hatten die Sommeranzüge vorgeholt. Ja einen vorwitzigen Strohhut sahen wir ein Stück vor uns.

Und über den Rittmeister war auch etwas gekommen von dieser Stimmung. Er, der sonst wohl derartigen Regungen nicht zugänglich war, der sonst nur seine Bequemlichkeit haben wollte und sich langweilte, „tödlich“, wie er immerfort gestand, that eine Äußerung, die mich beinahe erschreckte:

— So im Frühjahr, ich weiß nicht, ob das andern Menschen auch so jeht, habe ich so ein Jefühl, als wäre ich neu erwacht. Und denken Sie mal, sonst ist mir eijentlich, wie ich Ihnen sagte, die Reiterei janz schnuppe jewesen, aber heute früh habe ich jedacht: wenn du jetzt

ein Pferd hättest und rittest mal so 'raus nach dem Jrunewald, so 'nen kleinen Galopp, das müßte doch wundervoll sein. Oder wenn ich jetzt einen Wagen hätte! So mal jetzt losgondeln mit 'n Wagen, viere lang, zwei thun's auch, so bin ich jar nicht: Herr Gott von Bimbach! Das wär' so was!

Er war so begeistert geworden, daß ich über ihn lachen mußte, und ich meinte nun, um seine Glut zu schüren:

— Nun denken Sie aber mal, wenn's hier erst so recht heiß wird, da werden Sie erst recht 'n Wagen vermissen, wenn Sie dann laufen müssen!

Er wischte sich schon die Stirn mit dem Tuch und knöpfte den Überzieher über dem wohlgerundeten Bäuchlein auf:

— Nee, das Loofen, das kann ich für 'n Tod nicht vertragen! Ich kann einfach nicht jehen.

— Na, da fahren Sie doch!

— Janz allein?

— Nein, nehmen Sie sie doch mit.

— Mit der ‚Dicken' kann ich doch nicht fahren.

— Warum denn nicht?

— Nee, das ist nu mal jejen meine Jrundsätze, 's ist vielleicht dumm, aber Sie wissen, wie ich da bin.

— Es kennt Sie doch kein Mensch! Es weiß doch keiner, wer Sie sind! Sie könnte doch ebensogut Ihre Frau sein.

— Ja, wenn sie meine Frau wäre!

Da blieb ich stehen, legte ihm die Hände auf die Schultern und spielte meinen Trumpf aus:

— Himmelsakrament, da heiraten Sie sie doch!

Er sah mich groß an. Dann setzte er schweigend den Weg fort. Nachdem wir noch an ein paar Villen vorübergekommen waren und das Gedränge der ins Freie strebenden Wagen und Menschen immer größer wurde, sagte er plötzlich ganz traurig, als gestände er mir das tiefste Leid seines Lebens:

— Das jeht aber doch nicht.

— Warum soll's denn nicht gehen?

— Was werden denn die Leute denken und sagen? Ich hab' doch immer über die jeschimpft, die so was machen!

— Aber die Leute können Ihnen doch ganz gleich sein!

— Sind mir auch janz schnuppe.

— Na, dann schießen Sie doch los!

Nun kam er mit dem Sonderbarsten, das ich bisher aus ihm herausbekommen. Er meinte nämlich plötzlich, wie ein verliebter junger Thor, der auf Freiersfüßen geht und nicht weiß, ob die Holde ihn erhören wird:

— Glauben Sie denn wirklich, daß sie mich heiraten würde?

Ich lachte ihm gerade ins Gesicht. Aber er schien es sehr ernst zu nehmen:

— Nu ja, das ist noch jar nicht so ausjemacht. Mal, wie ich den Dienst satt hatte, habe ich so was jesagt, und da hat sie's nicht jewollt, absolut nicht.

Ich ließ ihn ruhig dabei. Nach einer Weile meinte er, mich nicht weiter begleiten zu können, er müsse nach Haus.

Wir trennten uns, und ich wartete Tag um Tag, denn ich meinte, doch bald von den beiden Leuten etwas hören zu sollen. Aber es kam nichts.

Ich war ungeduldig geworden und ging hin. Es schien sich nichts verändert zu haben. Sie empfingen mich genau so wie früher, als hätten wir darüber nie gesprochen.

Ich verreiste. Wider Erwarten kehrte ich nicht nach Berlin zurück, sondern blieb den ganzen Sommer fort. Erst im Herbst traf ich in der Reichshauptstadt ein.

Mein erster Gang war zu Zernikow.

Er war nicht zu Haus, aber sie nahm mich an.

Sie schien verändert. Sie sah wohler aus, gesünder, ihre Wangen waren runder, die Haut straffer, sie schien mir besonders gut gekleidet, vielleicht mochte es auch daran liegen, daß sie sich anders frisiert, und dazu trug sie einen wunderschönen Ring, den ich bisher noch nicht an ihr wahrgenommen.

Als wir uns gesetzt hatten, ergriff sie plötzlich meine Hand und sagte mit herzlichem Ton, während ihre Augen leuchteten:

— Ich danke Ihnen tausendmal!

Ich war erstaunt:

— Bitte, wofür?

— Wir sind doch verlobt!

Ich mußte beinahe lachen:

— Verlobt?

Und mit neckischer Frauenart, halb schämig, halb stolz, sagte sie, den Kopf erhebend:

— Ja, heimlich verlobt.

Da that ich dem armen, lieben Wesen zum erstenmal die Freude und nannte sie, wie nie bisher, „gnädiges Fräulein", indem ich mich lachend gegen sie verbeugte:

— Ah so, gnädiges Fräulein, aber damit sagen Sie mir nichts Neues . . .

— Wieso?

— Nun, heimlich verlobt waren Sie doch schon seit fünfzehn Jahren!

Sie errötete ein wenig und erzählte mir, Hans wolle niemandem etwas sagen, sondern einfach seine alten Bekannten mit der Thatsache überraschen. Deshalb wären sie jetzt heimlich verlobt. Sie wären nämlich schon aufgeboten, und in vierzehn Tagen würde die Hochzeit sein. In ganz kleinem Kreise.

— Und, nicht wahr, Hans wird es Ihnen ja noch sagen, Sie leisten uns den Dienst: Sie sind Trauzeuge?

Sie sagte das sicher, bestimmt, ruhig, lächelnden Mundes, ein ganz andres Wesen als früher, als hätte sie jetzt das Recht, hier zu sein, als fühlte sie nun festen Boden unter den Füßen, als wären ihr Ehre, Leben, Dasein, Licht und Sonne zurückgegeben, als genieße sie eine zweite Jugend, als wache sie auf, wie eine Blume, die geschnitten ist und die Blüten hat hängen lassen, aufblüht, wenn man sie, zum Strauße gebunden, ins Wasser stellt.

Ich sagte zu und meinte, halb scherzend, es war mir beinahe wehmütig wie eine tiefe innere Freude und Genugthuung zu Sinn:

— Haben Sie denn schon an eine Hochzeitsreise gedacht, gnädiges Fräulein?

— Natürlich. Hans hat mir versprochen nach Italien! Und ich habe doch immer so gerne nach Italien gewollt.

Als ich mich erhob, um zu gehen, wobei es mir war, als stünde ich jetzt diesem Wesen doch einen Grad anders gegenüber, als habe sie ihre Stellung, beinahe Frauenrang und Recht, fragte ich nur noch, ehe ich mich empfahl:

— Ist es denn nicht besser so?

Nie in meinem Leben, glaube ich, habe ich einen so glücklichen Ausdruck gesehen. Sie meinte bloß:

— Ich habe mich so vor Ihnen geschämt!

— Aber nun wird alles rein.

Sie schlug die Augen nieder:

— Geht das noch?

— Es kommt nur darauf an, wie man sich selbst fühlt.

Das freute sie, und sie sagte, indem wir uns zum Abschied die Hand gaben:

— Ich habe es ja immer wieder gut machen wollen. Und wir sind doch auch dahin gekommen.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir als junger Mensch lange Zeit großen Eindruck gemacht hatte. Ich mußte es loswerden, mußte es anbringen, und ich sprach zu ihr:

— Wissen Sie, da hat es einmal in Stuttgart einen Philosophen gegeben und großen Menschen, er hieß Friedrich Theodor Vischer, und der hat gesagt: ‚Das Moralische versteht sich immer von selbst.'

Ob sie begriff, was ich meinte, weiß ich nicht, aber sie las wohl den Sinn aus meinen Worten, denn ihre Augen strahlten wieder hell. Und die Freude dieses Menschenkindes, das nach fünfzehnjähriger Irrfahrt den Hafen gefunden, ließ noch lange in meinem Herzen einen hellen Schein zurück.

Polnisches Eddelmann

Die Kadetten hatten im Hofe der Anstalt ihre Nachmittagsfreistunde. In Gruppen standen die jungen Soldaten zusammen, meist in den Ecken, wo der Wind nicht so hinblies, denn es war ein unangenehmer, frostiger Herbsttag. Andre liefen in schnellem Tempo auf und ab, um sich zu erwärmen. Alle waren barhaupt und ohne Handschuhe.

In der Mitte des Hofes, wo der Boden festgestampft war, um als Exerzierplatz zu dienen, schritt eine lange Kette Arm in Arm auf und nieder. Sie bestand nur aus Primanern, die in einem halben Jahr das Kadettenkorps verlassen sollten, um in die Armee einzutreten.

Man machte ihnen allerseits Platz, nur ein kleiner Kadett, der ganz allein stand, rührte sich nicht. Er war in Gedanken, krümmte den Rücken und zitterte vor Frost in seinen engen, dünnen Drellhosen.

Als die Primaner fast an ihn herangekommen waren, schrie ihn Gefreiter Haase, ein winziges Kerlchen, wütend an:

— Platz machen! Alter Wasserpolacke!

Der Kleine fuhr zusammen. Es war aber schon zu spät zum Ausweichen. Kadett von Greiff wollte den Arm erheben, um den Knirps durchzulassen, doch Haase drängte absichtlich nach der Mitte zu, so daß er dem kleinen

Kadetten von hinten mit dem Knie einen heftigen Stoß geben konnte. Ein „Osterbrotchen", wie sie es nannten.

Dabei fiel dem Kleinen seine Vesperbutterstulle aus der Hand und auf die geschmierte Seite zu Boden, so daß er sie nicht mehr essen konnte, weil sie nun mit dicker Schmutzschicht belegt war.

Der große, blonde, gutmütig dreinschauende Kadett von Greiff schüttelte mißbilligend den Kopf:

— Was ist da nun für ein Witz dabei, Haase?

Der Angeredete, fast um zwei Köpfe kleiner als Greiff, knurrte:

— So'n verdammter Wasserpolacke!

Und ein andrer fragte:

— Wie heißt er denn?

— Von Janowski. Ich habe ihn auf der Stube.

Der Gefreite schwieg, aber Kadett von Greiff ließ ihn nicht los, sondern fragte weiter nach dem kleinen Polen. Haase gab nur ausweichende Antworten. Er sei faul, liederlich und schmutzig wie alle Polen. Schließlich sprachen die Primaner von andern Dingen, von Examenaussichten, von den Regimentern, in die sie gern eintreten wollten, vom Essen, das in der letzten Zeit schlechter geworden sei, vom Avancement in der Armee und davon, daß die erste, zweite und vierte Kompagnie unbedingt schlapper sei als sie, die dritte.

Die Nachmittagsfreistunde war vorüber. Der Offizier vom Tagesdienst, ein auffallend dürrer, schmaler, riesiger Infanterieleutnant, gab dem Hornisten ein Zeichen, und es klangen die Töne des Signals „Avancieren".

Wie ein wildes Heer kamen von allen Seiten des

geräumigen Hofes die Kadetten herangerast und ordneten sich kompagnieweise, innerhalb der Kompagnien wiederum nach Korporalschaften unter Befehl der Stubenältesten, der Primaner, auf dem jedesmaligen rechten Flügel.

Der große Leutnant stand auf der obersten der drei Stufen, die zum Hausthor führten. Nun traten die Stubenältesten einzeln heran und meldeten, daß ihre Korporalschaft zur Stelle sei.

Gefreiter Haase setzte sonst immer seinen Stolz darein, der erste zu sein, der melden konnte. Heute mußte er bis zuletzt warten, so daß der Offizier fragte:

— Gefreiter Haase, warum melden Sie nicht?

Der Angeredete ward dunkelrot, kommandierte scharf und quäkend ein „Stillgestanden!“ und stattete dem Leutnant die Meldung ab:

— Kadett von Janowski ist noch nicht eingetroffen.

Im selben Augenblick langte der Pole an. Er hatte in einer Ecke des Platzes, in der er ganz allein gewesen, das Signal überhört.

Der kleine Kadett Heller, sein Nebenmann in der Korporalschaft, gab ihm trotz des „Stillgestanden“ einen Stoß, der zu bedeuten hatte, daß er sich nun direkt beim Offizier melden sollte, und dazu tuschelte er ihm einhelfend zu, was er sagen mußte:

— Zur Stelle.

Kadett von Janowski zögerte einen Augenblick, dann lief er auf den Leutnant zu, nahm eine möglichst militärische Haltung an, wobei er freilich windschief stand, und schnarrte, ehe ihn sein Vorgesetzter angesehen:

— Zurrr Stell—l—l!

— Warten Sie doch ab, bis ich Ihre Meldung annehme. Melden Sie noch einmal! — sagte ihm der Offizier.

Kadett von Janowski ging ein Stück fort, drehte wieder um und meldete von neuem, aber ehe er stillstand, noch beim letzten Schritte:

— Zur—r—r Stell—l—l!

Der lange Leutnant sagte, mühsam seine Heiterkeit bemeisternd:

— Erst stillstehen, dann melden. Wie heißen Sie?

— Von Janowski.

Der Offizier verbesserte:

— Kadett von Janowski. Immer die Charge dazu sagen. Danke.

Er grüßte, und der kleine Pole war entlassen. Er lief einfach fort, so daß er noch einmal zurückgerufen ward, um die Lehre zu empfangen, daß er zuerst kehrt machen müsse. Der lange Leutnant wandte sich an seinen Stubenältesten:

— Gefreiter Haase, das geht nicht. In acht Tagen ist die Vorstellung der Neueingetretenen, und da kommt noch so was vor! Nehmen Sie sich den Kadetten in der Abendfreistunde auf der Stube mal vor und bringen Sie ihm das Melden und Wegtreten bei.

Dann schloß der Offizier mit einem Ruck die Beine, faßte den Säbel an und kommandierte mit hoher Fistelstimme, während er sich dabei leicht auf den Fußspitzen hob wie ein Hahn, der zum Krähen ansetzt:

— Stillgestanden! Weggetreten!

Die vier Kompagnien machten wie ein Mann Kehrt, daß der Kies des Bodens knirschte.

Singend und pfeifend, wiewohl solcher Lärm eigentlich verboten war, strömten die Kadetten durch die langen Korridore, die Treppen hinauf nach ihren Stuben. An die Freizeit schloß sich unmittelbar die Arbeitsstunde, die auf den Zimmern abgehalten wurde.

Bis auf den Stubenältesten Gefreiten Haase war auf der neunten Korporalschaft alles eingetroffen, nämlich der Sekundaner Graf von Elsheim, die Tertianer Flügge und von Boisdorville, der Quartaner Heller und der Jüngste, Kadett von Janowski.

Die Kadettten waren damit beschäftigt, an den Pulten stehend, die zur Arbeitsstunde erforderlichen Bücher und Schreibmaterialien zusammenzusuchen.

Das Zimmer hatte dem Korridor gegenüber zwei große Fenster, die nach dem Garten der Anstalt gingen. Den Wänden entlang standen die Pulte, unförmliche, kommodenartige Kästen.

Den übrigen Raum längs der kahlen, getünchten Wände nahmen die Schränke ein, deren jeder Kadett einen besaß. Eine Thür führte zum Schlafzimmer nebenan. In der Mitte des Zimmers stand ein mächtiger Tisch mit sechs Tintenfässern darauf, für die sechs Bewohner. Darüber hing ein Gasarm von der Decke, der zwei grünbeschirmte Brenner trug.

Auf dem Korridor tönte das Signal zum Beginn der Arbeitsstunde. Im selben Augenblick trat Gefreiter Haase ein. Sofort brummte er:

— Warum sitzen Sie noch nicht? Das Signal ist längst heraus.

Die beiden Tertianer Flügge und Boisdorville nahmen augenblicklich am Tisch Platz. Heller, der Stubendienst

hatte, huschte geschäftig in der Stube umher und gab dabei Janowski einen Puff, damit er endlich anfangen sollte zu arbeiten.

Der kleine Pole setzte sich. Schnell schloß noch Heller dessen Pult und meldete dem Gefreiten:

— Stube in Ordnung!

Wie der Blitz machte er Kehrt und ließ sich zur Arbeit nieder. Auch Haase rückte seinen Stuhl heran.

Der einzige, der noch nicht saß, war der Sekundaner Graf von Elsheim. Er kaute irgend etwas und holte sich ab und zu neuen Vorrat aus der Tiefe seines Pultes. Dabei machte er durchaus keine Anstalten, Platz zu nehmen. Ein paarmal drehte sich der Gefreite ungeduldig nach ihm um.

Doch Elsheim aß ruhig weiter.

Haase und er lebten schon seit Ostern nebeneinander her, ohne anderes als das Allernotwendigste zu sprechen. Elsheim, groß, schlank, mit offenem, hübschem Gesicht und bereits, obwohl er noch nicht ganz achtzehn Jahre zählte, mit blondem Schnurrbart, kümmerte sich durchaus nicht um den Gefreiten, der ihm in innerster Seele zuwider war.

Die beiden waren bis zum vergangenen Jahr Klassenkameraden gewesen und nur dadurch auseinandergekommen, daß Elsheim wegen zu schnellen Wachstums auf ein halbes Jahr von seinem Vater aus dem Korps genommen worden. Nun hatte er natürlich nicht mit versetzt werden können, aber infolgedessen besaß er in der Prima eine Menge alter Freunde, die ihn auch jetzt noch fast als zu sich gehörig betrachteten.

Deshalb wagte der Gefreite nicht, ihm etwas zu sagen. Dazu verfügte Elsheim über ganz ansehnliche Körperkräfte,

und vor derben Fäusten hatte Haase Respekt. Dann war sein Vater Divisionskommandeur, und zu Ostern konnte es der Zufall fügen, daß der Stubenälteste gerade in dessen Division kam.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis Elsheim sich an der andern Seite quer vor, dem Gefreiten gegenüber, setzte. Doch er begann noch nicht zu arbeiten, sondern dehnte und reckte sich erst eine Weile, zur stillen Freude der beiden Tertianer, die ihn lächelnd beobachteten.

Der Gefreite fuhr Flügge und Boisdorville an:

— Sie haben gar nichts zu feixen. Arbeiten Sie lieber!

Sofort tauchten die beiden auf ihre Arbeit nieder. Flügge, ein dicker, rotbäckiger Pommer, dessen Vater Gutsbesitzer war, hatte lateinisch zu präparieren, Boisdorville, zierlich, mit ewig entzündeten Augen und einem für ein Paar lange, dürre Beine zu kurzen Oberkörper, Sohn eines Majors a. D., begann einen deutschen Aufsatz.

Elsheim klappte zum Scheine irgend ein Buch auf, nahm einen Briefbogen — und fing an, einen Brief zu schreiben.

Kadett von Janowski sah ihm mit unverhohlenem Interesse zu. Ihm machte diese vollständige Gleichgiltigkeit gegen den gestrengen Stubenältesten großen Eindruck. Aber der Gefreite bemerkte bald seine Zerstreutheit und herrschte ihn an:

— Wollen Sie gleich arbeiten! Was haben Sie überhaupt bis jetzt gemacht? Zeigen Sie mal her!

Janowski zuckte zusammen und stotterte:

— Ich hab—b—b—be sehrrr viel—l—l gemacht.

— Was?

— Geographie.

Das war insofern richtig, als er seit Beginn der Arbeitsstunde die Karte von Südamerika vor sich aufgeschlagen gehabt und darüber gebrütet hatte.

Haase fragte nach seinem Aufgabebuch. Der kleine Pole wies es vor, und der Gefreite blätterte darin.

— Sie haben nur Geographie zu morgen? — fragte er.

Kadett von Janowski blickte hilfesuchend seinen Klassenkameraden Heller an, der ihm verstohlen, hinter einem Bücherhaufen versteckt, sein Aufgabebuch hinhielt. Dort stand:

Französisch: Präparieren Übungsstück.

Geographie: Orohydrographie von Südamerika.

Lateinisch: Von voriger Stunde repetieren.

Mathematik: Aufgabe 16 bis 21.

Gefreiter Haase ließ sich von Heller das Aufgabebuch geben, das jener schnell zuklappte, unter seine lateinische Grammatik schob und dann nach einiger Zeit von neuem hervorholte, als ob er es erst hätte angestrengt suchen müssen.

Der Stubenälteste legte die Stirn in Falten:

— Janowski, warum haben Sie nichts eingeschrieben? Immer dieselbe Wirtschaft! Sie können nicht melden, nicht wegtreten, kommen zu spät, Ihr Aufgabebuch ist nicht geführt. Und . . . und ich fasse dann immer die Nasen für Sie. Die neunte Korporalschaft war die beste bisher . . .

Elsheim begann plötzlich ziemlich heftig zu husten. Haase blickte ihn wütend an, fuhr aber fort:

— Bis Sie verfluchter Neuer jetzt hier hereingeschneit kommen. Seitdem werde ich fortwährend Ihretwegen gestaucht. Da müßte ein andrer kommen! Wegen so eines

dummen Polacken! Und plötzlich ereiferte er sich und schrie Janowski an:

— Stehen Sie überhaupt auf, wenn ich mit Ihnen rede!

Der kleine Pole wußte gar nicht, wie ihm geschah, und blieb mit offenem Munde sitzen. Nun wurde der Gefreite ganz rabbiat, sprang selbst in die Höhe, lief um den Tisch herum brüllte Janowski an, daß die Lampenglocke klirrte:

— Wollen Sie sofort gehorchen!

Auf einen Puff Hellers fuhr jetzt Janowski in die Höhe. Der Gefreite blieb vor ihm stehen und schimpfte ohne Unterlaß, so daß endlich Elsheim, aufblickte und sagte:

— Das ist ja gräßlich! Man muß doch wenigstens Ruhe haben, um arbeiten zu können.

Der Gefreite wandte sich zu ihm um. Er bemeisterte sich möglichst, doch kam es immer noch etwas scharf heraus:

— Elsheim, Sie arbeiten ja gar nicht!

Doch jetzt verstand der andre, der sich nie etwas gefallen ließ, keinen Spaß:

— Bitte sehr, Haase! Ich schreibe zwar augenblicklich einen Brief, aber das stört mich trotzdem! Bei einem Briefe desto mehr.

Diese Zurechtweisung vor den jüngeren Kadetten war dem Gefreiten zu viel, er vergaß seine sonstige Vorsicht und rief erregt:

— Ich darf wohl bitten, daß Sie mich bei der Charge nennen!

Doch Elsheim höhnte:

— Gefreiter ist überhaupt gar keine Charge. Na, ich werde Sie weiter nicht nennen, es thut mir leid, mit Ihnen überhaupt sprechen zu müssen.

Der Gefreite verbiß seine Wut, antwortete nicht, denn er sah Elsheims drohendes Gesicht, der sogar die Faust geballt hatte und auf den Tisch schlug. Darum setzte er sich wieder auf seinen Platz und fing an zu arbeiten.

Und es herrschte vollkommene Stille, bis das Signal zum Schluß der Arbeitsstunde klang.

* * *

Der Gefreite hatte dem kleinen Polen Rache geschworen. Seinetwegen war es zu dieser Auseinandersetzung vor der ganzen Stube gekommen, und er hatte Elsheims anzügliche Redensarten einstecken müssen. Das vergab er nicht.

Er suchte Janowski auf jede Art und Weise zu ärgern. Der kleine Kerl mußte ihm an der Uniform abgerissene Knöpfe wieder annähen. Er gab ihm fortwährend etwas zu putzen. Wäre nicht Heller zu Hilfe gekommen und hätte aus Mitleid dieses und jenes Janowski abgenommen, so wäre er nie mit irgend etwas zu stande gekommen, denn fertig wurde er schon mit seinen eigenen Angelegenheiten nicht.

Der Pole war von unglaublicher Liederlichkeit und Unpünktlichkeit. Wenn ein Signal kam, war er niemals fertig; wenn angetreten werden mußte, hatte er noch nicht daran gedacht, seinen Rock abzubürsten. Wenn die Arbeitsstunde begann, hatte er seine Bücher nicht zusammengepackt. Er zog immer schmutzige Stiefel an und vergaß regelmäßig die Handschuhe zum Waschen zu geben, so daß er dann Sonntags kein reines Paar besaß.

Stiefel, die im Kleiderschrank stehen sollten, fanden sich nicht selten oben in der Schreibtischklappe, Bücher warf er

im letzten Moment, wenn es hieß schnell machen, in den Kleiderschrank, und was den Gefreiten zur größten Wut brachte: er ließ regelmäßig seine Schlüssel am Pult oder Schrank stecken.

Da regnete es denn Vorwürfe. Der Pole wurde hierhin und dorthin geschubst, seine Liederlichkeit, seine Faulheit, seine Dummheit, seine Albernheit, seine Gefräßigkeit, seine Unverschämtheit wurden ihm den ganzen Tag von früh bis abends vorgehalten.

In einer Beziehung war Kadett von Janowski den anderen sehr unbequem. Seinetwegen mußte wiederholt angetreten werden, seinetwegen hörten Lärm und Schimpfen nicht auf. Andrerseits hatte es wieder den Vorteil, daß bei dem unangenehmen Charakter des Stubenältesten der Pole den Blitzableiter abgab.

Aber Graf Elsheim, dem nichts geschehen konnte, ging dieses fortwährende Schimpfen auf die Nerven. Auch er mochte eigentlich Janowski nicht. Er war ihm zu schmutzig. Aber wenn es dem kleinen Kadetten zu schlecht ging — obgleich Janowski viel selber daran schuld war —, so empörte es ihn doch. Und eines Tages, als Haase wieder von früh bis abends geschimpft hatte, sagte Elsheim vor dem Zu-Bett-gehen zu ihm:

— Der Polack mag sein wie er will, aber diese Wirtschaft halte ich nicht länger aus! Hier könnte man ja toll werden!

Gefreiter Haase antwortete ihm nicht.

In der Freistunde nahm er, wie befohlen, den Polen auf der Stube vor. Zuerst korrigierte er seine Haltung, legte seine Hände anders an die Hosennaht, drückte ihm die Beine zusammen, die Brust heraus, das Gesäß

hinein. Und da Janowski schief stand, so preßte er ihm mit Gewalt eine Schulter herab. Dann mußte der kleine Kadett melden. Und das wollte und wollte nicht glücken.

Janowski fand die Worte nicht, schloß nicht die Beine, fiel bei der Kehrtwendung fast um, nahm an der Thür nicht Stellung. Und so kam es, daß der Gefreite den Befehl des Leutnants benutzte und den kleinen Polen oft in der Freistunde von fünf bis sechs Uhr vornahm, schon weil er selbst sich so darum drückte, in der Kälte in den Hof hinuntergehen zu müssen.

Janowski machte seine Sache von Tag zu Tag schlechter, als würde er immer dümmer und ungeschickter. Dabei wuchs seine Liederlichkeit. Er konnte nicht verstehen, warum sämtliche Knöpfe zugeknöpft sein mußten. Er trug hie und da die Hosen aufgekrempelt, weil er keine Hosenträger angethan, und war dann ganz verdutzt, als ihm das der Gefreite untersagte.

Eines Tages trat draußen im Korridor die Kompagnie zum Mittagsappell an. Der Kompagniechef, Hauptmann Rohr, schritt die Glieder ab. Plötzlich blieb er vor Janowski stehen:

— Gefreiter Haase. Sehen Sie sich den Kadett von Janowski an. Er ist neu. Darum muß ich Sie verantwortlich machen. Sehen Sie sich mal an, wie der Mensch aussieht! Janowski, machen Sie Kehrt.

Der Pole machte notdürftig Kehrt. Und nun zeigte der Hauptmann dem Gefreiten, daß hinten die Schnalle der Halsbinde herausguckte. Vorn war der unterste Heftel des Waffenrocks nicht geschlossen, und man sah irgend etwas Helles durchschimmern, den bloßen Hals oder das Hemd.

Der Pole mußte den Waffenrock aufknöpfen, und als sich fand, daß die Halsbinde falsch herum angemacht war, nicht zugeschnallt und das Hemd nicht einmal zugeknöpft, sagte der Hauptmann:

— Gefreiter Haase! Wie kann der Kadett so hierherkommen, Sie müssen ihn doch durchgesehen haben!

— Er war nicht fertig, Herr Hauptmann! — antwortete der Gefreite.

Doch der Kompagniechef verlor die Geduld.

— Zum Donnerwetter noch einmal! Da sorgen Sie dafür, daß er fertig ist.

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — klang nur die Antwort zurück. Und er blickte Janowski an mit einem Ausdruck, der so viel hieß wie: „Wart nur, das will ich dir aber anstreichen!"

Als der Befehl verlesen worden, die Kompagnie wegtrat und in den Eßsaal hinunterging, rief der Gefreite den Polen zurück:

— Janowski, Sie werden sich acht Tage melden! Verstanden?

— Zu Befehl, Herr—r—r—r Gefreiter—r—r.

Dann versuchte Janowski eine möglichst stramme Kehrtwendung zu machen, aber immer hatte er dabei die eine Schulter in die Höhe gezogen. Und jetzt fuhr ihm die Halsbinde hinten vollkommen heraus.

Der Gefreite rief ihn noch einmal zurück:

— Der Herr Hauptmann hat Ihnen doch eben gesagt, daß Ihre Halsbinde nicht in Ordnung ist. Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie sie jetzt nicht in Ordnung bringen. Marsch fort!

Und in seiner Wut streckte er dabei den Fuß aus, als wollte er ihm einen Stoß geben. Aber er erreichte ihn nicht.

* * *

Das Melden bestand darin, daß der Pole früh eine halbe Stunde vor der Reveille aufstehen, den Dienstanzug anlegen, das Seitengewehr umschnallen, die Mütze aufsetzen und Handschuhe anziehen mußte. Dann hatte er in dem Augenblick, wenn die Reveille klang, an das Bett des Stubenältesten zu treten und zu sagen: „Ich melde mich zur Durchsicht."

Der Gefreite, der es sehr genau mit seiner Pflicht nahm, war aufgestanden und hatte sich angezogen. Nun ließ er den Polen ans Fenster treten und sah ihn genau durch.

Da fand sich denn einen Tag, daß das Koppel schief saß, ein andermal waren die Knöpfe nicht geputzt, einmal stand sogar einer offen. Der Pole war ohne Hosenträger angetreten, mit der Halsbinde gab es ewigen Trödel, kurzum, aus den acht Tagen Melden wurde ein fortwährendes Antreten früh und abends zur Durchsicht.

Es kam vor, daß der Gefreite Dienst hatte. Dann mußte Elsheim die Durchsicht übernehmen. Der war aber viel zu faul und sagte Janowski, als er sich vor ihn hinstellte und ihn, wie ihm der Gefreite beigebracht, anbrüllte, daß die Wände zitterten:

— Ich melde mich zur—r—r Dur—r—rchsicht!

— Himmel Donnerwetter! Scheren Sie sich doch zum Teufel! Diese verfluchte Melderei fortwährend! Ich mag

die dreckige Halsbinde nicht immer herausziehen und Ihnen die Knöppe zumachen.

Damit ließ er den kleinen Polen stehen, der hinter seinem Rücken ein sehr vergnügtes Gesicht machte und sich infolgedessen niemals meldete, wenn er wußte, daß der Gefreite nicht da war.

Eines Tages kam jener aber unerwartet zurück, wurde nun sehr böse und schrie den Polen an:

— Sind Sie denn ganz von Gott verlassen! Ich habe Ihnen doch befohlen, Sie sollen sich melden! Und Sie führen den Befehl nicht aus? Was fällt Ihnen denn ein? Sie gottverdammter Polacke!

Dabei faßte er ihn derb beim Arm. Aber als er ihn anrührte, machte der Pole plötzlich ein bitter-ernstes Gesicht und blickte ihn so finster an, daß der kleine Gefreite unwillkürlich los ließ.

Dann ging er seines Weges, denn er hatte kein ganz reines Gewissen. Mit diesem ewigen Melden überschritt er seine Machtbefugnis: er durfte nur drei Tage geben.

Aber bei jeder Gelegenheit suchte der Gefreite Janowski eins auszuwischen. Er machte ihn schlecht, er riß ihn herunter, er schimpfte, er drohte, er gab ihm fortwährend Stubendienst.

Wenn der Gefreite von weitem den Schritt des Kompagniechefs hörte, den sie alle kannten, so fing er gerade in diesem Augenblick an, den Polen nach irgend etwas zu fragen. Trat dann der Hauptmann ein, so fragte er:

— Was giebts denn da wieder mit dem Janowski?

Dann stellte es sich heraus, daß jener wieder sein Aufgabebuch nicht geführt, oder daß das Ausgabebuch nicht in Ordnung war. Denn das Ausgabebuch stimmte nie,

darin war immer ein Defizit. Und da der kleine Pole von zu Hause heimlich Geld erhielt, so trat das Merkwürdige ein, daß er trotz des Defizits immer Geld hatte.

Da gab es dann lange Untersuchungen, ob er „Extrakasse" besäße. Aber es pflegte dabei nichts herauszukommen, denn gerissen war Janowski auch. Er hatte seine Stellen hinter dem Schrank zwischen zwei Leisten, in der Luftheizung oder unter seinem Pult, wo er das Geld verstecken konnte. Aber diese fortwährenden Unordnungen fielen doch auf den Gefreiten zurück. Und eines Tages nahm ihn der Hauptmann wieder vor:

— Gefreiter Haase, ich habe Ihnen seinerzeit gerade diesen Kadetten von Janowski auf die Stube gethan, damit Sie den Menschen in Ordnung bringen sollen. Als er ins Korps eintrat, hat ihn mir sein Vater ganz besonders ans Herz gelegt und gebeten, ihn zu einem ordentlichen Menschen zu erziehen. Sein Vater hat schon mit einem Sohne Unglück gehabt. Das muß anders werden oder ich muß an Ihrer Fähigkeit, zu erziehen, zweifeln. Das würde mir sehr leid thun, denn Sie sollen eben hier erziehen lernen, wie Sie selbst erzogen werden. Das ist im militärischen Leben so, darauf beruht überhaupt der ganze Dienst.

Der Gefreite wagte es, dem Kompagniechef zu antworten, welch unverbesserlicher Mensch dieser Pole sei. Aber der Hauptmann wurde unangenehm:

— Wenn Sie einmal beim Regiment sind, können Sie sich Ihre Leute auch nicht aussuchen, dann müssen Sie das Material nehmen, das Sie bekommen. Und jeder Offizier ist verpflichtet, seine Leute zu erziehen. Da kann nicht gefragt werden, obs bei dem einen schwerer ist oder beim

andern leichter. Ich bitte mir aus, bringen Sie den Kadetten von Janowski in Ordnung. Fassen Sie ihn an, so streng Sie wollen, es muß Vernunft in diesen Menschen zu kriegen sein.

Der Hauptmann wollte den Gefreiten schon entlassen, als er ihn noch einmal zurückrief:

— Eins ist ja selbstverständlich, das brauche ich ja einem Gefreiten nicht weiter zu sagen: Sie sollen streng sein, aber nicht ungerecht, nicht über Ihre Befugnisse hinausgehen und ihn nicht quälen und peinigen. Ganz abgesehen davon, daß ihn das bloß rabbiat und verstockt machen würde, wissen Sie genau, wie ich über so etwas denke. Wenn ich jemals in meiner Kompagnie etwas von Mißhandlung jüngerer Kameraden höre, so können Sie gewiß sein, daß mit mir verflucht schlecht Kirschen essen ist. So ein Junge muß zur Raison gebracht werden durch zielbewußtes, ernstes, sicheres Wesen, nie aber durch Härte und Grausamkeit. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß, da so ein kleiner Kerl an Alter, Kräften und an Dienstgewalt dem Stubenältesten in keiner Hinsicht gewachsen ist, eine Schindung von seiten des Älteren sogar noch ganz anders zu beurteilen ist. Wer einen Wehrlosen peinigt, macht sich des böseſten militärischen Verbrechens schuldig: der Feigheit. Haben Sie mich verstanden?

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — antwortete der Gefreite, machte Kehrt und ging davon.

Die letzten Worte des Hauptmanns hatten beinahe geklungen, als ob er den Verdacht hätte, daß der kleine Janowski schlecht behandelt würde. Er hatte den Polen wohl einmal beim Arme gepackt, aber ihm sonst nichts ge-

than. Nun, er wollte sich schon in acht nehmen! Aber er kochte vor Wut, daß es gerade ihm, der im Hörsaal der Erste war, beschieden sein mußte, ein solches Greuel auf der Stube zu haben, mit dem man ewig seinen Ärger hatte. Am liebsten hätte er einfach den Hauptmann gebeten, ob der Pole nicht auf eine andre Korporalschaft gelegt werden könnte. Aber nach der heutigen Rede war das ja ganz unmöglich. Und so stieg des Gefreiten Erbitterung täglich und stündlich. Er ärgerte sich schon, wenn er den Polen in der Freistunde in einer Ecke stehen sah. Denn der kleine Kerl hatte wenig Verkehr und schien sich überhaupt todunglücklich in der Anstalt zu fühlen.

‚Der Kerl müßte eigentlich mal tüchtige Wichse bekommen,' sagte sich der Gefreite. Es war schade, daß das seine Klassengefährten nicht besorgten. So unmöglich wäre es ja nicht gewesen, denn sie schienen ihn wenig zu mögen.

Ein Mittel gab es, um Janowski eine unangenehme Stunde zu bereiten. Der Stubenälteste hatte bei Tisch die Suppe zu verteilen. Dabei suchte sich der Gefreite dadurch zu rächen, daß er den andern mehr gab und der kleine Pole am wenigsten bekam.

Als eines Mittags Janowski so gut wie nichts bekommen hatte, kam plötzlich der lange Leutnant, der an diesem Tage Dienst hatte, an den Tisch herangeschossen, guckte in die Teller und fragte:

— Gefreiter Haase, warum hat Kadett von Janowski keine Suppe bekommen?

Der Gefreite war dunkelrot geworden:

— Es hat wahrscheinlich nicht gelangt, Herr Leutnant!

Der Leutnant blickte den Gefreiten von oben bis unten an, dann sagte er nur:

— Ich dächte, bei Ihrem Teller hätte es aber gelangt.

Dann ließ der Offizier den Gefreiten ein paar Schritte vom Tische wegtreten und sagte halblaut:

— Das zweite Mal schon beobachte ich, wie Sie dem kleinen Knirps beinahe keine Suppe geben. Er ist ein Thunichtgut, faul, unmilitärisch, aber deswegen haben Sie noch lange kein Recht, in dieser Weise das Essen zu verteilen. Ich will heute der Disziplin halber die Sache auf sich beruhen lassen und werde noch einen Teller Suppe aus der Küche holen lassen. Schreiben Sie sich das hinter die Ohren, Gefreiter!

Der Gefreite trat an seinen Platz zurück und setzte sich wieder.

Im großen Saal hatten sich alle Kadetten umgedreht und das Gespräch beobachtet. Und der Gefreite, der einen fürchterlichen Ehrgeiz besaß, befand sich in einer solchen Erregung, daß er nicht im stande war, zu essen.

Während dessen hatte Janowski einen andern Teller bekommen, voll bis zum Rande. Er fing an, in gefräßiger Weise die Suppe hinunter zu schütten, dabei legte er die Ellbogen auf und schmatzte laut.

Mit wütenden Blicken betrachtete der Gefreite die schlechten Manieren des kleinen Polen, aber er wagte es doch nicht, ihn jetzt darüber zur Rede zu stellen. Der lange Offizier war in der Nähe geblieben, trat nun an Janowski heran:

— Legen Sie doch die Arme nicht so auf, das dürften Sie gewiß zu Hause nicht thun. Und dann essen Sie

doch etwas langsamer. Weshalb würgen Sie das so herunter!

Der Pole fuhr in die Höhe, obgleich der Offizier eigentlich gar keine Antwort haben wollte, und sagte mit rotem, vor Freude strahlendem Gesicht, das um den Mund herum von Fett glänzte:

— Ich habe mächtigen Hunger—r—r, Herr—r—r—r Leutnant!

Die andern Kadetten lachten, bloß der Gefreite blieb ernst.

Abends auf der Stube nahm er den Polen vor und sagte nur kurz:

— Machen Sie mal Ihren Schrank auf!

Jetzt wußte Janowski, daß es an eine Revision seiner Sachen ging. Da nun in seinem Schrank wieder wie gewöhnlich alles kunterbunt durcheinander lag, so zögerte er ein wenig. Der Gefreite sagte aber barsch:

— Wollen Sie augenblicklich gehorchen!

Als der Pole seinen Schrank geöffnet hatte, fielen ihm Stiefel, Bücher, Hefte, Hosen, Röcke, schmutzige Wäsche und seine Putzmaterialien entgegen, so daß alles in einem Haufen übereinander lag.

Der Gefreite sagte nur:

— So. Ich werde Sie dem Herrn Hauptmann melden.

Janowski verzog keine Miene, blieb ganz ruhig stehen und suchte seine Habseligkeiten zusammen. Heller immer gutmütig, half ihm.

Er mußte ihm sagen, an welchen Nagel er die einzelnen Kleidungsstücke zu hängen hatte, denn das vergaß Janowski jedesmal wieder. Dann packte er mit dem Polen die schmutzige Wäsche zusammen.

Aber der Gefreite drehte sich noch einmal um, kam zurück und sagte:

— Haben Sie denn nicht Sonntag Morgen, wie befohlen, die Wäsche abgegeben? Heute ist Dienstag, und dieser Haufe schmutziger Wäsche liegt schon wieder da!

— Nein, Herr—r—r Gefreiter—r—r, — antwortete Janowski.

— Ich habe es Ihnen aber doch befohlen!

— Nein, Herr—r—r Gefreiter—r—r!

— Was? Sie unverschämter Mensch, sagen mir nein, wenn ich Ihnen sage, ich habe es Ihnen befohlen?

Janowski stand in möglichst strammer Haltung, die Hände an die Hosennaht geklatscht, da, und rief nun noch einmal mit ganz entsetztem Gesicht:

— Nein, Herr—r—r Gefreiter—r—r!

Da herrschte ihn Haase an:

— Sind Sie denn verrückt! Was soll denn das heißen — jetzt wieder nein!

Aber der kleine Pole riß die Augen auf, seine Unterlippe zuckte, und immer wiederholte er mit dem Ausdruck eines verängstigten Hundes:

— Nein Herr—r—r Gefreiter—r—r!

Jetzt wußte der Stubenälteste wirklich nicht mehr, was er davon denken sollte. Er wollte eben auf den kleinen Kadetten losfahren, ihn am Arme packen, ihn schütteln, als Elsheim dazwischentrat:

— Sehen Sie denn nicht, daß er nur Angst hat? Der weiß ja jetzt vor Angst und Dummheit gar nicht mehr, was er reden soll. Ich bin wahrhaftig auch nicht dafür so 'ne Frechheit durchgehen zu lassen. Aber ich glaube wirklich, es

ist jetzt die reine Angst. Sehen Sie doch mal, wie er zittert!

Der Gefreite war ruhiger geworden. Die Dazwischenkunft des andern war ihm sehr peinlich, aber er blickte nun doch den Polen an, dem alle Glieder schlugen. Darum wandte der Stubenälteste sich achselzuckend ab und ließ ihn in Ruhe.

Am andern Morgen dachte er aber, daß er bloß den Vorwurf bekommen würde, es wäre sein eigner Fehler, wenn er des Polen nicht Herr würde. Darum sagte er, als sie zum Mittagsappell antraten, zu Janowski:

— Ich habe es mir anders überlegt. Ich werde Sie diesmal noch nicht melden. Aber das sage ich Ihnen, wenn das nächste Mal Ihr Schrank wieder nicht in Ordnung und die Wäsche nicht abgegeben ist, soll Sie der Teufel holen. Ich mag nicht immerfort Ihretwegen Nasen fassen. Dann werde ich mir mal selbst helfen, und Sie sollen sehen, was dann geschieht.

Die ganze Woche über kümmerte sich der Gefreite beinahe gar nicht um Janowski. Der Sonntag kam. Der Stubenälteste ging aus und kehrte erst später zurück, weil er längeren Urlaub hatte, während die andern schon alle schliefen. Der Pole ging Sonntags nie auf Urlaub. Seine Eltern besaßen ein Gut in der Provinz Posen. Im Kadettenkorps oder in der Stadt kannte er keinen Menschen, der ihn eingeladen hätte.

Wenn er sogar wirklich Sonntags eine Einladung erhalten hätte, so würde er ihr doch wohl kaum haben Folge leisten können. Denn unausgesetzt liefen Beschwerden ein, und vor lauter Strafen wäre es zu einem Urlaub nicht gekommen.

Am nächsten Montag war der Termin fällig. Die Revision des Gefreiten drohte. Aber wie immer hatte Janowski vergessen, am Sonntag die Wäsche abzugeben.

Die Arbeitsstunde hatte er damit vertrödelt, eine ganze Seite voll Hasen zu zeichnen, die er dann dem kleinen Heller zeigte, jedesmal wenn einer fertig geworden.

Heller übte Kritik. Er fand, die Löffel seien zu kurz oder zu lang, die Läufe nicht richtig gestellt; der Hase war ihm zu groß, jener zu klein. Vor allen Dingen erklärte er sich mit den großen Hasen nicht einverstanden, und er flüsterte Janowski zu:

— Sie müssen doch die Hasen nicht so groß machen. Unser Hase ist doch 'ne kleene Krabbe.

Dann war die Seite mit den Hasen weiter gewandert zu Flügge und Boisdorville, die sich ausschütten wollten vor Lachen und ihre Freude nur mit größter Mühe verbargen, denn natürlich durfte der Gefreite nichts davon merken. Der hatte übrigens sehr viel zu arbeiten und achtete nicht darauf.

Zuletzt gab Flügge das Buch sogar an Elsheim weiter, der auf der Stube mehr als guter Kamerad betrachtet wurde.

Zuerst meinte der Sekundaner es doch nicht billigen zu dürfen, daß der kleine Quartaner sich über den Stubenältesten lustig mache. Aber schließlich freute er sich über die possierlichen Figuren der Tiere, und endlich ging sogar der Ulk mit ihm durch. Er nahm einen Bleistift und zeichnete dem gelungensten Hasen auf beide Löffel ein paar wunderschöne Gefreitenknöpfe.

Darüber war allgemeine Heiterkeit.

Der Gefreite sah sich bärbeißig und mißtrauisch um;

aber da der Stubenälteste den Sekundaner mitlachen sah, that er lieber, als hätte er nichts wahrgenommen.

Doch so kam es, daß das Signal zum Abendessen erklang, während Janowskis Bücher noch immer auf dem Tisch lagen.

Als Heller die Stube verließ, warnte er seinen Kameraden:

— Sie kommen wieder zum Abendessen zu spät. Vorwärts, Bücher weg. Schmeißen Sie sie ins Pult, schnell.

Doch in Janowskis Pult steckte oben in der Klappe ein Waffenrock, den er eigentlich am Mittag hatte zur Reparatur geben sollen, so daß nun durchaus nichts mehr dort Platz finden konnte. Infolgedessen schloß er mit schnellem Entschluß seinen Schrank auf und feuerte die ganzen Bücher hinein. Dabei hakten sich ein Paar Hosen ab und fielen darauf, so daß die gleiche Unordnung entstand wie acht Tage zuvor.

Janowski hatte die Revision längst vergessen. Und nach dem Abendessen schwatzte er noch mit ein paar Kameraden, denn er hatte sich mit diesem und jenem doch etwas mehr angefreundet.

Als er auf der Stube erschien, war der Gefreite schon da. Die andern waren fortgegangen, und der Pole befand sich mit dem Stubenältesten allein. Jener herrschte ihn sofort an:

— Wollen Sie sich gleich zur Stelle melden!

Janowski schloß schnell die Absätze, nahm seine gewöhnliche Stellung an mit etwas schiefem Kopfe und schnarrte:

— Ich melde mich zur—r—r Stell'!

— Schließen Sie Ihren Schrank auf!

Der Pole erschrak. Aber da half kein Sträuben. Sobald er die Thür öffnete, purzelten ihm genau wie das letzte Mal allerhand Gegenstände entgegen. Der Gefreite zitterte vor Wut und rief:

— Ich habe Ihnen doch gesagt, ich würde Sie heute revidieren. Sie sind wohl ganz von Gott verlassen! Sind Sie denn verrückt? Elender Polacke!

Janowski versuchte eiligst die Sachen zusammenzulesen. Bei der Gelegenheit kam aber sein Wäschesack zum Vorschein. Der Gefreite griff danach, fühlte ihn an:

— Was ist das? Schmutzige Wäsche? Aber heute ist doch Montag?

Dabei öffnete er den Wäschesack und fand ein einziges, fürchterlich schmieriges Hemd:

— Was soll denn das bedeuten?

— Das ist mein Hemd.

— Was für ein Hemd?

— Mein Hemd von der—r vor—r—r—igen Woche.

— Ja, haben Sie denn Ihre Wäsche nicht gestern abgegeben?

— Ich habe ver—r—r—rgessen, Her—r—r—r Gefreiter—r—r.

Der Gefreite wollte es gar nicht glauben:

— Wo ist denn die andre Wäsche?

Janowski deutete auf das eine schmutzige Hemd:

— Das ist meine Wäsche — meine Wäsche — Herr Gefreiter—r—r.

— Ein Hemd die ganze Woche, Sie Schwein? Weiter nichts?

— Nein, Her—r—r Gefreiter—r—r.

Das war dem Stubenältesten zu viel. Er packte den kleinen Polen bei beiden Armen und schüttelte ihn, daß dessen Kopf hin und her flog.

Als er ihn los ließ, trat plötzlich der Pole einen Schritt zurück und sagte mit ganz verzerrtem Gesicht:

— Herr—r Gefreiter—r—r, nicht anfassen! Das lasse ich mir nicht gefallen.

— Was? Das lassen Sie sich nicht gefallen? Was fällt Ihnen denn ein, so zu antworten?

Er packte ihn ein zweites Mal und schüttelte ihn wieder. Der kleine Pole war aschfahl geworden, machte ein empörtes Gesicht und rief immerfort wieder:

— Nicht anfassen, Herr Gefreiter! Sie dürfen mich nicht anfassen!

Da gab ihm der Gefreite noch einen Schubs, und dabei stieß er an den Tisch, so daß das Heft mit den gemalten Hasen, das Janowski vorhin aus dem Schrank gepackt und auf die Tischecke gelegt hatte, herunterfiel.

Es blätterte gerade so auf, daß man die Zeichnung sah, und in einem Augenblick hatte der Stubenälteste die Wahrheit erfaßt. Er hob das Buch auf und sah gerade vor sich den Hasen mit den beiden Löffeln, auf die Elsheim die schönen Gefreitenknöpfe gezeichnet. Da packte den Stubenältesten eine unsinnige Wut. Er riß aus dem Schrank den Rohrstock, mit dem die Kadetten früh ihre Sachen ausklopfen sollten, warf sich auf Janowski, schwang den Stock und ließ ihn auf den Rücken des Polen niedersausen. Der aber wehrte sich nicht, sondern rief nur fortwährend etwas, das der Gefreite in seiner Wut nicht ver-

stand. Es waren nur ein paar Worte, die er unausgesetzt wiederholte.

Nachdem der Gefreite eine Weile auf den kleinen Polen eingehauen hatte, hielt er endlich erschöpft inne und schrie ihn an:

— Was unterstehst du dich, immerfort zu brüllen, elender Polacke!

Der kleine Pole aber trat einen Schritt zurück, richtete sich auf und stand vor dem Gefreiten in unmilitärischer Haltung, den einen Fuß leicht vorgesetzt, aber den Kopf hoch erhoben. Er rief in Fistelstimme mit dem ganzen Stolz seiner Rasse, indem er empört mit bleichen Zügen, weit aufgerissenen Augen, in denen große, dicke Thränen standen, den andern ansah, gebietend, fast hoheitsvoll:

— Ich bin ein polnisches Eddelmann .... ich bin ein polnisches Eddelmann! .... Ich bin ein polnisches Eddelmann!

Der Gefreite wich unwillkürlich einen Schritt zurück und ließ den Rohrstock sinken. Da in diesem Augenblick andre Kadetten ins Zimmer traten, warf er den Stock in Janowskis Schrank und verließ das Zimmer.

Der Pole blieb stehen, verstört, als sei ihm ein fürchterliches Unglück geschehen. Als ihn der kleine Heller fragte, was denn eigentlich los sei, konnte er von seinem Klassengenossen keine Antwort bekommen.

Janowski packte ohne ein Wort seine Sachen zusammen und brachte seinen Schrank in Ordnung. Dann trat er an das Fenster und sah, während die übrigen Kadetten auf der Stube scherzten und lachten, sich Geschichten erzählten, am Tische saßen und lasen oder auch noch arbeiteten, in die Nacht hinaus.

Er wurde einmal von den andern gerufen, aber er hörte es gar nicht und blieb am Fenster stehen, regungslos, in Gedanken versunken.

Die andern ließen ihn in Ruhe, kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn. Endlich erklang draußen auf dem Korridor die Retraite; die Kadetten packten ihre Sachen zusammen, schlossen ihre Schränke zu und gingen in den Schlafsaal hinüber.

Der Gefreite hatte sich nicht gezeigt. Er setzte sich nun erst, weil er noch aufblieb, wie jeden Abend, um zu arbeiten, an den Tisch. Als er den Polen am Fenster stehen sah, wandte er sich um:

— Haben Sie die Retraite nicht gehört? Gehen Sie zu Bett! Aber ein bißchen fix!

Des kleinen Polen Gesicht war ernst und totenblaß. Er ging, ohne das vorgeschriebene „Zu Befehl, Herr Gefreiter" zu sagen, an dem Stubenältesten vorbei, in den Schlafsaal.

Der Gefreite wollte verlangen, daß er antworte, aber der Ausdruck des Janowskis erschien ihm so außergewöhnlich, daß ihn ein peinliches Gefühl beschlich. Er dachte im stillen: Der brütet Rache, der wird jetzt hingehen und mich melden. Das wäre dem Gefreiten außer dem Spaß gewesen, denn er war ein Streber und bangte um Stellung und Ansehen bei den Vorgesetzten.

Er bekam plötzlich Gewissensbisse und Angst, so daß er die Thür des Schlafsaals öffnete und hineinrief:

— Janowski, kommen Sie mal her!

Vielleicht, wenn er ihm sagte, er solle es sich zur Lehre dienen lassen, es wäre alles vergeben und vergessen, würde er ihn nicht melden.

Janowski trat ein und blieb an der Thür stehen. Aber er sah den Stubenältesten gar nicht an, sondern blickte wie geistesabwesend starr vor sich hin.

— Na, Janowski, wissen Sie, die Galle muß einem ja überlaufen bei so 'nem Kerl wie Sie. Es sind immer dieselben Geschichten, und ich fasse dann die Nasen für Sie. Da können Sie es einem nicht verdenken, wenn man mal wild wird. Wollen Sie mir nun versprechen, ordentlicher zu werden?

Der Pole gab keine Antwort.

— So antworten Sie doch. Sie müssen nicht so sein. Das ist ja lächerlich. Nehmen Sie doch Vernunft an!

Aber noch immer antwortete Janowski nicht, er blickte sogar den Gefreiten nicht an. Jener ärgerte sich und wollte seine Bemühungen aufgeben, aber immer wieder bangte er vor dem Gedanken, er möchte wegen des Schlagens gemeldet werden. Dabei erinnerte er sich des Ausdrucks, den Hauptmann Rohr gebraucht hatte, das sei eine Feigheit.

Darum fragte er noch einmal, indem er Janowski die Hand auf die Schulter legte:

— Wollen Sie sich denn bessern?

Aber der kleine Pole trat einen Schritt zurück und blickte nach Haases Hand, als ob er mit Schmutz berührt worden sei, so daß der Gefreite zurückfuhr und sagte:

— Nanu, was ist denn nur los? Sie werden doch nicht daran sterben, weiß Gott! Ich frage Sie, ob Sie sich bessern wollen. 's ist doch bloß zu Ihrem Besten, daß ich das sage.

Aber es machte wirklich den Eindruck, als habe der

kleine Pole geradezu den Verstand verloren, so wenig schien er überhaupt zu wissen, daß mit ihm gesprochen wurde.

Da gab schließlich der Gefreite seine Bemühungen auf. Er wagte es nicht, eine Antwort zu erzwingen, sondern sagte nur kurz, indem er sich wieder an den Tisch zur Arbeit setzte:

— Wenn Sie so albern sind, dann lassen Sie's bleiben. Scheren Sie sich in die Klappe.

Ohne ein Wort zu sagen, verschwand Janowski im Schlafsaal.

* * *

Der kleine Pole trat an sein Bett, zog seinen Waffenrock aus, knöpfte langsam die Hosenträger ab, und eigentlich zum erstenmal, seitdem er sich im Korps befand, legte er seine Sachen wirklich ordentlich auf den Stuhl am Bett. Als er seine Stiefel auszog, stellte er sie sogar nebeneinander an das Fußende, dann kroch er vorsichtig unter die Decke.

Dabei krachte aber doch das Bett, so daß Elsheim, der schon im halben Einschlafen war, brummte:

— Donnerwetter, machen Sie doch nicht so'n Lärm! Verfluchte Zucht! Man kann nicht mal ruhig schlafen!

Dann war alles still. Man hörte bald die gleichmäßigen Atemzüge der Schlafenden.

Janowski lag am Fenster. Die jüngsten bekamen immer das Bett, das der Außenwand zunächst stand, weil es da im Winter am kältesten zu sein pflegte. Die späteren

Jahrgänge rückten allmählich weiter nach dem Innern des Zimmers zu.

Der kleine Pole dachte an das, was ihm geschehen. Er war geschlagen worden und durfte sich nicht wehren! Er war geschlagen worden!

Er dachte daran, was wohl sein Vater sagen würde, wenn er es wüßte. Er dachte an zu Hause. Hier war er unglücklich, hier konnte er sich nicht eingewöhnen. Er paßte nicht hierher, er verstand die andern nicht und die andern nicht ihn.

Die militärische Ordnung war für ihn etwas Undenkbares. Er begriff nicht, wozu das alles nötig sei. Manchmal hatte er sich vorgenommen, zu versuchen, ein anderer Mensch zu werden, Ordnung zu halten. Aber meistens war es bei dem Vorsatze geblieben, denn er brachte es nicht einmal fertig, seine Bücher der Reihe nach aufzustellen. Es war, als ob ihm der Sinn dafür fehle.

Und er dachte an die ganze Leidenszeit, die er bisher durchgemacht, dachte mit Wut und Erbitterung an den Gefreiten, an dies kleine, gräßliche Scheusal, das es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben, gegen ihn, den polnischen Edelmann!

Das durfte nicht geschehen! Ein polnischer Edelmann und geschlagen werden! — Nein, das war wider die Tradition, das empörte ihn, das machte ihn ganz starr, daß er im Augenblick, als es geschehen, keine Antwort gefunden, nicht einmal Thränen, denn eigentlich war sein Leben doch nun zerstört und vernichtet.

Ein polnischer Edelmann und geschlagen werden!

Er war ja nur der Anfang gewissermaßen zum polnischen Edelmann, war nur ein winziger, elender Knirps. Er dachte selbst nicht weiter groß von sich, er kannte alle seine Schwächen. Er war auch zu Hause nicht gut behandelt worden, man hatte in ihm immer den kleinen Taugenichts gesehen, der der Familie einmal Schande machen könnte, wie es der ältere Bruder vor ihm schon gethan.

Aber geschlagen werden! Das war ja die Schande! Nun hatte er der Familie schon Schande gemacht. Wenn das sein Vater wüßte! Oder der Onkel Malapolski, der Bruder seiner Mutter, der einer der großen polnischen Familien angehörte, die ebenso gut waren wie die Sapieha oder die Radziwill. O, mein Gott, wenn der das wüßte, daß er sich hatte schlagen lassen, und daß er hier ruhig im Bett lag, und der, der ihn geschlagen, noch lebte!

Der kleine Pole dachte an die Abende auf dem Schlosse in der Provinz Posen, wenn im Herbst die Freunde des Vaters aus der Nachbarschaft kamen zur Jagd, wenn Geschichten erzählt wurden, von polnischer Vergangenheit und Größe. Wenn dann Onkel Malapolski mit dem langen, grauen Bart in den tiefen gutturalen Klängen zu reden begann von den Zeiten der Könige, als Polen noch ein freier Staat gewesen, ein Staat, in dem es nur Edelleute gab und Bauern . . .

Dann erinnerte er sich der Fahrten zur Jagd, wenn draußen alles tief verschneit lag, wenn die alten Kiefern sich beugten unter der Last des Schnees. Er erinnerte sich, als er beim Onkel in Russisch-Polen zu Besuch gewesen, wie die Wölfe um das alte Schloß heulten, und wie dann

wieder der graubärtige Oheim dasaß und erzählte von den Starostengeschlechtern, von der polnischen Nobelgarde, erzählte, wie die Ahnen früher Bär und Elch erlegt. Er hörte ihn noch reden: Jeder Pole ist eigentlich als König geboren.

Und er, er — ein polnischer Edelmann, hatte sich schlagen lassen!

Er dachte an die Mutter zu Hause, die schöne, blonde Frau, die aussah wie eine Fürstin und ihrem Hauswesen vorstand wie eine Königin. Mein Gott, wenn die wüßte, wie es ihrem Sohn hier ging, daß er, ein Janowski, ein polnischer Edelmann sich hatte schlagen lassen!

Er dachte an alles, was er gelesen, an die vielen Geschichten, wo immer Blut floß, in denen die edeln Polen das Schwert mehr in der Faust trugen als in der Scheide.

Er erinnerte sich, wie er als Knabe von fünf Jahren zum erstenmal auf ein Pferd gesetzt worden, wie er dann über die Stoppeln galoppiert und über die Wiesen, über die Heide gejagt mit Vater und Onkel Malapolski Hasen gehetzt mit Windhunden, und wie dann der Oheim Graubart gesagt:

— Das ist Königsjagd, das ist adliges Vergnügen.

Und er, der polnische Edelmann, hatte sich schlagen lassen!

Heldenlieder und Gedichte fielen ihm wieder ein. Ein Lied von Mickiewicz, das seine Mutter die Kinder gelehrt, summte ihm in den Ohren. Er dachte an alles, was er aus Erzählungen wußte oder was ihm zu Hause, neben dem Schulunterricht durch den deutschen Hauslehrer, der

Vater beigebracht aus der Geschichte seines Volkes. Er dachte an Kasimir den Großen, an Wladislaw und Poniatowski.

Und er, ein polnischer Edelmann, hatte sich schlagen lassen!

Dann fiel ihm alles ein, was bei den Teilungen Polens seine Väter und Vatersväter erduldet. Immer wieder stand die Gestalt des Onkels Graubart vor ihm, der abends auf dem Schlosse nach dem Jagddiner, wenn nur die polnische Sprache klang, erzählt, was edle Polen einst gelitten.

Und er, ein polnischer Edelmann, hatte sich schlagen lassen!

Eine furchtbare Wut überkam ihn, und er biß in das Betttuch. Dann aber zog er die Decke über den Kopf und fing bitterlich an zu schluchzen. Unter der Bettdecke blieb er liegen, sonst rief da drüben wieder der andre, daß er nicht schlafen könne. Er durfte sich ja nicht einmal bewegen, durfte seinem Schmerze nicht freien Lauf lassen.

Dann dachte er an den Gefreiten, an dieses kleine Scheusal dort drüben, diesen Plebejer, der es gewagt, ihn zu schlagen, ihn, den polnischen Edelmann!

Das fraß und nagte ihm am Herzen, daß er nicht wußte, wie er es überwinden sollte.

Er hörte, wie nach langer Zeit der Stubenälteste zu Bett ging, sich endlich legte und seine Bettstelle krachte. Dann schlief der Gefreite ein und schnarchte laut.

Der Gedanke überkam den kleinen Polen, hinzugehen und diesen Kerl da drüben zu erwürgen mit beiden

Händen, oder ihn niederzustechen mit dem Schwert, mit dem Degen. Ach, er hatte kein Schwert! Er hatte keinen Degen! Er war klein, er war ja nur ein Schuljunge, ein Kadett. Die ganze Tradition stand hinter ihm, aber er selber war doch ein Knirps, nichts! Nur das Blut floß in ihm, wie es in seinen Vätern geflossen, die auf dem Reichstag ihr Veto eingelegt, die selbst ihren König gewählt und auf freiem Schlosse gewohnt hatten, auf freiem Grund und Boden, unter sich den Knecht, die Krapule, den Schuft.

Und er, der polnische Edelmann, hatte sich schlagen lassen!

Seine Väter hatten die Zeit in Kämpfen und Duellen verbracht, gegen seine Väter hätte sich einmal eine Hand heben sollen! Blut wäre geflossen!

Wieder überkam den kleinen Polen eine unsägliche Wut, daß er beinahe aufgesprungen wäre. Er dachte daran, von drüben ein Seitengewehr zu holen, er hätte es am liebsten dem Gefreiten in die Brust gerannt.

Dann überfiel ihn wieder Schwachheit und Elend. Er er konnte ja nichts thun, er hatte es schon verpaßt: auf der Stelle hätte er wiederschlagen müssen, dem Gefreiten ins Gesicht. Er war gezüchtigt worden wie ein Sklave, mit dem Stock über den Rücken, gezüchtigt, wie seine Väter einst die Leibeigenen geschlagen!

Sollte er es nach Hause schreiben? Sollte er die eigene Schande dem Hauptmann melden? Nein, keinem Menschen hätte er gewagt das zu sagen, vor keinem Menschen durfte er davon sprechen. Er war gezüchtigt worden! Und die Schläge brannten ihm auf dem Rücken.

Nicht körperliche Schmerzen, Schmerzen waren es in seiner Seele. Jetzt war es zu spät, nun konnte er nichts mehr thun!

Aber nach Hause, das fiel ihm plötzlich ein, nein, nach Hause konnte er nicht wieder kommen. Sollte er dort dem Onkel sagen: „Ich, ein polnischer Edelmann, ich, der ich einst auf dem Schlosse meiner Väter sitzen und ein heimliches, stilles Glas leeren soll auf das heilige Polen, bin meines Vaterlandes nicht wert, denn mich hat ein Plebejer gezüchtigt wie einen Hund!“

Nein! Nach Hause konnte er nicht wieder kommen!

Da packte den kleinen Polen eine Verzweiflung, daß er sich nicht mehr zu retten und zu helfen wußte. Er hatte beim nächsten Urlaub bitten wollen, daß man ihn hier fortnehme, er passe nicht her. Aber nun konnte er ja nicht mehr nach Hause! Hier hatte er keine Heimat, hier fühlte er sich unglücklich, nicht zu sagen. Aber nach Hause durfte er ja nicht mehr kommen!

Seine Bewegung wuchs, seine Verzweiflung stieg. Langsam schlug er die Decken zur Seite, stand auf, trat leise an das Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Das Zimmer lag im dritten Stock. Er konnte weit draußen die Landschaft übersehen, denn der Mond schien hell. Kleine Häuser und Dächer erblickte er. Es war nirgends mehr Licht, Stunden waren schon vergangen. Aber Schlaf fand er nicht.

Wie er so hinausstarrte in diesen schweigenden Nachtfrieden, und wie er immer wieder dachte an seine Heimat, an das Schloß, an die Wälder, an die Jagdherrlichkeit und die Geschichten, an polnische Sitte und Art, an die

vornehme, blonde, schöne, stolze Mutter, an den Onkel mit dem langen, grauen Bart, der polnische Lieder sang und sprach, der meinte, außer dem polnischen Edelmann gebe es keinen anständigen Menschen auf der ganzen Erde, da fühlte plötzlich der kleine Pole sich so heimatlos, so elend, so gebrochen, daß er meinte, daß er geschlagen worden, könne er nicht überleben.

Da faßte er plötzlich einen Entschluß, trat an das Fenster, wirbelte den Riegel auf, schwang sich, ehe er zur Besinnung kommen konnte, auf das Fensterbrett — und war in der Dunkelheit verschwunden.

Man hörte nur noch unten drei Stock tief auf den Steinfliesen im Hof ein schweres dumpfes Klatschen. Dann war alles still.

Elsheim aber drehte sich wieder ungeduldig herum und brummte, halb im Traum:

— Verfluchte Zucht! Man kann nicht mal ruhig schlafen!

Der Blinde

In einer Tanzpause machte mich meine Dame darauf aufmerksam, daß der Klavierspieler, der beim Hausballe zum Tanz aufspielte, blind sei.

Nun schaute ich hinüber und sah in einem glattrasierten Gesicht tiefliegende Augen, die vor sich hin auf die Tasten zu starren schienen. Das Haar war lang, es hing ihm über den Kragen herab, schwarz und, wie es schien, von einzelnen Silberfäden durchzogen.

Der Mann spielte mit wunderbarer Sicherheit und Ruhe, mit einem fabelhaften Gefühl für den Takt. Er spielte laut, wie es zum Tanze eben nötig war, aber er paukte nicht, sondern immer blieb ein gewisser Ausdruck in den Tönen.

Als der Tanz zu Ende war, benutzte ich die Pause und ging hin.

Die langen, schmalen Hände des Spielers ruhten auf seinen Knieen unbeweglich, und nun erst, wo ich ganz nahe war, konnte ich entdecken, daß in diesen Augen alles Leben erloschen.

Körperlichem wie seelischem Leiden gegenüber ist es ja so unendlich schwierig, ein Wort zu finden, das tröstet, ohne zu verletzen, das aufrichtet, ohne zu demütigen.

Wie immer war die beste Einleitung eine neutrale, banale Phrase, und ich fragte:

— Wie heißt denn das Stück, das Sie eben spielten?

Der Blinde wendete sich sofort nach der Richtung des Klanges. Ein leises Lächeln schwebte um seine Lippen:

— Ach, es hat wohl keinen Namen. Ich habe nur so gespielt.

— Ach, Phantasie?

— Gewiß. Aber es mögen wohl Anklänge darin gewesen sein. Ich kann stundenlang Tänze so spielen. Wenn mir der Rhythmus gegeben ist, finden sich die Töne von selbst.

Es mochten wirklich hie und da Anklänge vorgekommen sein, doch im ganzen schienen mir die Melodieen selbständige Erfindung.

Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Vortänzer kam und dem Blinden — leider muß ichs gestehen — in wenig zartfühlender Weise zurief:

— Nanu, machen Sie man ein bißchen fix. Die Damen wollen tanzen!

Der Blinde lächelte nur ganz leise, wie er vorhin gelächelt, senkte den Kopf, hob die Hände auf die Tasten. Mit einem kurzen Griff hatte er sich vergewissert, wie sie lagen, und einen Augenblick später klangen die Einleitungstakte zu einer Quadrille.

Im späteren Verlauf des Balles trat ich noch einmal heran, als eine längere Pause eingetreten war und man die Fenster des großen Salons geöffnet hatte, damit frische Luft hereindringe:

— Daß Sie sich nur nicht erkälten! — meinte ich zu ihm. Er sagte ruhig:

— Ach, das bin ich schon gewöhnt. Und dann werde ich nicht warm dabei. Es ist ja doch mechanisch.

Ich kam mit dem Blinden ins Gespräch. Nachdem er mir erzählt, er hätte schon sehr viel zu spielen gehabt diesen Winter — Gott sei Dank, da gehe der Verdienst gut —, fragte ich ihn, ob er denn abgeholt würde und hergebracht, wenn er in fremden Häusern spiele.

Er lächelte wieder in seiner sanften Weise und meinte mit wohltönender, weicher Stimme:

— Meine Mutter bringt mich her, und ich gehe allein nach Hause.

— Allein? Wie ist das möglich!

— Ja, bei mir hat sich das Ortsgefühl so ausgeprägt, daß ich hier in der Stadt, wo ich bekannt bin, einen Weg, den ich einmal zurückgelegt habe, auch ruhig wieder allein zurückfinde.

Nach einer Weile fuhr er fort, wieder mit feinem Lächeln:

— Etwa wie ein Hund.

Ich dachte unwillkürlich an etwaiges Überfahrenwerden:

— Aber wenn Sie nun über die Straße müssen?

— Ach, zu der Zeit, wenn der Ball aus ist, so gegen Morgen, ist ja doch kein Verkehr. Und die Wagen und Menschen höre ich. Mein Gehör ist erstaunlich, es ersetzt mir das Auge.

Ich fragte, ob er immer blind gewesen sei.

— Von meinem achtzehnten Jahre ab.

Dann wurden wir wieder auseinandergerissen, und der Ball ging weiter. Ich erzählte meiner nächsten Tänzerin, weil mich das Schicksal des Blinden immer noch bewegte, etwas von ihm. Sie war ein unverschämtes, schnippisches

kleines Ding, das scheinbar alles kannte, wußte und beurteilte, vielleicht um den Herren geistreich zu erscheinen. Sie antwortete nur, von oben herab:

— Ach, der Blinde? Der ist ein ganz gerissener Mensch!

Das Wort verstimmte mich. Aber sie konnte ja recht haben. Später beim Cotillon redete mich auch ein Landrat, auf den Klavierspieler an und lobte seine Bescheidenheit, seine Vernunft, seinen Takt, sein gutes Spiel auf das wärmste.

Ich dachte: ‚Also einer so und einer so, wie es im Leben immer geht: der eine sieht Sonne, der andere Schatten. Den Schatten, als Wirkung der Sonne, sehen ja doch die wenigsten.‘

Ich weiß eigentlich nicht warum, aber nach dem Balle war ich in besonders glücklicher Stimmung. Wie's in solchen Stimmungen zu sein pflegt, wäre es mir unangenehm gewesen, mit einem andern nach Hause zu gehen, der mir dann in der stillen Winternacht unter dem Sternengeflimmer oder beim Lichte des dämmernden Tages von der Güte der Weine erzählt, von der Unbescheidenheit eines jungen Herrn, von der Einbildung eines Alten, von der Schönheit eines thörichten Mädchens, in das der Affe sich vernarrt.

So hatte ich absichtlich in dem zur Garderobe hergerichteten Zimmer noch etwas gezögert, um die übrigen vorauszulassen. Ein paar Unbekannte waren nur noch hinter mir und ein Major, von dem ich wußte, daß er nach der entgegengesetzten Seite mußte.

Langsam stieg ich die Treppe hinab, und aus meiner Feststimmung brachte mich auch nicht das alberne Gesicht des Lohndieners, der unten auf sein Trinkgeld wartete.

Armer Kerl, hatte vielleicht zehn Kinder zu Hause! Ich gab ihm also einen Thaler, und der Gedanke störte mich nicht dabei, daß er ihn am Ende sofort in der nächsten Destille in Schnaps umsetzen könnte und die zehn Kinder, wenn sie da waren, nicht einmal etwas davon hätten.

Auf der Straße rutschte ich in meinen großen Gummischuhen langsam dahin, steckte mir eine Cigarre an und blies die blauen Wolken in die klare Luft. Da hörte ich hinter mir einen schlürfenden Gang, und es kam jemand vorüber mit unsicherem Schritt, die eine Hand in der Tasche, die andere ein klein wenig mit dem Stock vorgestreckt. Ich erkannte in dem Herrn in dickem Überzieher, der ein Halstuch umgebunden hatte und den Kragen hochgeschlagen, den Klavierspieler von heute abend.

Der paßte zu meiner Stimmung. Sofort redete ich ihn an:

— Darf ich Sie ein Stück begleiten?

— Aber natürlich, sehr gern!

Eine Weile sprachen wir nichts. Dann fing ich an, über die Schönheit des Morgens zu reden. Und erst, als ich mitten darin war, fiel es mir peinlich ein, daß der Blinde ja den wunderbaren Winterhimmel mit seinem Nebelspiel nicht sah, vom Erbleichen der Sterne nichts ahnte und nicht gewahrte, wie sich der Horizont ganz unten dunkler färbte, wo dichte Wolken geballt lagen.

Aber der Blinde sprach, als kennte er das alles:

— Ja, so ein Wintermorgen ist schön. Diese Weichheit des Himmels und der Luft. Am Tage, da ist doch alles härter, es zeichnen sich die kahlen Bäume schärfer ab. Aber jetzt ist noch alles verschwommen, jetzt, wo es noch

nicht Tag ist. Es ist zu schön! Und den Schnee, den liebe ich so. Wie er knirscht unter den Füßen; das ist auch an hellem, lichtem Tag nicht so, wenn womöglich die Sonne scheint und er dann blendet.

Ich war erstaunt, den Blinden sprechen zu hören wie einen Sehenden, als ob es ganz selbstverständlich sei, so daß ich meinte, er würde auch nichts darin finden, wenn ich ihn darüber befragte:

— Wie können Sie das beurteilen? Sie sehen es doch nicht?

— Ich sehe es nicht, aber ich weiß ganz genau, wie es ausschaut. Manchmal glaube ich, mir fehlt gar kein Sinn.

Wir kamen aus der geschlossenen Häuserreihe immer weiter hinaus in ein Villenviertel, und wenn schon vorher fast alles ruhig gewesen, so herrschte nun vollends Stille.

Der Blinde ging, als könnte er sehen. Hie und da tastete er wohl mit dem Stock, aber sonst stieß er ihn sicher auf und mußte wohl aus Klang und Boden wissen, wo er sich befand. Er ging nach der Seite der Gartenmauern zu, und da merkte ich allerdings, wie er ab und zu vorsichtig die Hand aus der Tasche zog, um sich an der Wand zu überzeugen, ob er noch den geraden Weg innehielte.

Allmählich kamen wir ins Gespräch. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, Tanzklavierspieler zu werden, und er gewann immer mehr Vertrauen und erzählte mir seine ganze Geschichte:

— Mein Vater war Bürgermeister einer größeren Provinzstadt, und wir Kinder erhielten eine gute Erziehung. Als ich etwa achtzehn Jahre alt war, bekam ich das

Scharlachfieber. Es blieb eine Schwäche der Augen zurück, und allmählich erlosch das Licht.

Ich erinnere mich noch deutlich der Leiden, die ich damals als junger Mensch ausgestanden habe. Ich hatte die Welt nun achtzehn Jahre gesehen, ohne daß ich — ich möchte beinahe sagen — das rechte Bewußtsein davon gehabt. Das Sehen war selbstverständlich.

Da habe ich mich wohl, wie ich mich allmählich hinübergewöhnen mußte in meine Blindheit, in schlummerlosen Nächten angeklagt, daß ich früher das Licht nicht genug genossen, daß ich nicht mit allen Sinnen die Schönheit der Welt eingesogen hatte.

Ich vergegenwärtigte mir dann, wie wohl ein Sonnenuntergang aussähe, wenn die letzten Lichter spielen, wenn sich der Himmel rötet, die Sonne niedersteigt und der Horizont blaßblau wird, violett, rot, wieder grau, immer grauer, und endlich die Nacht hereinbricht.

Mit Entsetzen sagte ich mir: ‚Das siehst du nie wieder!‘ Ich fragte mich plötzlich: ‚Hast du das überhaupt jemals gesehen? Ist es schön gewesen?‘ Ich suchte mich zu erinnern: ‚Wie sind Farben?‘ Sie mußten Körper haben, man mußte sie fühlen können. Und ich fühlte und tastete an der Wand, auf den Möbeln, und konnte sie nicht unterscheiden. Mir war es, als müßte das Rot weich sein und das Gelb hart, und eins wirkte doch auf meine tastenden, zitternden Finger wie das andere.

Da hätte ich bittere Thränen weinen mögen, daß ich mir nicht in der Zeit, wo ich noch gesehen, den Regenbogen eingeprägt, daß ich nicht jedesmal in Verzückung geraten, wenn er am Himmel stand.

Ich Thor war damals achtlos vorbeigegangen.

Jetzt war mir's, als läge darin die ganze Glückseligkeit der Welt. Farbe, Farbe, ich sah sie ja nie wieder!

Das ist ein so furchtbarer Einschnitt ins Leben, daß man nicht begreifen kann, wie man es überdauert.

Ich erinnere mich eines Tages, wo ich so verzweifelt war, daß ich den festen Vorsatz faßte, mir das Leben zu nehmen. Doch woher sollte ich mir eine Waffe verschaffen, ohne Aufsehen zu erregen?

Da dachte ich daran, mich aus dem Fenster zu stürzen. Und ich schlich ganz langsam aus dem Zimmer. Die Eltern waren aus, die Geschwister — ich hatte noch zwei Schwestern — in der Schule, nur draußen in der Küche befand sich das Mädchen.

Ich überlegte: wir wohnten im zweiten Stock, das war nicht hoch genug. Ich fürchtete einen Vorsprung des Hauses irgendwo, der den Sturz gehemmt hätte. Und ich tastete mich vorsichtig weiter die Treppe hinauf, bis zum vierten Stock. Dort war eine Fensterluke. Ich kannte sie genau. Von dort aus ging es gerade hinunter, vier Stock, auf den fliesenbelegten Hof.

Ich wußte: ich kann die Richtung meines Körpers lenken, ich muß mit dem Kopfe zuerst auftreffen. Leiden wollte ich nicht, das Leben sollte sofort zu Ende sein.

Da bin ich vorsichtig an die Luke gegangen, habe das Fenster geöffnet, den Rand mit den Händen betastet, die Füße vorgeschoben, sie auf das Holz des Rahmens gesetzt.

Dann fühlte ich nach oben, daß ich frei aufstehen könnte und nicht anstieße.

Ich weiß noch, daß ich die Hände gefaltet habe. Mir war's, als müßte ich irgend etwas beten, aber ich fand keine Sammlung, keine Worte. Ich richtete mich nur in jähem Entschluß auf und, wie ich es gewollt, schnellte ich mich mit den Füßen ab und wandte den Körper so, daß der Kopf vorausging.

Ich hatte wohl ein Gefühl, was die Eltern sagen würden, daß ich ihnen Schmerz und Kummer mache, aber ich meinte, ein Blinder, wie ich, fällt doch nur den andern zur Last. Das beruhigte und versöhnte mich.

Mir war es, als flöge ich, als fiele ich sanft in die milde Luft hinein. Ich hatte keine Angst, ich fühlte keine Beklemmung, hatte nur das eine Bewußtsein: ‚Jetzt ist's aus und ist gut so.‘

Was dann geschehen ist, weiß ich nicht mehr; mir ist's auch nicht, als hätte ich irgend welchen Schmerz empfunden. Ich weiß nur, daß ich später in meinem Bett erwacht bin, und daß man mir vorsichtig mitteilte, wie unter dem Fenster bis zur Höhe des zweiten Stocks ein Gerüst aufgeführt gewesen, weil man irgend welche Arbeiten am Hause vornahm. Ich hatte davon nichts gewußt und war bloß etwa zwei Stockwerke tief auf die Bretter gefallen, hatte nur eine schwere Kopfwunde davongetragen und erwachte nun hier zum neuen Leben.

Das hat eine große Wandlung in meinem Dasein hervorgebracht.

Ich habe keine Selbstmordpläne weiter verfolgt, ich sagte mir mit etwas wie Fatalismus: ‚Das ist so, muß so sein, hat nicht anders kommen sollen, du mußt also leben und blind bleiben.‘

Am fürchterlichsten war mir das Mitleid der andern.

Ich war auf der Schule ein oberflächlicher Junge gewesen, dem die verbotene Cigarre hinterm Zaun mit den Freunden, Fußballspiel, Schwimmen und endlich die Tanzstunde den Hauptinhalt des Daseins bedeuteten.

Da ward diese Blindheit doch vielleicht ein Glück für mich, sie bedeutete Sammlung und Innerlichkeit.

Die Außenwelt war mir verloren, sie sank immer tiefer hinter mir zurück.

Im Anfang besuchten mich noch einige Schulkameraden, aber immer mehr vereinsamte ich.

Es war ihnen langweilig, mit mir zu sprechen. Ich wußte nichts mehr von ihren kleinen Interessen, ob ein Extemporale bevorstand, ob es vielleicht einen Tag freigeben könnte, wie der Neue sich gemacht, was vom künftigen Rektor zu erwarten stand, welches kleine Schulmädchen mit blonden Zöpfen sie nach Hause begleiteten, ob einer in der Tanzstunde eine ‚Flamme‘ gefunden.

Dieser und jener ging ab, auf eine andere Schule, blieb sitzen, es ist auch einer gestorben.

Das Leben, wie eben das Leben ist!

Und immer einsamer ward es um mich, immer gleichgültiger wurden mir jene einstigen Freuden, nur in meinem Innern wuchsen keine Freuden heran.

Ich war auf die Familie angewiesen. Zuerst waren sie alle lieb gegen mich gewesen. Aber ich merkte es mit der Zeit, wie die Schwestern mir den Selbstmordversuch nicht verzeihen konnten.

Es blieb ein Makel. Es war ihnen peinlich, den Bekannten gegenüber. Vielleicht mochte der Bruder ihrer

demnächstigen Verheiratnng zum mindesten nicht förderlich sein.

Der Vater hatte viel zu thun und war beinahe den ganzen Tag über nicht zu Hause.

Nur die Mutter war gut gegen mich. Eine Mutter verzeiht, begreift.

Eine Mutter bleibt eben Mutter.

Da kam allmählich eine Verbissenheit über mich. Es galt aufräumen mit der Vergangenheit. Eine neue Welt in der Seele mußte ich mir aufbauen, eine Welt, in der ich die Umrisse nur tasten konnte und die Farben nicht sehen, eine Welt, in die kein Lichtstrahl fiel, eine Welt, wo aus der Dutzendseele, die nicht gewohnt gewesen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, erst eine Seele wachsen sollte, die ihr Genügen am eigenen Innern fand.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch neun Jahre braucht, bis er seine Haut, also sein Äußeres, ganz erneut hat, bis jeder Flecken der Epidermis abgestoßen ward und durch neues Gewebe ersetzt, wie lange wird dann wohl die Seele bedürfen?

Sie hat lange gebraucht, dieselbe Reihe von Jahren, die mein altes Leben gewährt — achtzehn Jahre!

Nach achtzehn Jahren hatte sich alles geändert, in mir, außer mir. Der Vater war gestorben, die Schwestern hatten inzwischen geheiratet, und auch sie sind heute tot —

Der Blinde tastete mit der Hand an die Mauer und fragte dann, seinen Gedankengang unterbrechend:

— Sind wir schon am Hospital vorüber?

— Nein, da liegt es vor uns.

Und er sagte nun wieder, als ob er es selbst sähe:

— Ja, ja, die großen Fenster, die runden Fenster. Ja, richtig, ich war zerstreut.

Dann gingen wir weiter, und er fuhr fort:

— Ich meine ... was ich sagen wollte, in der ersten Zeit ward es mir schwer, zu gehen, wie ich jetzt gehe. Ich hatte das Gefühl, es müßte mir immer etwas entgegenkommen. Wie der Sehende im dunkeln Zimmer geht: ich streckte die Hände aus, ich dachte: „Jetzt stößt du an, jetzt schlägt dir etwas ins Gesicht.' Ich schützte sogar die Augen. Und es war doch nichts mehr daran zu verderben. Nur vielleicht äußerlich eine Wunde hätte ich davontragen können. Ach mein Gott, die heilt, aber der Sinn, der Nerv, das Licht, die Farben, das war doch hin! Und so gewöhnte ich mich allmählich daran, ließ die Hände herab und lernte durch eine Bewegung feststellen, wo ich sei.

Und sehen Sie, ich lernte gehen. Der Gesunde kann nicht gehen, ich meine gehen mit dem Gefühl, daß man jeden Centimeter kennt, den der Boden steigt und fällt, daß man den Teppich fühlt, der auf der Erde liegt, wo sein Rand beginnt, daß man jede Vertiefung ahnt, daß man den Boden so genau empfindet wie den Tisch, auf dem die Hand hinfährt.

Es ist nun allmählich in jener Zeit immer einsamer um mich geworden. Nur die Mutter blieb, und mit der Mutter wohnte ich zusammen. Von Freunden war nichts mehr zu sehen.

Ich war auch ungesellig, unliebenswürdig, ich habe mich nicht überwunden, den immer sich gleichbleibenden, angenehmen Gesellschafter zu spielen.

Ich haderte mit der Welt, ich war zerfallen mit allem, mit mir selbst am meisten.

Es ging uns pekuniär nicht gut. Der Vater hatte es nicht verstanden, während der Bürgermeisterzeit etwas zurückzulegen.

Wir bekamen nicht viel. Und das bedrückte meine Mutter, weil sie fühlte, daß nun, wo sie nicht mehr die Frau Bürgermeisterin war, die Leute vielleicht weniger nett mit ihr thaten.

Diese und jene blieben ganz fort. Sie empfand das nicht als Gewinn, wie der Weise es ansehen müßte, als reinliche Scheidung zwischen Freund und Feind — sie fühlte es als Kränkung.

Das verbitterte auch sie, und ich glaube, das hat mir geholfen.

Ein Gefühl der Verachtung kam über mich, der Verachtung vor dieser elenden Nützlichkeitsherde, vor diesen jammervollen Schmeichlerkreaturen.

Ein Gefühl, daß es am besten ist, allein zu stehen.

Ich fühlte aus den bitteren Reden meiner Mutter, wie sie die Witweneinsamkeit empfand. Es kam hinzu, daß die Schwestern — beide lebten damals noch — in ihren Männern, in ihrer Familie, in ihren Kindern aufgingen und die Mutter vernachlässigten.

Das hat mich erzogen, mir Kraft, Selbstachtung gegeben, das warf Licht in meine Nacht.

In abendlichen Stunden, wenn wir allein waren beim Lampenschein, die Mutter arbeitete und ich am Tische neben ihr saß, habe ich versucht, der Mutter darüber hinwegzuhelfen.

In diese Zeit hinein fiel etwas, das mir heute das Leben erhält.

Musikalisch war ich immer gewesen, sehr musikalisch, glaube ich sogar.

Der Vater hatte darauf gehalten, daß wir Kinder Klavierstunden bekämen. Aber ich war faul, übte nicht, und obgleich ich auswendig spielte, besser als von Noten, obgleich ich ein feines Gehör besaß, obgleich ich mich manchmal Sonntags ans Klavier setzen konnte und wiederholen, was ich den Abend vorher vielleicht im Konzert gehört, ließ ich diese doch immerhin ungewöhnliche Gabe einschlafen.

Ich habe nur gespielt aus Eitelkeit.

Dann war ein Besuch da, und es sagte irgend jemand etwas von ‚Phantasieren'. Ich wurde vorgeführt, der Vater freute sich, die Schwestern renommierten mit mir, die Mutter war heimlich stolz auf ihren Sohn.

Aber der eigne Drang fehlte. Die übrigen Jungen meines Alters hatten keinen Sinn dafür, und unter ihnen lebte ich, es lag mir daran, bei ihnen als forscher Kerl zu gelten.

Mein Vater sah ein, daß es mit den Klavierstunden nicht vorwärts ging. Er bestellte den Lehrer ab, nachdem er gesagt, ich würde es im späteren Alter noch einmal bereuen, jetzt so faul gewesen zu sein.

Da habe ich in den letzten Jahren, als ich noch sah, das Klavier beinahe nie mehr geöffnet.

Aber nun, wo es Nacht um mich geworden war, fing ich wieder an, spielte die Albernheiten und Oberflächlichkeiten, die ich noch wußte.

Doch mit der Zeit vertiefte ich mich.

Allmählich ist die Musik ein Zauber geworden, der mich nie wieder losläßt. Sie ward der Inhalt meines Lebens.

Sie gab mir den Unterhalt, denn mir ist die Musik zum Brote geworden.

Unsere Verhältnisse, sagte ich Ihnen, waren nicht gut; sie wurden immer schlechter. Nachdem einige Jahre vergangen, kam eine neue Stadtverwaltung, die nur das gezahlt wissen wollte, was gesetzlich zu erweisen war.

Da kam es denn heraus, daß meinem seligen Vater zwar mündlich zugesagt worden, für Witwe und Familie sollte gesorgt werden, aber einen Schein hatten wir nicht in der Hand.

Der neue Bürgermeister setzte uns auf ein Gnadenbrot herab. — Ich will die Summe lieber nicht nennen.

Da war ich's, der für die Mutter eintreten mußte. Ich versuchte, meine Kompositionen zu verwerten. Ach, das war noch einmal eine bittere Zeit: der hohe Flug wurde geknickt, die Träume gingen zu Wasser . . . . .

Der Blinde machte wieder eine Pause und lächelte vor sich hin. Sein feines Gesicht nahm einen milden, verklärten Ausdruck an. Ich unterbrach ihn nicht. Nach einer Weile fuhr er fort:

— Aber alles ist zu etwas gut im Leben. Mein Stolz wurde gebrochen. Ich bin keiner von den Großen, ich sollte ihnen nicht in der Sonne stehen, ihnen Licht nehmen, unsern großen Meistern, die da waren und kommen werden, die so viel Sonne und Licht brauchen auf ihrem Lebenswege.

Da ward ich denn Tanzklavierspieler.

Ich wurde einmal gefragt, ob ich nicht in einer kleinen Familie zu einem kleinen Hausball spielen könnte, und übernahm es. Ich meinte, ein Versuch könne nicht schaden.

Es ging, und nun spiele ich zum Tanz für die Jugend, die ich nicht mehr bitter betrachte in ihren weltlichen Vergnügungen; ich spiele mit Freude und Interesse; ich spiele gern.

Ich erblicke die jungen Leute vor mir, ich sehe im Geiste fröhliche Gesichter, ich höre Lachen und Unterhaltung, und während ich einen leichten, leisen Walzer, eine Polka oder einen Galopp spiele, sehe ich junge, hübsche Mädchen im Arme von jungen, frischen, lebens- und gesundheitsstrotzenden Männern dahin schweben nach dem Takte meiner Musik.

Ich weiß, es sind auch häßliche darunter. Aber das sehe ich nicht. Ich sehe nur Sylphiden schweben. Nur ab und zu erinnert mich bei meiner Musik das schwere Schlürfen der Schuhe, Klappern der Absätze und Klirren der Sporen daran, daß es nicht Geister sind, die den Reigen führen.

Ich weiß, es sind oberflächliche, es sind auch schlechte Menschen vielleicht darunter.

Aber ich denke, keiner ist ganz schlecht, keiner ist ganz oberflächlich, keiner ist böse.

Ob nicht im Winkelchen eines jeden dieser Herzen doch etwas Gutes bleibt, ob nicht dieser und jener auch eine Mutter daheim hat, die er ernähren muß und, wenn er sie nicht ernährt, eine Mutter die mit liebevollem Auge auf ihn blickt?

Keine Kreatur ist so elend, so schlecht, so böse, daß nicht ein Mutterauge doch mit Liebe darauf schauen könnte.

Ich sehe das Gute an diesen Menschen. Es sind junge Leute! Der Ernst des Lebens wird schon noch kommen! Sie wollen jetzt das Dasein genießen, sie wollen atmen und jubeln und lachen. Einmal naht auch ihnen die Nacht, einmal auch für sie Alter, Sorge, Not und Kummer.

All das sehe ich dann. — Ja, ja, Sie wundern sich, ich sehe es um mich schweben, ich sehe Schönheit und Jugend, ich sehe Menschenlust und — Leid um mich, und alle banne ich mit meiner Musik, meinen gleichgültigen, kleinen, einfachen Tänzen.

Da kann man doch nicht traurig sein, kann nicht dem Dasein fluchen!

Nein, über diese Zeiten bin ich längst hinaus. Ich habe meine Mutter zu Hause, für die ich sorge. Zehn Mark bekomme ich für den Abend. Ist das nicht ganz schön? Manchmal kriege ich auch noch mehr, wie zum Beispiel heute: zwanzig Mark. Davon läßt sich's schon leben. Wir haben eine einfache Wohnung, meine Mutter besorgt die Wirtschaft. Und meine Mutter bringt mich dorthin, wo ich spielen soll.

Sie wundern sich vielleicht, daß ich allein in der Nacht nach Hause gehe? Aber sehen Sie, so eine alte Frau braucht den Schlaf! In der Jugend hat sie genug gesorgt und gewacht für mich, jetzt sorge und wache ich für sie.

So ist allmählich in meine Seele Frieden eingekehrt, und jetzt kann ich sagen, ich habe eigentlich keinen Wunsch.

* * *

Ich ging schweigend neben ihm her. Er hatte den Kopf erhoben, das lange Haar fiel ihm in den Nacken, und seine Augen blickten in die Höhe, als sähen sie dort oben doch etwas am Himmel. Er tastete noch ab und zu mit dem Stock, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen.

Ich wollte ihm etwas sagen, ihm die Hand drücken, daß er, der in die Nacht geschleudert, sich emporgerungen zum Licht. Es war mir Bedürfnis, ihm Mitgefühl zu zeigen, vielleicht sogar Bewunderung.

Aber dann fand ich doch nicht den richtigen Ausdruck. Wie ein Mißton wäre es mir vorgekommen, hätte ich etwas von mir dazu gethan zu diesen Worten, die der Blinde manchmal, wie wir im Leben reden, manchmal in erhobener Art, poetisch verklärt, so vor sich hin gesprochen, durch den kalten Wintermorgen der bescheidenen Wohnung draußen in der Vorstadt zuschreitend, nachdem er die ganze Nacht uns jungem, leichtsinnigem Volk zum Tanze aufgespielt.

Wieder blickte ich auf das bleiche, etwas eingefallene, heitere Gesicht des Blinden. Und mir war es jetzt, wo ich noch einmal in seine Augen sah, als könne er doch nicht ganz blind sein, als müsse in diesen erloschenen Augensternen etwas leuchten, ein Licht — aber dieses Licht war wohl nicht von dieser Erde.

Quasselkopp

Herr Bremer stand in den Palmenanlagen und blickte hinaus auf das stille wie ein blaues Tuch daliegende Meer. Keine Welle regte sich, nur ganz leise schlug unterhalb des Kasino, am Taubenschießplatz, die Brandung an.

Es war ein warmer Märztag. Vom wolkenlosen Himmel schien die Sonne herab wie in Deutschland kaum im Sommer.

Und an Deutschland dachte Herr Bremer. Die Post war eben gekommen. Er hatte gute Nachrichten von zu Haus bekommen, daheim ging alles wohl. Sein Geschäftsbrief, den er vom Prokuristen jeden Mittwoch und jeden Sonnabend an eine bestimmte Adresse auf die Reise nachgeschickt erhielt, berichtete von neuen günstigen Abschlüssen.

Unwillkürlich rieb sich Herr Bremer schmunzelnd die Hände, zog das silberne Cigarettenetui aus der Tasche und steckte sich bedächtig, indem er sich von der wundervollen warmen Sonne bescheinen ließ, in höchstem Wohlgefühl eine Cigarette an.

Dann ging er langsam durch die Anlagen um das Kasino, betrachtete, wie er es immer that, als Kenner die wunderbaren Palmenarten, Coniferen, Kakteen, Agaven und Aloen, die ganze erlesene exotische Flora dieses gesegneten Himmelsstriches, des wunderbar gepflegten Parkes,

der von dem guten Geld aller Herren Länder, das in die Spielbank floß, unterhalten wurde.

Herr Bremer lächelte wieder. An ihm verdiente die Bank nicht viel. Er war ein gesetzter vernünftiger Mann, ein Junggeselle, noch in den besten Jahren, wenn auch das brünette Haar und der dunkle Schnurrbart sich bereits mit einzelnen weißen Fäden zu durchziehen begannen. Auf seiner alljährlichen Reise nach Italien, wo er — eine kleine Schwäche — vorgab, die Frührenaissance zu studieren, von der er im Grunde genommen garnichts verstand, berührte er auch jedesmal Monte Carlo.

Er machte immer, nur Scherzes halber, ein paar Sätze und verlor ein paar hundert Franken, — der reiche Fabrikant konnte sich das schon leisten.

Die Hauptsache war ihm dabei das überelegante Treiben und Leben, denn er liebte es, schöne Toiletten zu sehen, und auch das, was darinnen steckte. Er selbst zog sich gern gut an, auch eine kleine Schwäche von ihm, denn in Wirklichkeit gelang es ihm nicht, er hatte nun einmal keinen stark entwickelten Geschmack. Und doch war er stolz auf seine Krawatten, an denen man, wie er seinen Freunden gern zu sagen pflegte, den wirklich geschmackvollen Menschen erkennen konnte.

Bekannten begegnete er in Monaco beinah jedesmal. Und dann that er sich gütlich mit seinen Freunden, Rittmeister außer Dienst König, dem Papier-Industriellen Lippisch, oder dem Ökonomierat Bergemann. Einen von den Herren pflegte er um diese Zeit gewöhnlich zu treffen. Sie setzten sich in das Café de Paris und sie, die braven Deutschen — fühlten sich dann so zu sagen als Pariser Schlemmer,

trugen abends selbstverständlich Frack und aßen ein Diner zu ein paar hundert Franken, das sie mit solcher Liebe bestellten, als verstünden sie wirklich etwas davon, während sie doch bloß dem zarten Wink des Kellners folgten.

Herr Bremer blies den grauen Rauch seiner Cigarette in die flimmernde blaue Luft hinaus, schüttelte sich in den Kleidern, machte den Rücken krumm wie eine Katze in der Sonne, ließ ein wohlgefälliges Stöhnen hören und ging den Weg wieder zurück, den er gekommen.

Es war doch wirklich ein Klima hier, nicht zu glauben. Er dachte an die Märzstürme daheim und beschleunigte unwillkürlich den Schritt, als müsse er schnell gehen, weil ihn fröre in seinem dünnen Sommeranzug.

Drüben lag die Stadt Monaco mit dem alten Schloß, wie ein Räubernest auf steil abfallendem Felsen in die See hinausgeschoben.

Er hatte das Bild so oft gesehen und freute sich doch jedesmal wieder über den Anblick. Aber da sein rechtes Auge ein ganz klein wenig kurzsichtig war, griff er in die Westentasche und zog ein Einglas hervor, das er anhauchte, gegen den Himmel hielt, putzte und ins Auge klemmte — mit einiger Mühe, denn die Scherbe trug er nur in Monte Carlo.

Es war zwei, das Spiel also schon zwei Stunden im Gang. Sollte er jetzt nachmittags noch hineingehen?

Er zog die Uhr. Um sechs mußte er ins Hotel, Frack anziehen und um sieben zum Diner, abends natürlich in die Spielsäle.

Aber nachmittags?

Er zögerte einen Augenblick, dann ging er in eiligen

Schritten um das Kasino herum, das in seiner weißen, wundervollen Architektur wie ein Feenpalast vor ihm lag, eilte jugendlich lebhaft die Stufen hinauf, ging links in das Bureau, wo er sich die Eintrittskarte erneuern ließ, darauf durch die Vorhalle, den Säulengang, in die Spielsäle. Den beiden Beamten am Eingang brauchte er die Karte nicht zu zeigen, sie kannten ihn längst.

Schon von weitem hörte man Klimpern, Klirren, ein leises Surren, das Herumschwirren der Roulettes und das Fliegen der Kugeln, dann die Rufe der Croupiers. Und nun lagen die hohen Säle vor ihm in ihrer Pracht, die doch schon den Geschmack einer zurückliegenden Bauzeit verriet. Die Spieltische waren nur kenntlich durch die Menge Menschen, die um sie herum saßen und standen wie ein Wespenschwarm, der sich traubenartig irgendwo festgesetzt, die Köpfe nach innen. Nur hier und da sah man ein Stück grünes Tuch, wie der Spiegel eines Alpensees durch dichte Kiefern heraufschimmert.

Lange, vergoldete Ketten, um bei einbrechender Dunkelheit die Lampen zu tragen, hingen von der Decke herab.

Herr Bremer schob sich mit der Sicherheit eines Menschen, der in ein bekanntes Lokal tritt, durch die Menge der hin und her Gehenden, ohne Ziel, ohne Zweck, nur sich umsehend und einer schönen Erscheinung einen Kennerblick zuwerfend.

Er schlenderte durch die Säle und trat durch die niedrigen Thüren in die kleineren Räume, wo die Trente et quarante-Tische standen. Unwillkürlich spähte er nach seinen Freunden aus, von denen er dieses Jahr noch keinen

getroffen. Aber er sah kein bekanntes Gesicht. Nun lief er wieder zurück und setzte sich endlich auf einen der Diwans in der Ecke, schlug die Beine über einander, streckte sich wohlig aus, verbarg ein Gähnen mit der Hand und betrachtete dann vom sicheren Hafen aus die Vorübergehenden, das Kommen und Gehen am nächsten Spieltisch. Er hörte dem Setzen, dem Klimpern und Klappern, dem Schnurren und Surren der Kugel, dem Ansagen des Croupiers zu, in molliger Gleichgültigkeit, wie eben jemand, den die Leidenschaften der Menschen ganz kalt lassen, der als Philosoph über diesem blödsinnigen Spiel steht, als gesetzter, vernünftiger Mann, eine Stellung in der Welt einnehmend, daheim seinen Platz ausfüllend, auf das Hin und Her der Damen und Dämchen sieht.

Es war noch nicht die Fülle an den Spieltischen wie in späteren Stunden. Die beiden Croupiers Herrn Bremer gegenüber, die er durch eine Lücke betrachten konnte, arbeiteten mit einer gewissen Lässigkeit, blickten sich ab und zu um, und hier und da lief wohl über die Züge des einen, eines hübschen jungen Menschen mit brauner Gesichtsfarbe und schwarzem Schnurrbärtchen, ein Lächeln, wenn er, nur durch ein kurzes Wimperzucken, einen alten Bekannten begrüßte. Die Stühle um den Tisch waren voll besetzt. Dahinter stand zu dieser Stunde an diesem Opferaltar sauer erworbenen Vermögens und menschlicher Leidenschaft nur eine Reihe Spieler, die über die Schultern der Sitzenden hinweg ab und zu nach dem Rechen griffen, um ein Silberstück auf die richtige Nummer zu schieben, oder die ein paar Louis klimpernd auf den Tisch warfen.

Herr Bremer streckte sich noch einmal, lehnte sich in

die Kissen und genoß voll das Vergnügen, teilnahmslos dabei zu sitzen, zu sehen, wie die anderen sich mühten, wie sie zitterten um ihre paar Goldstücke, während ihn selber die Geschichte garnichts anging. Es erregte ihn angenehm, sobald hier und da sich ein Spieler mit verstörtem Gesicht erhob, mit geröteten Wangen von der Aufregung und dann davon lief, als flöhe er diesen Tempel der Sünde.

Der hatte verloren. Und wieder schmunzelte Herr Bremer. Es war ihm zu Mut, als säße er im Theater und sähe für seine paar Mark Entree ein spannendes, packendes Schauspiel, das die Leute im Angstschweiße ihres Angesichts ihm vormimen mußten.

Herr Bremer lächelte wieder. Da fiel sein Blick auf eine kleine Dame, die ihm den Rücken kehrte, tadellos gewachsen und auch tadellos gekleidet, zierlich, klein, eine Nippesfigur. Sie gefiel ihm so gut, daß er sich unwillkürlich wunderte, noch nicht auf sie aufmerksam geworden zu sein. Und nun war er ganz gespannt, welche Enttäuschung ihm bevorstünde, wenn sie sich umdrehte und er etwa in die Schleieraugen einer Nachteule sähe.

Aber je länger er sie betrachtete, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß sie eine Nachteule nicht wäre. Sie war gewiß reizend.

Sie hatte schwarzes Haar, nach der Mode auf dem Scheitel in die Höhe gezogen, daß es aussah wie ein Puppenkopf.

Er richtete sich auf, er war ganz erregt geworden. Wenn sie sich doch einmal umdrehte! Aber sie that ihm nicht den Gefallen. Es zuckte in ihm aufzustehen, um sie

von vorn zu besehen. Doch dann hätte er seinen Platz verloren, denn rechts und links neben ihm war schon alles besetzt, und sofort würde sich jemand in die Lücke geschoben haben.

Da that ihm die kleine Dame den Gefallen. Plötzlich trat sie zurück, in der linken Hand ein längliches Täschchen aus weißem Leder mit Goldbügel an einer goldenen Kette.

Er erschrack beinahe, so hübsch war sie. Schwarze Augen wie das Haar, ein kleiner Mund, alles niedlich, reizend, der Teint vielleicht ein wenig brünett. Herrn Bremers Welt- und Lebemanns-Kenntnisse waren sich sofort darüber klar: eine Pariserin. Ihre Wangen waren etwas gerötet. War es Aufregung des Spiels, hatte sie verloren, er wußte es nicht. Jedenfalls ging sie scheinbar gleichgültig davon, öffnete nur, während sie ohne aufzublicken auf das Sofa losschritt, noch einmal das Täschchen um hinein zu sehen, aber schloß es gleich wieder, indem sie schmerzlich die Augenbrauen in die Höhe zog. Es war offenbar nichts mehr darin.

Kurz vor dem Diwan machte sie Halt. Sie mußte ganz in Gedanken gewesen sein und hatte wohl gemeint, dort wäre ein Platz frei. Als sie nun alles besetzt fand, warf sie einen erstaunten Blick auf Herrn Bremer, der sich in Entzücken versunken, nicht gerührt, den Blick der echten Pariserin, der zu bedeuten schien: Nun, ein Herr bleibt sitzen wenn eine Dame steht?

Sofort erhob sich Herr Bremer, machte eine verbindliche Bewegung und sagte nur:

— Madame.

Sie dankte kaum und nahm sofort Platz. Was sollte sie auch danken, es gehörte sich einfach so.

Herr Bremer bummelte ein Stück fort, blieb aber immer in der Nähe und strich nun in kleineren oder größeren Kreisen um den Diwan herum, wie ein Detektive, der ein Haus bewachen soll.

Er war sich nicht darüber klar, konnte man die anreden oder nicht. Schmuck trug sie garnicht bis auf eine Brosche, deren Wert aber mehr im Geschmack und in der Form lag als im Material.

Herr Bremer sagte sich, entweder ist sie zu vornehm, um hier mit Schmuck zu prunken, oder, und nun lächelte er überlegen, er kannte ja Welt und Menschen — sie hat alles versetzt.

Aber es war falsch, immer das Schlechte zu denken und hier sicher nicht am Platz, denn sie war einfach bestrickend. Und seine Kreise wurden immer enger.

Da fügte es der Zufall, daß eine alte Dame mit weißem Haar, die unausgesetzt, als betete sie, mit der Unterlippe zuckte, plötzlich vom Diwan aufstand und offenbar in einer Erleuchtung, die ihr die rechte Nummer gezeigt, an einen Tisch stürzte.

Sofort schoß Herr Bremer auf den leer gewordenen Platz zu und setzte sich.

Er lehnte sich zurück, um die süße kleine Dame besser betrachten zu können. Aber nun lehnte sie sich auch zurück, da beugte er sich vor, und sie beugte sich ebenfalls vor. Nun schlug er ein Bein über, um zu ihr halb die Front zu nehmen, und, er begriff sich garnicht, er war doch schließlich kein Jüngling mehr, aber ihm war ganz seltsam bewegt ums Herz.

Am liebsten hätte er sie einfach angesprochen, aber er, der so oft hierherkam, fiel nicht auf die erste beste herein, er war Menschenkenner.

Da geschah etwas, das alle in ihm aufsteigenden Gedanken, er müsse sich vorsehen, mit einem Male zu nichte machte.

Er sah, wahrhaftig keine Täuschung, einen kleinen glitzernden Tropfen in dem dunklen Augenwinkel, der herab- rollte, auf ihren Schoß niederfiel als runde Kugel, sofort vom Stoff aufgesogen ward und nur ein kleines dunkles Fleckchen hinterließ.

Herr Bremer hatte den Flug des Schmerzensgeschosses genau beobachtet, und als die Kugel einschlug, war es ihm, als träfe sie ihn mitten ins Herz.

Er war galant, er konnte keine Dame weinen sehen, das ging einfach über seine Kräfte, und er fragte sie französisch ob sie Kummer hätte.

Doch sie achtete gar nicht auf seine Worte. Er lehnte sich wieder zurück, er ärgerte sich über sich selbst.

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, blieb die kleine Dame regungslos sitzen und starrte vor sich hin, bis sie endlich ihr reizendes winziges Täschchen vornahm und es mit schneller Bewegung öffnete, um noch einmal hineinzublicken.

Herr Bremer schielte sich beinah die Augen aus dem Kopfe, um den Inhalt zu entdecken. Er entdeckte ihn nicht, es war wirklich nichts darin.

Sie ließ den Bügel wieder zuklappen, und es war ihrem Nachbar, er wußte nicht, täuschte er sich oder sah er recht, als ginge ein schmerzliches Zucken um ihren kleinen Mund.

Da nahm sie ihr winziges Spitzentüchelchen und preßte es ein paar Mal an die Augen.

Herr Bremer richtete sich auf, zog seine Weste herunter, schob die Krawatte zurecht, räusperte sich und begann französisch, das er so ziemlich beherrschte:

— Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich eine Dame nicht weinen sehen kann. Ich sitze nun zufällig hier neben Ihnen, wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie so mir nichts dir nichts anrede, aber wirklich, obschon ich nicht Franzose bin, eine Dame weinen — nein.

Und er schlug in ehrlicher Überzeugung an die Brust, daß das Hemd knackte wie der zurückschnappende Boden am Ölkännchen der Nähmaschine.

Sie antwortete noch immer nicht, aber böse schien sie nicht zu sein.

Und mit einem Schwall der wunderbarsten französischen Wendungen überschüttete er sie, bis sie doch endlich ein ganz klein wenig den Kopf zu ihm drehte und ihn überzeugte, daß sie in der That Französin sei, denn sie sagte in ihrer Muttersprache:

— Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr!

Er wußte nicht warum, es ging ihm doch sonst nicht so, aber er war einfach glückselig.

Nun kamen sie ins Gespräch.

Er hielt ihr eine Abhandlung über Thränen und Weinen im allgemeinen und über den reizenden, kleinen, regenbogenschimmernden Perltropfen, der ihn vorhin auf seiner Bahn, wie er sich mit leisem Zögern ausdrückte, fast ins Herz getroffen.

Er meinte, das sei zu gewagt gewesen, doch sie schien ihm innig dankbar zu sein. Und nun setzte sie ihm auseinander, sie habe in der That einen schweren Kummer gehabt, einen sehr schweren.

Er wollte nicht indiskret in ihre Geheimnisse dringen, aber er meinte, vielleicht würde sie doch Vertrauen zu ihm fassen, dann stünde er, könnte er ihr irgendwie behilflich sein, ganz zu ihrer Verfügung.

Da sagte sie, und nun blickte sie ihn zum ersten Male an mit ihren großen, tiefen, schwarzen Augen, in denen, wie Herr Bremer meinte, etwas von Aufrichtigkeit, Zutrauen, ja Treue lag:

— Ich will Ihnen etwas gestehen. Ich würde es nicht dem ersten besten sagen, aber Sie haben Mitleid mit mir gehabt, Sie sind ein würdiger Mann — bei dem „würdig" zuckte Herr Bremer etwas zusammen — ich weiß nicht, was mich dazu zwingt, ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen mein Unglück erzählen.

Sie schien zu zögern es hier zu thun, wo man rechts und links lauschen konnte. Da machte er einen Vorschlag, er wäre ja ein Mann „in gesetzteren Jahren" — Herr Bremer kaute etwas an dem Wort, ehe er es über die Zunge brachte — vielleicht gingen sie etwas in die Anlagen, dort könnte sie ohne Zögern sprechen.

Sie war einverstanden, und die beiden verließen die Spielsäle.

Sie „wandelten unter Palmen" auf und ab und vielleicht angesichts des weiten, blauen Himmels, des sich in unendliche Weiten am Horizont verlierenden Meeres, der warmen Sonne, gewann sie Mut und erzählte ihm ihr

Leid und ihre Geschichte, — eine rührende Geschichte, die ihrem Begleiter tief in die Seele schnitt.

Sie war verheiratet, gegen den Wunsch ihrer Familie in Paris. Aber was fragte sie danach, da sie aus Liebe geheiratet! Sie hatte mit ihrem Mann an die Riviera nach Monte Carlo eine kleine Reise gemacht . . . und nun kam das alte Lied, das sie sich beinahe scheute zu erzählen, die alte Geschichte, die doch ewig neu bleibt und wobei dem, dem sie just passiert, das Portemonnaie entzweibricht. Er hatte gespielt, verloren, alles, auch den Kopf, sich telegraphisch aus Paris Geld schicken lassen, wieder verloren, sie waren ruiniert, er war entflohen, er hatte sie, die arme kleine Frau, verlassen und war fort, sie wußte nicht wohin.

Sie geriet in Empörung über den feigen Mann, der sie, die unschuldige Frau, hier hatte sitzen lassen, der sie ohne Frage doch niemals geliebt, so daß sie nun — und sie blickte Herrn Bremer an, halb traurig, halb mit finsterer Entschlossenheit — nicht die geringste Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen brauchte. Wo er war, wußte sie nicht, sie fragte auch nicht danach, da er sie so behandelt. Vielleicht hatte er sich in Nizza erschossen oder in Ventimiglia von den Felsen ins Meer gestürzt.

Aber da er ihr nicht einmal genügend Geld gelassen, um Paris zu erreichen, weil sie sich schämte, nach Haus zu telegraphieren, sie, die diesen Mann ohne Einwilligung der Verwandten genommen, hatte sie eben in ihrer Verzweiflung mit dem bißchen, das ihr geblieben, den Versuch gemacht, wenigstens die Reisekosten zu gewinnen. Vergeblich, sie hatte alles verloren.

Und wieder öffnete sie mit starrem Entsetzen die

reizende kleine Tasche, aus der ihm das Nichts entgegengähnte.

Sofort wußte er was thun. Wenn es nicht zu roh gewesen wäre, hätte er ihr augenblicklich ein paar Banknoten hineingesteckt.

Doch er streifte es wenigstens, in zarten Worten. Sie wollte nichts davon wissen, aber nachdem sie eine Weile auf und nieder gegangen, blieb sie plötzlich mit kurzem Entschluß vor ihm stehen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

— Gut, ich nehme an. Geben Sie mir Ihre Adresse, ich lasse es Ihnen von Paris aus zurückschicken.

Er überreichte ihr, und er stellte sich damit zugleich vor, seine Visitenkarte, auf die er seine Adresse in Monte Carlo schrieb: Grand Hôtel des Anglais.

Er zögerte noch, denn er wußte nicht, sollte er das Geld jetzt geben und wie viel. Doch er fand einen Ausweg, indem er sie bat, sie noch einmal wiedersehen zu dürfen, er würde sich dann gestatten, ihr eine Summe, die er augenblicklich nicht bei sich trüge, zu geben.

Ihre ganze Trauer schien verflogen, sie atmete förmlich wieder auf, war glückselig, dankte ihm von Herzen. Und da überlegte er sich, daß sie ja ganz einsam und verlassen hier war und schlug ihr vor — in Monte Carlo fiel es ja doch nicht auf — ihr den heutigen Tag über, bis zu ihrer Abreise morgen früh, Gesellschaft zu leisten.

Sie nahm mit Dank an, meinte aber, sie müsse erst einmal ins Hotel gehen — und nun schlug sie die Augen zu Boden — sie habe, angesichts dessen, daß die Rechnung

nicht bezahlt und sie nicht wußte, ob sie noch Geld haben würde, noch nichts zu sich genommen.

Er machte ihr den Vorschlag, sie solle doch sein Gast sein, sie wollten miteinander dinieren. Einen Augenblick zögerte sie, blickte auf das Meer hinaus, auf dem draußen in der Ferne halb zwischen Land und Horizont ein schwarzer Punkt vorüberzog, der am Himmel eine Rauchwolke hinter sich ließ, ein Dampfer, nach dem fernen Orient unterwegs, auf dem der treulose Mann vielleicht floh.

Endlich nahm sie an, und sie trennten sich, nachdem er ihr vorgeschlagen, im Café de Paris zu essen.

Herr Bremer war glückselig. Noch nie hatte er sich so sehr gefreut, einem Nebenmenschen helfen zu können. Er summte ein Lied vor sich hin, etwas französisches, das er in Paris gehört, denn er war so zu sagen ganz Pariser geworden. Im Hotel kleidete er sich um. Im Frack, mit weißer Weste, im Knopfloch das Band seines heimatlichen Ordens, das, zufällig rot und so der Ehrenlegion ähnelnd, vorzüglich paßte, erwartete er am Eingang die arme kleine Frau.

Sie erschien auch bald, und es berührte ihn nicht unangenehm, daß sie eine reizende Abendtoilette trug.

Als sie bei Tisch saßen, sagte er ihr eine Artigkeit darüber. Sie meinte mit einem Seufzer:

— Ja, wir waren sehr elegant, das ist davon geblieben.

Herr Bremer bestellte ein Diner wie es selbst hier die Hochachtung des Kellners fand und natürlich gleich Pommery und Greno extra dry, denn sie hatte gesagt, sie könne nicht verschiedene Weine durcheinander vertragen.

Herrn Bremer war zu Sinnen wie in fernen jungen Jahren wo er kein Kostverächter gewesen und die Blumen am Wege nicht hatte verblühen lassen. Das Diner war ausgezeichnet, er leerte ein Glas nach dem anderen. Die süße junge Frau schien ihren Kummer zu überwinden und goß den herben schäumenden Trank herab, als tränke sie Lethe — Vergessen.

Einmal bei der Erinnerung an alles was ihr geschehen, näßten sich wohl noch einmal ihre schönen dunklen Augen, aber dann machte sie eine Bewegung als wolle sie alles fortscheuchen, stieß einen Laut des Ekels aus, einen Seufzer und nahm verstohlen Herrn Bremers Hand, indem sie ihm zuflüsterte mit einem Blick, der ihn einfach erschütterte:

— Sie sind zu gut. Wie soll ich Ihnen danken, ich werde das nie vergessen!

Herr Bremer trank auf ihr Wohl, einmal, zweimal, dreimal, vier- und fünfmal, dann auf die glückliche Heimkehr, auf die Ankunft in Paris, bei der es doch vielleicht ein paar bewegte Szenen geben würde. Und sein Herz war ihm so voll, und er fühlte so das Schöne, das in werkthätiger Liebe lag, daß er in seinem Hochgefühl beinahe auch auf den verschwundenen Mann getrunken hätte, dessen verstümmelte Gebeine vielleicht doch die Brandung jetzt an die Felsen schleuderte.

Rechtzeitig kam ihm die Überlegung, und er trank nur ein stilles Glas.

Die Leute an den Nebentischen hatten sich, das merkte Herr Bremer sehr wohl, über das Paar unterhalten. Aber das that ihm wohl, er sah es nicht ungern, er war auch

nicht ganz ohne, sah noch immer gut aus: die „Dauerbarkeit des Nordens". Und es schmeichelte ihm, man könnte diese schöne, elegante Dame ihm gegenüber für seine Frau halten, natürlich nur für seine Frau, anderen Ehrgeiz besaß er nicht, er war ein vernünftiger, rangierter Mann, von Stellung und Verdienst.

Nach Tisch wäre der Abend lang geworden, so kam es ganz von selbst, daß sie noch einmal ins Kasino hinübergingen. Und jetzt bot er ihr den Arm, dem verlassenen, süßen, kleinen Wesen, erzählte ihr, es mache ihm selbst innige Freude, wie sie in Paris ankommen würde und daß sie nun gerettet sei. So schritten sie zwischen den Spieltischen würdevoll auf und ab, daß dieser und jener sie betrachtete, stehen blieb und ihnen nachsah — vor allem ihr. Aber das wurde langweilig auf die Dauer, und er machte ihr galant den Vorschlag, ob sie nicht zum Scherz ein wenig pointieren wolle, nur ganz wenig. Zuerst wollte er sagen mit einem Fünffrankenstück, aber in dieser reizenden Hand das schmutzige Silber, er schalt sich selbst einen Filz, griff in die Tasche und steckte ihr sofort ein paar Goldfüchse zu.

Er hatte seine Freude an der naiven Art, wie sie setzte, wie sie bangte um den Gewinn, wie sie unglücklich war, wenn sie verlor.

Sie verlor eigentlich einen ganzen Haufen, nur einmal war ihr plötzlich das Glück hold und eine Anzahl Banknoten häufte sich vor ihr.

Da sie nun Geld hatte, trat er für ein paar Augenblicke zurück und überließ seinen Platz ein paar englischen Damen, die hinter ihm drängten und schon mehrmals den

Versuch gemacht hatten, sich vorzuschieben, so daß er den nächsten Coup nicht übersah.

Doch da verließ die kleine Frau den Spieltisch, ging auf ihn zu und sagte mit bekümmerter Miene, es wäre alles auf einen Schlag verloren gegangen. Er wollte ihr zureden, noch weiter zu spielen, aber dazu war sie nicht zu bewegen. Und als die Stunde nahte, wo die Spielsäle geschlossen wurden, ging er mit ihr davon, noch einmal hinüber ins Café, denn dort wollte er ihr das Reisegeld geben.

Er hatte es, um die Peinlichkeit zu vermeiden, in einen weißen Briefumschlag gethan, das er ihr nun fast befangen überreichte, wenn auch der Geschäftsmann insofern mit ihm durchging, als er es nicht unterlassen konnte, sie auf die Höhe der Summe aufmerksam zu machen, indem er besorgt fragte:

— Fünfhundert Franken werden doch genügen?

Sie mochte garnicht davon reden und drückte ihm nur stumm die Hand; dann steckte sie den Umschlag vorsichtig unter dem Tisch in die reizende, kleine Tasche, worin das Geld viele und hohe Gesellschaft fand. Aber die durfte Herr Bremer nicht sehen.

Doch es war spät und nun Zeit, den Heimweg anzutreten.

Er brachte sie an ihr Hotel. Unterwegs drückte sie ihm ihre Bewunderung aus, wie gut er französisch spräche.

Das schmeichelte ihm:

— Deutsch verstünden Sie ja doch nicht, das ist zu schwer, also muß ich schon französisch reden!

Sie meinte, sie könne auch Deutsch.

Er war so erstaunt, daß er stehen blieb. Aber es stellte sich heraus, daß sie nur einen Scherz gemacht, denn sie erklärte, nur ein einziges deutsches Wort zu kennen, sie wisse auch nicht recht, was es bedeute, es klänge so komisch, daß sie sich voriges Jahr einmal angewöhnt, es fortwährend zu sagen.

Er war sehr gespannt. Sie hob sich auf die Zehen, schien sich furchtbar abzumühen, sich die Lippen zu verrenken, machte ein Gesicht, als würde es ihr schrecklich schwer und sagte dann mit reizender, fremd klingender Aussprache:

— Quasselkopp.

Er lachte laut auf. Es hatte so komisch geklungen, daß er sich das Berliner Wort — sie erzählte, ihr Mann hätte es ihr beigebracht — noch ein Dutzendmal wiederholen ließ. Und als sie vor dem Hotel angekommen waren und er ihr sagte, er würde sie morgen früh zum Zuge nach Nizza auf dem Bahnhof erwarten, mußte sie ihm noch einmal wiederholen, mit dem reizenden, niedlichen Gethue, der Zungenschwierigkeit, dem Augenschließen, dem geneigten Kopf, auf die Zehen erhoben:

— Quasselkopp.

Dann trennten sie sich. Sie ging schnell ins Hotel.

Tief seufzend blieb er auf der hellerleuchteten Straße, von deren weißem Kalkboden der Schein der elektrischen Lichter wiederstrahlte, stehen und suchte dann kopfschüttelnd im „Grand Hôtel des Anglais“ sein einsames Zimmer auf.

Nachdem er sich erst wieder an die Stille gewöhnt, weil ihre Stimme ihm noch immer im Ohre klang, war er

befriedigt und glücklich; des armen alternden Junggesellen Geld war doch nun zu etwas gut gewesen. Und in der Nacht träumte er, der Mann wäre wirklich tot, er sah deutlich den Abschiedsbrief vor sich — träumte, daß sie ihm zögernd gestand, sie wäre frei.

Am andern Morgen erschien er schon zeitig auf dem Bahnhof; einen prachtvollen Strauß weißer Orchideen in der Hand.

Sie kam erst im letzten Augenblick. Er wollte ihr die Fahrkarte nehmen und fragte schon einen Kofferträger, ob es nicht eine direkte gäbe bis Paris, doch das litt sie nicht und bat ihn, er möchte auf dem Bahnsteig warten.

Eilig huschte sie an den Schalter und verlangte eine Rückfahrkarte Erster Klasse Nizza.

Die Zeit war kurz, schon kam um die Ecke die Lokomotive gebraust. Man hatte drüben am Strand hin, oberhalb der Brandung, längst den Zug wie einen schwarzen Strich hingleiten sehen.

Während die Wagen noch liefen, öffneten sich einzelne Thüren, und mit einem Mal erblickte Herr Bremer an einem Fenster das lächelnde Gesicht seines Freundes, Rittmeister außer Dienst König. Sie hatten sich erkannt, der Rittmeister winkte.

Aber jetzt hatte Herr Bremer keine Zeit. Schnell schob er die Sachen in den Wagenabteil, und die kleine Frau reichte ihm noch einmal die Hand; sehr reizend, sehr zierlich, sehr niedlich, sehr süß in ihrem englischen Reisekleide. Er konnte ihr nur noch die Finger küssen, dann drängte schon der Schaffner zum Einsteigen, der Zug setzte sich in Bewegung, sie winkte noch und er blickte ihr tiefbewegt nach.

Rittmeister König schüttelte ihm die Hand, doch Herr Bremer war ganz in Gedanken und starrte dem letzten Wagen nach, der eben an der Ecke im Felsenthor verschwand.

Auch der Rittmeister, der das Einsteigen beobachtet, verfolgte den abfahrenden Zug. Er pfiff vor sich hin, als wollte er sagen: „Schau! Schau!“ und meinte, indem er seinen Freund auf die Schulter schlug:

— Nee, so was, die kennst du auch?

Herr Bremer war ganz verstört:

— Was denn, was denn? wen denn? wen denn?

Der Rittmeister lachte über das ganze Gesicht und sagte nur:

— Na: Quasselkopp!

Herr Naumann

Ich habe es von einem Freunde:

Manchmal, wenn ich es in der sogenannten Gesellschaft nicht mehr aushalten kann, wo sie alle ihr ursprüngliches Menschentum unter der Uniform des Frackes mit weißer Binde verloren haben, überkommt mich ein dunkler Drang, Reißaus zu nehmen, mich zu flüchten vor meinen Bekannten.

Dann lasse ich das Komturkreuz zweiter Klasse daheim, das ich mir im Staatsdienst erworben und tauche unter im Schwarm der Gasse.

— Du wirst dir in deiner Stellung schaden; bei solchen Unternehmungen sieht dich einer, und du kannst nicht wissen, wie deinem Chef die Sache hinterbracht wird. — So warnen mich dann wohl ein paar Freunde. Aber ich habe nun mal diesen Drang, und das sind ja doch die wenigen Augenblicke, wo ich wirklich glücklich bin. Dann feiere ich nämlich Erinnerungen an erste Jünglings- und Mannes-Jahre, wo ich nach den Bureaustunden, oder weiter zurück gedacht nach dem Kolleg — das ich wahrhaftig besuchte — tollte und bummelte, so recht nach Herzenslust. Tollte, ja, denn ich trieb es ein wenig arg und wäre fast um die Ecke gegangen. Ein Zufall hielt mich. Nun bin ich heute in Amt und Würden, Zufall auch, denn am Ende kann

und leiste ich nicht mehr, wie andere, die nicht vorwärts kamen wie ich.

Wenn ich Menschen suche, lande ich irgendwo nach Kreuz- und Querzügen. Einmal kam ich so in den „Kaisertunnel“, der unter dem Spezialitätentheater der „Kaiserhallen“ liegt.

Ich setzte mich an einen Tisch und trank ein Glas Bier.

Eine Damenkapelle spielte in dem nur mäßig gefülltem Lokal.

Das Spiel war nachlässig und so falsch, daß es mir jedesmal einen Stich gab.

Ein Herr am andern Ende des Tisches, der mir den Rücken wandte, sodaß ich nur seine Platte mit einem Kranz grauer Haare sehen konnte, fuhr bei jedem Kicker zusammen. Die Melodie summte er mit und schlug mit seinem Bierglasdeckel den Takt dazu. Ich beobachtete ihn eine Weile.

Einmal wurde er wütend, als die Kapellmeisterin ein Scherzo als Andante cantabile vortrug.

— Tempo, Himmeldonnerwetter, Tempo, — rief er ganz laut.

Der Geschäftsführer, ein kleiner, dicker Mann im schwarzen Gehrock, trat heran und wartete.

Plötzlich hob der mit der Platte sein Bierglas und klopfte heftig auf den Tisch.

Die paar Gäste, die den Klängen der Damenkapelle lauschten, fuhren herum, und aus einer Ecke tönte ein lautes, scharfes „Pst“.

Nun näherte sich der Geschäftsführer:

— Herr Naumann, ich muß um Ruhe bitten!

Der Angeredete wandte sich um und sagte ärgerlich:

— Die Frauenzimmer haben keinen Dunst von Musik!

Ich erblickte ein glattrasiertes Schauspieler-Gesicht, mit geradezu lächerlich kleinen Äuglein, die aus einem Kinderkopf in diese breiten, ein wenig schwammigen Züge hineingesetzt zu sein schienen.

Fast im gleichen Moment erkannten wir uns.

Er stand auf, und unwillkürlich erhob ich mich ebenfalls.

Wir schüttelten uns die Hände. Zuerst wußten wir beide nichts Rechtes zu sagen. Endlich setzten wir uns nebeneinander, und die Unterhaltung kam in Fluß. Ich begann:

— Wie sonderbar, daß wir uns zufällig hier wiedersehen!

Doch er entgegnete:

— Im Gegenteil, es wäre eigentlich sonderbar, wenn Sie mich nicht gesehen hätten, da Sie nun mal hier sind. Ich bin jeden Abend hier.

— So?

— Ja, denn ich habe ein Engagement auf die ganze Saison.

Ich überlegte, wo er denn ein Engagement auf die ganze Saison haben könnte. Vor einer Reihe von Jahren, zwanzig oder mehr, als ich noch Referendar war, hatte er im Hause meiner Mutter verkehrt, die, selbst außerordentlich musikalisch, es liebte, junge Musiker heranzuziehen. Sie gab ihnen Freitisch, auch wohl Geldunterstützungen, vor allem aber brachte sie ihnen gesellschaftlichen Schliff bei.

Eine für einen jungen Künstler, der in die Öffentlichkeit strebt, gar nicht zu unterschätzende Sache.

Manieren machen Leute.

Dort war auch Herr Naumann gewesen, als der hoffnungsreichsten einer. Meine selige Mutter pflegte von ihm zu sagen: „Paßt mal auf Kinder, der wird nochmal die Welt von sich reden machen."

Ich war dann versetzt worden, und meine Mutter war gestorben. So hatte ich ihn aus den Augen verloren.

Später war mir wohl ab und zu der Gedanke an ihn wieder gekommen, aber da ich in der musikalischen Welt seinen Namen nie nennen gehört, hatte ich ihn vollkommen vergessen.

Nun stand er plötzlich vor mir, dicker und älter, ohne Haar, aber doch augenblicklich an den winzigen Äuglein wieder zu erkennen.

Und auch er hatte mich ja sofort wieder erkannt. Aber von einem Engagement hatte er gesprochen? Darum fragte ich:

— Wo sind Sie denn engagirt, Herr Naumann?

— Nun hier!

Er deutete verlegen mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach der Decke. Ich sah einen mächtigen Siegelring auf dem gespreizten Finger blitzen.

Jetzt ging mir eine Ahnung auf. Er war wohl Kapellmeister oben? Sein Talent hatte wahrscheinlich nicht gehalten, was er versprochen:

— Sie leiten das Orchester, Herr Naumann?

Nun wurde er noch verlegener:

— Doch nicht! Ich bin darstellendes Mitglied.

Etwas verdutzt fragte ich weiter:

— Wieso? Sind Sie denn umgesattelt?

Herr Naumann wurde ganz ernst und sagte langsam, während die Damenkapelle in geradezu Ohren betäubender Weise das Preislied aus den Meistersingern vortrug:

— Ich bin nämlich Gesangskomiker!

— Wa . . . was? Sie?

Mir fiel unwillkürlich das Bild ein, wie der junge Musiker im Salon meiner Mutter gesessen und einem ganzen Kreis andächtig lauschender Menschen seine Kompositionen vortrug, die wohl Sturm und Drang, Übermaß und Sonderbares enthielten, aber doch Zeugen eines Talentes waren, wenn ich auch damals schon das Gefühl hatte, als würde der Tondichter beweihräuchert, überschätzt. Denn vor der Hand waren es mehr Versprechungen, Wechsel auf die Zukunft als große Leistungen. Bei zwanzig Jahren mußte man auf die Entwicklung warten.

Herr Naumann lächelte trübselig:

— Ja, ja, die Schicksale der Menschen sind verschieden. Einen wirft's hinauf, den andern zieht es rettungslos hinab, Herr Referendar!

Sonderbarerweise nannte er mich „Herr Referendar“, als ob nicht Jahrzehnte zwischen jetzt und damals lägen. Ich verbesserte ihn natürlich nicht. Eine Weile schwiegen wir beide, dann sagte er heiter:

— Übrigens geht mir's gut so weit, und die feinsten Herrschaften geben sich die Ehre, meinen Vorträgen beizuwohnen. Erst neulich war der Fürst von Da . . . . Da . . . . Be . . . . Be . . . ., wie hieß er doch?

Nachdenklich stützte er das fleischige Kinn in die ein wenig schmutzige Hand, mit schwarzen ungepflegten Nägeln, an der außer dem geschmacklosen, mächtigen Siegelringe noch ein Brillant am kleinen Finger blitzte.

Wie hatte sich dieser Mann verändert! Aus dem bescheidenen, jungen Künstler von damals schien ein Renommist geworden zu sein. Ich dachte ihn mir unwillkürlich, sein Auftreten anzeigend wie die Seiltänzer: Einem hochgeehrten Publikum und hohen Adel . .

Und plötzlich ärgerte ich mich über das fette Gesicht, das Doppelkinn meines Gegenübers.

Herr Naumann zeigte seine Uhr, die an einer protzigen, goldenen Panzerkette hing:

— Herr Referendar, ich muß in einer Viertelstunde 'naus auf's Brettl. Wie wär's?

Dann wischte er seine mit Fett betröpfelte Weste, an der ein Knopf fehlte, und zwinkerte mit den winzigen Augen. Das sollte eine Aufforderung bedeuten, seiner Kunstleistung beizuwohnen.

Ich erkundigte mich nach den Plätzen, denn ich hatte die Kaiserhallen noch nie besucht. Er riet mir in die Prosceniumsloge zu gehen. Doch ich müßte die linke Seite nehmen, weil sich rechts die Pauke befände und der Kapellmeister ein unmusikalischer Mensch sei, der Blech- und Schlaginstrumenten einen viel zu großen Spielraum gewähre. Er schloß:

— Die Holzbläser sind schlecht, doch das liegt an den Instrumenten. Der Konzertmeister, hier erste Geige genannt, ist zwar kein Joachim oder Sarasate, aber ein guter Geiger immerhin. Leider kann er mit seinem un-

edeln Instrument nicht das erreichen, was unbedingtes Erforndernis ist.

Es thut einem weh, so unzulängliches Material zu haben. Übrigens der größte Verbrecher ist wie gesagt der Taktfritze. Ignorant einfach.

Ich komme in der zweiten Nummer nach der Pause. —

Wir gingen zusammen nach dem Orchester im Hintergrunde. Der weibliche Kapellmeister kehrte uns, als wir vorüber kamen, absichtlich den Rücken. Herr Naumann erklärte:

— Weil ich den Frauenzimmern auf die Finger sehe, sie haben keinen Schimmer von Musik!

An der Treppe mußten wir uns trennen. Er ging zur Bühne.

In der Prosceniumsloge fand ich einen guten Vorderplatz.

Die Kaiserhallen waren dicht gedrängt von Menschen, die sich nach ein paar Trapezturnern die Hälse verrenkten. Das Orchester spielte eine gedämpfte Musik dazu, durch die erste Geige nur notdürftig zusammengehalten, während der Kapellmeister gleichgiltig, halb im Einschlafen, auf einem Stuhl eine Stufe tiefer, neben dem Dirigentenpult saß.

Er schien es für unter seiner Würde zu halten, die Begleitung zu dirigieren.

Auf der Pauke lag, in Zeitungspapier eingewickelt, das Abendessen des Schlägers, ein Stück Käse und ein paar Butterbröte, an denen der unbeschäftigte Musiker mit seinem Taschenmesser herumschnitt. Da nur die Geigen und Holzinstrumente zu thun hatten, so lungerte die Blechmusik umher, Zeitung lesend, sich in gedämpftem Tone unter-

haltend oder auch fest eingeschlafen, wie ein kleiner kugelrunder Posaunist.

Herr Naumann mochte schon recht haben, daß mit diesem Material nichts anzufangen sei, obwohl der großen und etwas pomphaften Ausstattung des Saales entsprechend das Orchester ziemlich zahlreich war.

Sobald ich mich ein wenig umgesehen hatte, warf ich einen Blick auf das Programm. Richtig da stand:

7. Der Musiker und Gesangshumorist „Wilhelm Naumann“ mit Couplets eigener Dichtung und Komposition.

Ein Sternchen hinter „Komposition“ verwies auf die Fußnote:

„Das neue Couplet: ‚Täubchen, Täubchen, Täubchen girr‘, sowie alle anderen Kompositionen des Verfassers sind an der Kasse und in der Cigarrenhandlung von ‚Barneke und Eichenberg‘ zu haben, oder direkt durch den Tondichter, für den Preis von Mk. 1,50 zu beziehen.“

Kaum war das große Netz zurückgezogen, das zur Sicherheit unter den Trapezturnern über den Saal gespannt war, als auch schon die Musik zu Nummer 7 des Programmes begann. Der Kapellmeister hatte nachlässig seinen Stab genommen und dirigierte gelangweilt die Einleitungstakte einer ziemlich banalen Melodie.

Ich lauschte aufmerksam, denn es war ja Herrn Naumanns Komposition.

Im Grunde genommen machte mir diese Musik keinen andern Eindruck als sonst Couplet-Einleitungen.

Der Vorhang ging in die Höhe, und während leiser

Trommelwirbel erklang und die Geigen einen Ton hielten, blieb die Bühne ein paar Sekunden leer.

Der Wirbel wuchs, schwoll an, immer lauter klang er. Der Kapellmeister hob den Stab und als er ihn scharf nach unten bewegte, schlug mit einem Donner die Pauke ein, auf der vorhin das Butterbrot gelegen.

Bumm, bumm! Und mit einem Satz aus den Kulissen springend, stand Herr Naumann in Frack, weißer Binde und Handschuhen auf der Bühne, hart an der Rampe.

Er knixte wie ein affektiertes Mädchen, indem er die rechte Fußspitze hinter den linken Absatz stellte, und den Klappcylinder durch einen Schlag auf seinen tonnenartig gewölbten Leib mit einem Ruck aufspringen ließ.

Jubelnder Applaus durchdröhnte die Kaiserhallen. Herr Naumann war also beim Publikum, wie es schien, beliebt.

Die Musik war inzwischen in eine süßliche, geleckte Weise übergegangen, und der Komiker begann seinen Vortrag:

„Täuber auf dem Dache sprach:
Girr, girr.
Täubchen macht dem Täuber nach:
Girr, girr.
Und die beiden schnäbeln dann:
Girr, girr.
Täubchen macht mit seinem Mann:
Girr, girr.
Täubchen, Täubchen, Täubchen girr
Girr, girr.“

Bei jedem „Girr“ verdrehte Herr Naumann die Augen, kniff sie ein, beugte den Oberkörper weit vor und gurgelte affektiert seinen Täubchenton, der von den verschiedensten Instrumenten nachgeahmt wurde.

Das schien das Publikum hinzureißen. Man fand es musikalisch, poetisch, anheimelnd, lieb, süß, reizend zugleich. Nach den banalen ersten Versen erscholl lautes Bravo! Und der Vortragende verbeugte sich geschmeichelt.

Es folgten noch mehrere Verse ebenso sinnlos und abgeschmackt, wie die ersten. Und als sich Herr Naumann nach der Kulisse zurückzog, schrie man laut und hingerissen:

— Wiederholen! Bravo!

— Bravissimo! Da capo!

Ich mußte dieses entsetzliche Lied nochmals über mich ergehen lassen. Am Schluß ertönte wiederum unendlicher Beifall.

Herr Naumann lächelte holdselig. Das Orchester spielte die Einleitung zu etwas Neuem, und der Komiker schritt währenddessen, seinen Frack zurecht ziehend, und den Hut in den Händen drehend, an der Rampe auf und ab, indem er mit den Blicken die Logen absuchte. Als ob er husten müßte, hob er dabei die Hand an den Mund und schützte vor der Rampenblendung die Augen.

Er erkannte mich und nickte mir zu, sodaß sich mehrere Operngläser auf mich richteten.

Das neue Couplet begann. Wie üblich, sprach Herr Naumann mehr als er sang. Viel Stimme schien er überhaupt nicht zu haben. Der ganze Gesang bei dem „Girr, Girr“ war ein einziges Tremolieren gewesen, und nur

das „Girr“ selbst lag auf Tönen, die einigermaßen fest standen.

Der Komiker fing wieder an:

„'nen Freund von mir, den traf ich neulich,
Er sprach zu mir: Es ist doch greulich,
Wie oft gewisse Worte leer
Im Mund wir werfen hin und her.
Zum Beispiel . . . . Aber sehr!

Wir hatten lang uns nicht gesehen,
Ich schlug ihm vor, zu Bier zu gehen.
„Nein.“ „Warum?“ „Ich kann nicht mehr!“
„Verheiratet doch nicht — Malheur!?“
— Aber sehr!

So sang er noch ein Dutzend Verse, die nichts Witziges, nichts Neues enthielten, sondern nur die ewigen, seit einem Menschenalter behandelten Coupletstoffe brachten: Steuern, Straßenpflaster, Eheleiden und so weiter.

Während der ersten vier Zeilen spielte die Musik eine, wie mir schien schon öfters ähnlich vernommene Begleitung. Dann brach sie plötzlich ab, und Herr Naumann sprach den Kehrreim:

— Aber sehr!

Unter donnerndem Beifall senkte sich der Vorhang.

Das war also aus dem jungen Prinzen aus Genieland geworden, wie ihn, vielleicht übertrieben, meine Mutter damals genannt hatte: ein selbstgefälliger, öder Chantantsänger. Ich begriff nicht, wie das möglich sei, denn sein Talent mußte doch ausgereicht haben, daß er sich auf musikalischem Wege behaupten konnte.

Nachdenklich schritt ich wieder zum Tunnel hinab unter den Kaiserhallen, wo die Damenkapelle spielte, in der

Erwartung, Herrn Naumann dort noch zu treffen und von ihm zu erfahren, wie er in den Jahren zu diesem Niedergang gekommen.

Ich setzte mich wieder an denselben Tisch und bestellte ein Glas Bier.

Der Geschäftsführer brachte es mir selbst, und ich fragte:

— Kommt Herr Naumann wohl noch herunter?

— Jawohl, jeden Abend.

— So, ist er immer hier?

Der Geschäftsführer lächelte und meinte ironisch:

— Wissen Sie, Herr Naumann ist so'n bißchen .... na .... nicht ganz richtig .... etwas schwach auf der Brust.

— Wieso denn?

— Na, er behauptet nämlich, er müßte die Damenkapelle hier auf den Schwung bringen, die hätten alle keine Ahnung von Musik, als ob sein Girr-Girr etwas taugte. Und unser Kapellmeister Fräulein Lederer ist doch auf dem Konservatorium gewesen, die versteht doch ganz ....

Er unterbrach sich, denn Herr Naumann steuerte durch das schon ansehnlich gefüllte Lokal auf uns zu. Der Geschäftsführer trat zurück, und ich begrüßte mich mit dem Komiker.

— Das ist recht Herr Referendar, daß Sie mich erwartet haben. Wissen Sie was, wir stechen eine Flasche Rotspohn zusammen aus.

Ich stimmte bei. Wir wechselten aber den Tisch. Er wollte dem Orchester näher sitzen.

So nahmen wir denn an einer Ecke Platz, unmittelbar

neben der Damenkapelle, durch eine gußeiserne Säule, die mit Stoff und fürchterlichen Makartbouquets umwunden war, fast den Blicken des Publikums entzogen.

Herr Naumann bestellte Wein, dann fragte er:

— Übrigens Herr Referendar, wie gefällt Ihnen „Täubchen, Täubchen, Täubchen girr“?

Ich war wirklich in Verlegenheit:

— Es scheint ja großen Beifall zu finden.

— Nicht wahr? Ja, es ist einfach ein Bomben-Erfolg.

Darüber schien er glückselig zu sein. Und schmerzlich stieg in mir die Erinnerung auf an die Abende bei meiner Mutter, wo der junge Musiker in souveräner Verachtung einmal gesagt hatte: „Wer nach dem Erfolge fragt, ist kein Künstler mehr.“

Zögernd entgegnete ich:

— Und das macht Sie glücklich?

— Erfolg? Ja, natürlich! Wir Künstler leben vom Erfolge.

Ich mochte ihn wohl ein wenig erstaunt angeblickt haben, denn er fügte wie entschuldigend hinzu:

— Sie wundern sich, daß . . . daß ich mich Künstler nenne, aber ich bin Künstler, Künstler in meiner Art, in meinem Gefühl, in meiner Auffassung. — Einen trägt es hinauf, den andern wirft es hinunter. Mich hat es hinunter geworfen, aber . . . ha, ha . . . ich weiß doch noch, was echte Kunst ist. Die da . . . — Dabei deutete er auf die Damenkapelle, die eben die Cavalleria in Grund und Boden spielte — wissen's freilich nicht, und die beschäftigen sich mit Kunst, während ich Couplets singen muß.

Das sagte er mit solcher Bitterkeit, daß ich unwillkürlich hinwarf:

— Sie haben traurige Schicksale gehabt, Herr Naumann?

Er nickte, leerte sein Glas und fiel wieder ganz in seinen unangenehmen, ergebenen Ton, der mich vor einer Stunde schon geärgert hatte, als er mir stolz gesagt, Fürst Soundso habe ihm Beifall geklatscht:

— Ich werde mir erlauben, Ihnen zu erzählen, wie das alles gekommen ist, Herr Referendar, um so mehr, da ich die hohe Ehre hatte, bei Ihrer Frau Mutter Excellenz die ersten Schritte zum Ruhm zu thun.

Ich bin darüber nicht hinaus gekommen, wenn ich auch jetzt auf anderem Gebiet, in einem anderen Genre, etwas Bedeutendes leiste.

Erst vor ein paar Tagen sagte eine Zeitung von mir:

„Was wären die Kaiserhallen ohne Naumann? Wie viele besuchen nicht das Etablissement, um das höchst originelle und dezente ‚Girr-Girr‘ zu hören, oder die Schlager: ‚Aber sehr‘ — ‚Na nu‘ — ‚Und ob‘.“

Er hatte die Titel so laut gerufen, als stünde er auf der Bühne, und das immer zahlreicher gewordene Publikum, das einem Harfensolo lauschen wollte, wies ihn mit lautem Zischen zur Ruhe.

Er spülte seinen Ärger durch ein Glas Rotwein hinunter, von dem mehr wie ein Tropfen auf der Weste blieb, doch mit seiner Geschichte begann er noch immer nicht.

Darum fragte ich ihn nun geradezu:

— Ich verstehe nur eins nicht, Sie haben doch früher

nicht gesungen. Wie sind Sie denn dazu gekommen, Ihren früheren Beruf aufzugeben?

Herr Naumann schüttete noch ein paar Gläser Wein hinunter, sodaß ich genötigt war, eine neue Flasche zu bestellen. Dann schien er in Stimmung gekommen zu sein:

— Es ist wahrhaftig eine traurige Geschichte, aber im Leben ist alles Vorherbestimmung. Wenn's so kommen soll, kommt es auch so; wenn es nicht sein soll, wird es nicht. Mein Weg sollte eben nicht in die Höhe gehen.

Ich unterbrach ihn:

— Woher wußten Sie denn das?

— Ahnung, Ahnung, Gefühl einfach! Ich werde Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Ich erinnere mich der Abende bei Ihrer Frau Mutter, Excellenz, wie ich als ganz junger, unbekannter Musiker hinkam. Ich bin ihr soviel Dank schuldig. Sehen Sie, damals bildete ich mir ein, mein Können sei unbeschränkt. Ich glaubte, in einem Jahr würde ich ein berühmter Mann sein. Ich kannte, ich wußte, ich dachte, ich träumte nichts anderes als Musik, nur immer Musik, immer und überall Musik.

Aber natürlich nur nicht solche, wie sie allgemein gemacht wurde. Andere Ausdrucksmittel hoffte ich zu finden, da ich doch ganz andere, ganz neue Gedanken auszudrücken hatte.

Neuen Wein in alte Schläuche? Nein! Ich stellte mir in Gedanken eine nie geahnte Instrumentation auf, mir schwebten Akkordfolgen vor, wie sie in ihrer Kühnheit von keinem Lebenden auch nur angedeutet worden waren.

Ich wollte alles bisher Dagewesene übertrumpfen.

O was habe ich gearbeitet in jener Zeit. Tagelang habe ich auf der Bibliothek gesessen und alles gelesen, was über die Technik meiner Kunst geschrieben worden ist. Berge von Noten habe ich durchblättert, Stöße von Werken über Kompositionslehre, Generalbaß, Instrumentierung, Harmonielehre durchwälzt.

Beherrschen mußte ich erst alles, was vor mir gewesen.

Ich rührte keine Taste mehr an, ich schrieb nicht mehr eine Note. Ich las nur noch und las. Ich grübelte Tag und Nacht. Wie oft habe ich damals die Schmöker, die Hefte, die Blätter gegen die Wand geschmissen, weil ich nicht die Kraft in mir fühlte, von der ich geträumt. Ich war ja so klein gegen die anderen. Die Meister, die erdrückten mich, wie sie noch heute so viele junge Künstler erdrücken. Sie töten die Lebenden, sie ersticken unser Recht, denn wir vor allem haben ein Recht, wir, die wir atmen, essen und trinken müssen.

Sie gehören der Kunstgeschichte an, sie können nicht mehr abgeurteilt werden, denn vergangene Geschlechter haben diese Arbeit schon gethan, haben sie aber für gut, für gewaltig befunden. Daran kann man nicht mehr rütteln.

Sie müssen angebetet werden, denn sie sind Klassiker der Musik. Wer nicht mit thut, wird ausgelacht, oder man zuckt über ihn als Böotier die Achseln; aber sie füllen die Konzertprogramme, sie beherrschen den Spielplan der Opernhäuser, und damit nehmen sie denen den Platz, die ihn brauchen, denn die Toten brauchen ihn nicht.

Es ist ihnen ja ganz gleichgültig, ob sie gespielt

werden. Sie haben ja kein Interesse mehr daran, keine künstlerische Genugthuung. Am letzten Ende haben sie kein Honorar nötig, sie brauchen keine Tantième, denn die Würmer thun ihre Arbeit umsonst.

Und die Angehörigen, die sollen doch selbst arbeiten, in bürgerlichem Beruf, wenn sie für einen künstlerischen keine Begabung haben, weil der Vater die künstlerische Kraft, die in der Familie lag, verbraucht hat.

Den Lebenden nehmen die Toten Luft und Licht! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Naumann seufzte tief auf und schwieg. Er leerte in stillem Ingrimm sein Glas. Die Damenkapelle machte gerade eine Pause.

Neue Menschen strömten in den Tunnel, so daß sich allmählich alle Stühle an den Tischen füllten. Da ich sah, daß Herr Naumann drohte, seine Aufmerksamkeit statt der Erzählung dem Damen-Orchester zuzuwenden, so fragte ich:

— Dann wäre also nach ihrer Theorie jede Freude an der großen Kunst vergangener Meister eine Beeinträchtigung Lebender?

— Durchaus nicht immer. Sie sehen ja, wie ich mich freue und ärgere an den Werken, die von diesen Frauenzimmern hier vorgeführt werden.

Er erhob das Programm und nannte die Namen:

— Bach, Weber, Donizetti, Beethoven, Gounod, Mozart, Wagner, Bellini, Schumann.

Ich erwiderte:

— Ja aber die nehmen doch eben Luft und Licht.

Er schüttelte den Kopf:

— Damals mußte ich so denken. Das war einfach Selbsterhaltungstrieb, sonst wäre ich nicht fortgeschritten. Ich kam endlich darauf, die Großen, über die ich nicht hinweg konnte, zu hassen. Wenn ich ein Notenblatt vornahm, suchte ich mit heißer Anstrengung was schlecht daran war, was man besser machen könnte, was überwinden.

Je mehr ich in diesem Bestreben an die Meister ging, desto mehr sank ihre Größe, und ich dachte, wenn sie heute mit uns Lebenden streben und ringen müßten, würden sie unterliegen.

Manchmal begann doch irgend eine Stelle dagegen zu sprechen, die so gewaltig und schön war, daß sie meine Ansicht über den Haufen stieß.

Doch ich mußte sie verwerfen, wie sollte ich sonst ihren Einfluß überwinden?

Da trat denn endlich auch das ein, was ich wollte: ich verachtete, ich belachte die Meister. Einer nach dem andern fielen sie in meinem Gefühl.

Ich hatte mich viel mit Palestrina beschäftigt. Ich begann ihn albern und lächerlich zu finden, mit seinen einfachen Orgeltönen, die mir nun wie willkürliche Akkordfolgen erschienen, nur nach dem Wohlklang geordnet, ohne geringste Zuthat des Genies. Kein Gedanke darin, keine Absicht, alles Zufall, Schwelgen in Melodie.

Der alte Kirchenmeister war abgethan.

Ich bekam die Idiosynkrasie des Wohlklangs. Mir that es förmlich in den Gehörnerven wohl, auf dem Klavier Septimen-Akkorde zu pauken, die ich nie auflöste. Dissonanz ward mir tiefstes Bedürfnis.

Mozart war mir längst ein Greuel geworden mit

seinem tänzelnden Menuettschritt, den ich selbst in den göttlichsten Stellen des Don Juan und der Zauberflöte wieder zu erkennen meinte.

Das Frohe, Leichte, Heitere, Spielende in ihm ward mir verhaßt. Er war abgethan.

Die Eroika erschien mir nicht mehr mächtig genug, für unsere modernen Ausdrucksmittel des Orchesters gar nicht heroisch zu nennen.

Beim Durchblättern der Partituren meinte ich verstärken zu müssen. Ich träumte von noch größerer Wucht. Den Riesen in der Tonkunst dachte ich mir ganz anders.

Und was waren doch Gluck, Händel, Haydn dagegen, der eine pastoral, der andere gar von den Engländern groß gezogen, diesen grauenvollsten Musikern der Erde, und der letzte doch nur durch Kindersymphonie und Ochsenmenuett beim Pöbel bekannt.

Und die sollten uns als Muster gelten? Alle nach einander verekelte ich mir. Chopin, den Freund aller Mondscheinfrauenzimmer, Schubert, dem ich die Größe absprach, Schumann, den Gefühlsfatzke mit seinem engen Horizont. Ich redete mir ein, daß, wenn sie alle noch einmal vor den Richterstuhl kämen, wir sie auslachen könnten, auslachen einfach, sage ich Ihnen.

Und nun wollte ich arbeiten, etwas nie Ersonnenes ersinnen, Klänge auf das Papier bannen, noch unerhört

Ich lachte über Weber, als sei er im Banne ältester Traditionen, nur auf der Suche nach Überleitung, nach Neuem, aber ohne den Mut der letzten Konsequenz; über Meyerbeer den Effektenreißer; über die ‚inis‘ mit ihrer

Chantantmusik; über alle, alle, alle, und gar über die Lebenden!

Aber die gingen mich ja nichts an, die strebten ja gleich mir. Die nahmen mir vielleicht auch Luft und Licht, aber nicht aus der Gruft heraus, aus vergilbten Noten; sondern mit demselben Recht wie ich, im ehrlichen Kampf.

Neidisch? O Gott, nein! Nur das nicht. Neid ist ein so niederziehendes Gefühl.

Zum Neid hatte ich auch keine Zeit, denn arbeiten mußte ich, arbeiten, bis zum Wahnsinn arbeiten. Manchem glückt es ja im Schlaf, das sind die leichten Arbeiter, die sich hinsetzen, wenn die Stunde kommt, und in fieberhafter Hast hinwerfen, ohne Kampf, was die Phantasie ihnen eingegeben.

Aber ich? Ich bin .....

Herr Naumann unterbrach sich plötzlich und schüttelte traurig den Kopf. Ich ließ ihn um so mehr, da er bisher in geradezu fieberhafter Hast gesprochen, als müßte er sich beeilen, das zu sagen, ehe ich Gelegenheit gewinnen könnte, ihn zu unterbrechen.

Er fuhr fort:

— Herr Referendar, ich meine, ich bin ein schwerer Arbeiter, gar kein Arbeiter mehr in meiner Kunst, kein Künstler, ein Pfuscher, ein Handwerker, ein ganz gemeiner elender Tageschreiber, der den Pöbel für eine Mark fünfzig mit ‚Girr-girr‘ unterhält, der die Ladenschwengel für eine Mark fünfzig zum Lachen bringt, mit Couplets, die keinen Sinn haben, keinen Daseinswert, die keine Kunst sind, nur gemeine Mache, zusammengebraut nach Rezepten am Biertisch, wenn die Damenkapelle dazu in falschem Tempo, mit

falscher Herausarbeitung einer falschen Melodie, mit falscher Betonung und unmotivierten Forti, mit falschen Abschwellungen zu einem Pianissimo, das keine Musik mehr ist, sondern .... eh .... eh .... eh .... pfui Teufel wie ekelhaft.

Natürlich thue ich so, als wenn die Couplets großartig wären .... ja wohl, ist mir schon zur Gewohnheit geworden; muß ich auch, denn ich lebe davon, kann doch meine Ware nicht entwerten. Wer soll sie sonst kaufen, wenn ich selber schimpfe? That ich Ihnen gegenüber auch so, Herr Referendar? .... Meine ich aber gar nicht so. .... Ich weiß, was ich bin, ich, der Mann der Zukunft, wie ich damals genannt worden, komponiere, singe, verkaufe Gassenhauer ... ich weiß das, und thue es doch ...

Aber ich wollte Ihnen ja meine Geschichte erzählen.

Ich sagte, mir ginge es nicht leicht von der Hand, weil ich nicht wiederholen wollte, was andere vor mir schon viel besser gesagt hatten. Neuland sollte sein, was ich schaffen wollte.

Meine ersten Kompositionen waren heraus, aber wie? Im Manuskript! Ein paar mal war etwas von mir hier und da gespielt worden, oder ich spielte auch selbst, wie bei Ihrer Frau Mutter Excellenz. Aber mein Hauptstreben ging doch zur Oper.

Dort gab es große Wirkungen, große Leidenschaften konnten verkörpert werden. Dort war es möglich, neue Kunst zu bieten.

Und ich nahm mir einen Operntext — ich weiß ja heute, der Text war schlecht — und ich komponierte ihn.

Ich habe gehungert und gedarbt bei der Arbeit, und

meine Mutter mit mir. Sie wußte ja, die eine Oper würde uns heraus reißen und alles wieder gut machen.

Auf die eine Oper setzte ich alles, wie auf eine Karte. Wissen Sie, eine Oper will geschrieben sein, und ich bin ein schwerer Arbeiter, mir geht es nicht leicht von der Hand.

Na, endlich wurde sie fertig. „Meine Oper!“ Wie das klang! Aber mittlerweile hatten wir, die Mutter und ich, alles aufgezehrt, was wir besaßen.

Ich mußte irgend einen Schritt thun, um das Werk an die Öffentlichkeit zu bringen und ging also zum Intendanten. Sie kannten ihn auch, Herr von Ziel. Und ich sage Ihnen, die Mutter war wundervoll! Wie ich fortgehe, wickelt sie mir selbst noch die Partitur ein.

Und da giebt sie mir noch einen Kuß auf die Stirn, einen Weihekuß und sagt: „Jetzt geht dein Stern auf. Vergiß nicht deine alte Mutter in deinem Ruhm und Glück.“

Herr Naumann war ganz weich geworden. Er leerte sein Glas auf einen Zug, und mechanisch füllte es der Kellner, der hinter der Säule gestanden hatte, aus der Flasche.

Ich hatte nicht viel getrunken, aber es war schon die dritte Flasche, die sich ihrem Ende zuneigte, und wenn auch immer auf Herrn Naumanns Weste ein Teil der Flüssigkeit zurückblieb, so war doch noch genug durch Herrn Naumanns Kehle geflossen.

Er erzählte mir nun, wie er bei dem Intendanten gar nicht vorgelassen worden und man ihm endlich, nach mehreren Briefen, zugestanden, daß er dem ersten Kapell=

meister sein Werk vorspiele. Der hatte Ärger auf der Probe gehabt, sie hatte länger gedauert als vorher angenommen worden. Er drängte nach Hause und konnte nicht, weil der unglückliche Komponist da saß, schon zwei Stunden wartend.

Herr Naumann behauptete, es wäre schön gewesen, wie er gespielt. Er hätte die Partieen alle gesungen, aber die Herren, die ihm gelauscht, hätten einstimmig erklärt (es war noch der Chorrepetitor dabei, sowie der erste Konzertmeister, der zufällig im Musiksaal zu thun gehabt) das sei eine sehr brave Arbeit, aber für die Bühne gänzlich undenkbar. —

Herr Naumann war noch jetzt, als er es erzählte, halb wütend, halb geknickt; aber er gestand mir dann, sie könnten recht gehabt haben, das Werk sei eben so gewaltig, daß es gar keine Bühne gäbe, die seinen Absichten gerecht werden könnte.

Er erzählte weiter:

— Ich bin dann von einem zum andern gelaufen, ich konnte die Partitur doch nicht fortschicken, weil ich nur die eine hatte.

Aber überall fand ich verschlossene Thüren.

Da begann ich einen Kampf auf Tod und Leben. Ich habe die Leute gezwungen mich anzuhören. Ich bin zu den bekanntesten Musikern gelaufen und habe ihnen vorgespielt. Ich habe nicht darauf geachtet, daß sie nicht wollten, ich habe einfach das Klavier aufgemacht, mich hingesetzt und gespielt, aber keiner hatte einen Dunst davon. Ich bin sogar schlecht behandelt worden. Professor Ludwig, wissen Sie, der große Musikpädagoge, drohte mir sogar mit der Polizei, wenn ich seine Wohnung nicht verließe.

Ich habe mich für mein Werk allen Kränkungen und Gemeinheiten ausgesetzt. Kein Mensch verstand es. Der Flug ging zu hoch. Solchem Durchschnittsgehirn ist eben nur das faßlich, was an der Oberfläche schwimmt.

Aber ich mußte doch leben, essen. Und meine Mutter! Ich hatte ihr Kapital aufgezehrt für meine Arbeit. Ich konnte sie nicht hungern lassen.

Da versuchte ich Noten abzuschreiben. Aber der Hofrat Kanzler vom Konservatorium, an den ich mich gewandt hatte, gab mir einmal eine Seite zurück und sagte: „Naumann, Sie schreiben wie ein Schwein, Sie müssen Ihre Noten erst noch einmal für sich abschreiben lassen!“

Das sagte er mir, dieser impotente Konservatoriumsonkel, der nicht drei Takte selbst erfunden hat, das sagte er mir, der ich zu Hause eine Oper liegen hatte, die der Musik einfach neue Bahnen wies.

Da traf ich in dieser Zeit einen Jugendfreund wieder, einen gewissen Schneider, und der bezahlte mir mal ein Abendessen. Wie ich so darüber sprach, was er denn geworden sei, seitdem wir uns nicht gesehen hatten, sagte er und klopfte mir auf die Schulter: „Das weißt du nicht? Ich habe doch das Variété, Musen-Saal.

Ich ging mal mit hin und merkte, dem geht's gut, und er borgte mir etwas. Er war ein guter Rechner und dachte, das kommt schon wieder ein. Da legte er mich so ganz langsam hinein. Ich kam jeden Abend und saß mit ihm am Direktionstisch. Es war ja fürchterlich, die Musik da, aber mir gerade recht. Eine gute Musik hätte ich nicht mehr hören können, wo sie doch von meinem

Werk nichts wissen wollten. Und allmählich gab er mir immer mehr Geld. Ich brachte es der Mutter mit, da konnten wir doch wenigstens Feuer machen, daß die alte Frau nicht fror. Nun gab es wieder etwas Warmes zu essen, und ich konnte meinen Winterüberzieher aus dem Leihhaus holen.

Na, wissen Sie, Herr Referendar, das führt zu weit, ich brauche bloß zu sagen, daß ich ihm eines Tages sechshundert Mark schuldig war. Da spricht er so zu mir, wie ich gar nicht weiß, wie ich es wieder erstatten soll: Weißt du was, Naumann, in solchen Verhältnissen bin ich nun auch nicht, daß ich dir das schenken könnte. Da könntest du mir vielleicht die Musik machen zu meiner neuen Pantomime, „Frühlings Erwachen". Ich muß bloß einen haben, der es zusammenstellt, es braucht ja schließlich nicht alles von dir zu sein.

In meiner Verzweiflung mache ich ihm „Frühlings Erwachen", mach's ihm, und meine Partitur liegt dabei, daß sich hätte eine vor der andern schämen müssen. Aber das Ding schlägt ein. Ich hätte gar nicht gedacht, daß ich sowas hätte schreiben können. Ich habe es auch weiß Gott nur so hingehauen. Habe mich bei der Arbeit immer geekelt, mich immer selbst verachtet.

Wissen Sie, Herr Referendar, ich habe es so gearbeitet als Parodie, es sollte der reine Hohn sein auf die Tingel-Tangelei. Alles, was mein Ohr beleidigt hatte und mein Gefühl, das steckte ich hinein. Aus der dümmsten, gemeinsten, ohrengellendsten Phrase machte ich ein wunderbares Frühlingslied. Und ich weiß noch, „Lott' ist tot" wurde ein „Sehnsuchtswalzer", und bei „Jule liegt im

Sterben" — habe ich die Sordinen vorgeschrieben, da kam nämlich die Frühlings-Fee, und das Publikum war außer sich vor Wonne. Ich hatte den größten Erfolg der ganzen Saison.

Ich habe natürlich meinen Namen gar nicht hinsetzen wollen, aber mein Freund Schneider lancierte einfach in die Zeitungen, die Musik zu seiner Pantomime „Frühlings-Erwachen" sei von dem „berühmten Komponisten Naumann".

Und ich sage Ihnen, das Frühlingserwachen hat mich zwei Jahre über Wasser gehalten. Ich habe ja noch so ein paar Jammerdinger zusammengeschmiert, aber so einen Bombenerfolg hatte ich doch nicht wieder. Doch ich war nun mal dabei, von der Zukunftsmusik konnte ich nicht leben, und sehen Sie mal, Herr Referendar, da habe ich mein künstlerisches Gewissen verkauft. Was glauben Sie denn, was sowas einbringt? Ich sage Ihnen, seitdem ich im Selbstverlag die Sachen habe, ‚fein, fein': elftausend Mark sind schon eingekommen vom „Girr-girr" — das schreit ja jeder Junge auf der Straße — und einen Pelz habe ich mir gekooft, globen Sie, den hätte ich mir von meiner Partitur gekooft? Wat wollen Sie denn? Ick bin jetzt 'n jroßer Mann! Ick habe meine Papiere zu Hause — Lahnthaler Ofenfabrik, — über siebzigtausend Mark, die haben nämlich voriges Jahr auf einhundertachtzehn gestanden, und jetzt stehen sie dreihundertvierzig. — Spekulieren muß man, det bringt Jeld in die Bude. Die Kunst neigt doch immer mehr zum Chantant!

Ich sage Ihnen, Herr Referendar, ich gehe überhaupt in keine Oper mehr. Das ist nicht mehr zeitgemäß heutzutage.

Hatooch keenen Sinn für mich. Ich verdiene nichts dabei.

Herr Naumann wollte sich wieder einschenken, aber die Flasche war leer, und er bestellte deshalb beim Kellner ein Pilsener, indem er zu mir sagte, ich wäre sein Gast und ich könnte Rotspohn weiter trinken, aber er müsse um diese Tageszeit zum Bier übergehen, das wäre besser bekömmlich, und er hätte jetzt den „Untersetzervogel". —

Ich fragte ihn, was er darunter verstünde. Er erklärte es mir, ich sollte es aber auch gleich sehen. Kaum hatte der Kellner das Glas gebracht, so war es auch schon leer, ein neues erschien, und beinahe unmittelbar darauf ein drittes, sodaß nun bereits drei der kleinen, dünnen Metallbieruntersetzer unter seinem Glase standen, die dem Kellner anzeigten, daß Herr Naumann drei Bier zu zahlen hatte.

Ich betrachtete ihn von der Seite. Seine kleinen Äuglein waren fast ganz zusammengekniffen, die Weste herab ergossen sich mehrere frische Bierströme, und ich merkte an seiner immer roher klingenden Sprache, daß er allmählich betrunken geworden.

Jemehr er trank, desto mehr fing er an zu renommieren von seinen Einkünften. Er sagte, er würde es gar nicht einmal nötig haben, selbst aufzutreten, da seine Lieder so vorzüglich gingen, wenn es nicht doch vielleicht besser wäre, weil er immer ab und zu ein neues „lancieren" müßte:

— Drei in jeder Saison, mehr ist gar nicht nötig sein olles Gehirn anzustrengen — meinte er lachend und schlug dabei auf den Tisch, während ihm eben der Kellner ein neues Glas mit dem sechsten Untersetzer brachte.

Inzwischen kamen einmal ein paar weichere Stimmungen. Er erzählte mir vom Tod seiner Mutter und klagte, daß sie sein Glück nicht mehr erlebt.

Und als ich ihn betrachtete, wie er das „Girr-girr“, das Sitzen und Saufen hier im Tunnel, die Spekulation mit seinen Papieren, als ein Glück betrachtete, da ward mir ganz wehmütig zu Sinn, und ich dachte an die verlorene, verratene, untergegangene Kunst, die vor diesem Jünger, der ihr einst vielleicht mit Thränen in den Augen geopfert, heute ihr Haupt verhüllen mußte.

Da hörte ich plötzlich am anderen Ende des Tunnels, vom Eingang her, Lärm. Es klangen johlende Stimmen, Gebrüll, und eine Gesellschaft von angetrunkenen, jungen Leuten nahm an den Nachbartischen Platz.

Herr Naumann erzählte immer weiter. Je später es wurde, desto mehr schienen sich alle seine Anschauungen zu ändern. Er donnerte plötzlich auf den Tisch und raunte mir zu:

— Herr Referendar, was ich Ihnen da vorhin gesagt habe, daß ich meine jetzige Kunst nicht achtete, das ist ja Schwindel. Ich sage Ihnen, in dem ‚Girr-girr‘ liegt mehr Musik drin, wie in der ganzen ‚Neunten‘!

Dabei fing er mit seiner mißtönenden Coupletstimme, die vom Alkohol etwas Rauhes und Fettiges zugleich besaß, an zu singen:

— Da liegt Musik, Musik darin!

Einer der angetrunkenen jungen Leute am Nebentisch rief plötzlich herüber:

— Nanu, wer singt da?

Und mit einem Mal stand Herr Naumann auf, nahm

eine Art Rednerpose an, stützte die rechte Hand auf den Tisch, kniff die Schweinsäuglein ganz zusammen, schlug das rechte Bein über das linke, und sang nach der Melodie: ‚Ich bin Menelaus‘: „Ich bin Naumann — ja! Naumann — ja! Naumann ja“, dann kippte er vorn über, und fing an zu berlinern, indem er sich zu dem jungen Mann wenden wollte, der ihn angeulkt hatte:

— Wat wollen Sie denn, Sie oller Kohlkopp?

Aber er hatte die Richtung verloren und rief es einem ganz falschen Tisch zu.

Dort erhob sich sofort ein junger Mensch mit aufgeschwemmtem Gesicht und dickem Bierbauch. Scheittellos hingen ihm die Haare in's Gesicht, und auf der Mitte der Stirn hatte er sich eine Locke gedreht, die mit einem Stück Brotkrume zusammengebacken war. Er machte eine Bewegung mit der rechten Hand und rief:

— Kinder, Herr Naumann hat das Wort!

Und im Chor klang es von mehreren Tischen wieder:

— Herr Naumann hat das Wort.

Die Philister, die stumpfsinnig links und rechts herumsaßen, bei ihrem Glas Bier eine Cigarre rauchend und den erhebenden Klängen der Damenkapelle lauschend, merkten auf.

Man sah hier und da ein paar erstaunte Mienen von Leuten, die diesen Ulk vielleicht noch nicht kannten, andere lachten schon erwartungsvoll, und nur ein paar Damen machten erschrockene Gesichter, weil sie dachten, es gäbe einen Streit oder gar eine Prügelei.

Herr Naumann aber beugte sich zu mir und flüsterte, indem er den Rücken seiner fetten Hand als Schirm seitwärts an die Lippen legte:

— Herr Referendar, jetzt passen Sie mal uff. — Dabei verlor er das Gleichgewicht. Aber er fand es schnell wieder, richtete sich auf, streckte die Rechte mit majestätischem Schwunge aus und gebot:

— Silentium!

Zuerst klang noch großes Gelächter, aber dann verlangte der Dicke mit der Locke auf der Stirn und noch ein paar andere dringend Ruhe. Es ward still. Herr Naumann fing an, eine Rede zu halten:

— Meine Damen und Herren! Damen gehen immer voran; ich fühle mich sehr geehrt, daß ich hier auf allgemeinen Wunsch reden soll. Es muß Ihnen einen eigenen Reiz gewähren, den Mann, den Sie sonst nur von der Bühne herab vernehmen können . . .

In diesem Augenblick erhob einer der Angetrunkenen sein Bierglas und rief ihm zu:

— Prost!

Herr Naumann hielt es für seine Pflicht, mitzukommen. Er leerte sein Glas, und ein neuer Untersetzer ward ihm mit dem frischen Bier gebracht, so daß sich nun schon vor ihm ein kleiner Turm von Untersetzern erhob.

Herr Naumann hatte vollkommen den Faden verloren und fragte:

— Meine Herren, ich möchte jetzt wissen, wovon soll ich denn reden?

Plötzlich tauchte ein Riesenmensch an seiner Seite auf, dessen Größe man nur nicht wahrgenommen, weil er bisher gesessen. Als er sich erhob, schien er gar kein Ende zu nehmen. Er war ganz schmal, hatte den Cylinder auf dem Kopfe behalten, schien auch nicht mehr sicher zu

stehen, denn er schwankte wie ein Rohr im Winde und rief:

— Ich verlange, daß der Herr sich wieder setzt, ich will ihn nicht sprechen hören!

Da murrte man von allen Seiten, und der Dicke mit der Locke erhob sich seinerseits und brüllte durch das Lokal:

— Meine Herrschaften, abstimmen, abstimmen; soll Herr Naumann sprechen, oder nicht?

Der Lange war wieder verschwunden, man begriff nicht, wohin er eigentlich untergetaucht sei bei seiner Größe.

Das Publikum konnte sich nicht einigen. Die betrunkenen jungen Leute zankten sich über den Fall, ob Herr Naumann sprechen sollte. Ein paar würdig aussehende ältere Herren an einem Seitentisch riefen nach dem Geschäftsführer; sie wollten ihr Bier in Ruhe trinken, was das für ein Lokal sei, wie nur so etwas geduldet werden könnte! Und eine dicke Frau mit einem Netz am linken Handgelenk, in dem sie eine Anzahl Packete, Portemonnaie und Taschentuch hatte, rief nach der Polizei.

In dem allgemeinen Lärmen und Schreien blieb Herr Naumann unbeweglich stehen mit geschlossenen Augen, gekreuzten Armen, jetzt an die Säule gelehnt und wartete auf die Entscheidung, während sich der Geschäftsführer bemühte, die dicke Frau und die älteren Herren zu beruhigen.

Der Ulk hatte nachgelassen, niemand wußte recht, was nun geschehen sollte, als Herr Naumann einen Schritt vortrat und sagte:

— Meine Herrschaften! ich bitte ums Wort. Wollen Sie mir einmal gestatten, ein Musikstück so vorzuführen, wie es gespielt sein muß. Ich sage Ihnen, die Tempi werden absolut fest stehen, wenn ich es Ihnen einmal zeige. Es giebt keine andere Auffassung als meine. Was soll ich dirigieren? Die Damen dort werden Ihnen durch meines Geistes Kraft, durch meinen Arm, durch mein hervorragendes Musikverständnis irgend ein Meisterwerk der Tonkunst interpretieren. Meine Damen und Herren, bitte wählen Sie!

Das Publikum schien sich einen besonderen Spaß zu versprechen. Die Trunkenen mäßigten ihre Ausbrüche der Laune, und es gelang sogar ihrem energischen Zischen, vollkommene Ruhe herzustellen. In der eintretenden Stille beugte sich Herr Naumann vor, hielt kokett die linke Hand trichterförmig ans Ohr, drückte die Augen ein und flüsterte mit süßer Stimme:

— Meine Damen, ich warte. Wählen Sie bitte. Ich lege Ihnen den größten Meister zu Füßen.

Aber niemand getraute sich etwas zu nennen, bis plötzlich aus irgend einer Ecke zaghaft, aber doch ganz deutlich der Ruf erklang:

— Intermezzo aus der Cavalleria!

Herr Naumann wiederholte, immer noch lauschend und mit süßlichem Lächeln:

— Wenn ich recht gehört habe, „Intermezzo aus der Cavalleria.“ Meine Dame, Sie haben einen großartigen Geschmack!

Aber die Dame schien nicht die allgemeine Meinung getroffen zu haben, denn es brach ein fürchterlicher Lärm

los, während Herr Naumann sich wegen seiner Beleibtheit nicht ohne Schwierigkeit zwischen den Stuhlreihen durchwand und dem Orchester zusteuerte.

Dort angekommen, machte er den Damen eine tiefe Verbeugung, die sie herablassend erwiderten. Dann suchte er die Noten aus und lief von einem Instrument zum andern, wahrscheinlich um genaue Instruktionen über seine Auffassung des vorzuführenden Werkes zu erteilen.

Lange dauerte es nicht, denn es gab, das Klavier eingeschlossen, nur zehn Instrumente.

Währenddessen ging das Toben, Brüllen, Rufen, Streiten unten weiter, nur ab und zu durch den Geschäftsführer gedämpft, der fortwährend zwischen den einzelnen Tischen umherirrte und hier mit devoter Verbeugung, dort mit nicht mißzuverstehender Gebärde um etwas mehr Ruhe bat.

Mir war die ganze Geschichte wie der reine Hexensabbath vorgekommen. Ich wunderte mich bloß darüber, daß der Kapellmeister, Fräulein Lederer, so ohne weiteres das Orchester Herrn Naumann überließ. . . . Aber ich harrte ruhig der Dinge, die da kommen sollten.

Während ich mich erstaunt umblickte und das wüste Treiben um mich herum musterte, sah ich plötzlich Fräulein Lederer ganz still, hinter der Säule versteckt, beinahe an meiner Seite sitzen. Sie hatte jetzt einen Kneifer aufgesetzt und las in einem Leihbibliotheksbuche.

Unwillkürlich redete ich sie an:

— Nun Fräulein, Sie lassen sich die Zügel der Regierung so aus der Hand winden?

Fräulein Lederer blickte auf, musterte mich einen Augenblick, nahm dann den Kneifer ab und sagte:

— Ach das ist jeden Abend so.

— Wieso? Herr Naumann dirigiert immer?

— Ja, ich könnte jetzt überhaupt nach Hause gehen. Wir spielen gar nicht mehr. Das ist nur so für den Ulk. Um die Stunde herum kommen immer eine Menge Leute, die erleben wollen, wie Herr Naumann dirigiert.

— Ist er denn jeden Abend hier?

Jetzt klappte Fräulein Lederer ihren Band zu und meinte, halb lachend, halb verächtlich:

— Natürlich, er muß ja den Weltrekord in Untersetzern aufstellen.

— Trinkt er denn so viel?

— Ach, das ist ein Ekel, der Mann. Er ist ja immer betrunken. Nur wenn er auftritt, rafft er sich noch auf, aber sonst ists wirklich ein Jammer.

Ich fragte weiter nach Herrn Naumann und erfuhr, sein „Rekord in Untersetzern", also die Anzahl der Glas Bier, die er getrunken, stünde bereits auf 27. Er würde sich ja doch noch zu Tode saufen.

Dann erzählte sie noch allerlei:

Es wäre unverantwortlich vom Besitzer des Lokals, solchen Unsinn zu unterstützen, wie diese Dirigiererei des Herrn Naumann, aber es bringe dem Wirte Geld ein. Das sei nun schon geradezu eine Sehenswürdigkeit geworden, sie müßten sich dazu hergeben und wären es zufrieden, denn Damenkapellen seien nicht mehr Mode. Wenn sie sich weigerten, unter Herrn Naumann zu spielen, um sich zur Zielscheibe der Witze machen zu lassen, so würde ihnen wahrscheinlich gekündigt werden, und ein neues Engagement sei immerhin zweifelhaft, zum mindesten würde

eine Zeit vergehen, bis sie eins fänden. Das könnten sie aber wirtschaftlich nicht ertragen.

Ich äußerte Mitleid und unterrichtetete mich teilnehmend über die Erwerbsverhältnisse, so daß Fräulein Lederer allmählich die Zunge gelöst ward und sie anfing, mir noch weiteres von Herrn Naumann mitzuteilen.

Die junge Dame hatte etwas sehr Sicheres. Ein wenig altklug war sie vielleicht, sich überlegen dünkend. Wenn man mit ihr sprach, hatte man unwillkürlich das Gefühl, daß sie immer suchte einen zu belehren.

Sie gab mir ein vollkommenes Charakterbild des Herrn Naumann. Er litt einfach am Delirium, er wäre wohl durch künstlerische Fehlschläge auf das Trinken geraten. In seinen lichten Momenten erkenne er manchmal seinen tiefen Fall, aber das dauere nie lange, doch bemitleiden könne man ihn eigentlich nicht, denn er wäre jetzt ganz mit seinem Schicksal ausgesöhnt, hielte sich für einen großen Mann, sei nur noch aufs Geld-machen bedacht und aufs Trinken.

Fräulein Lederer schloß, indem sie ihren Kneifer wieder aufsetzte:

— Wissen Sie, der ist so einer von den halben Talenten, die keinen moralischen Halt haben, und die es auch unter günstigen Verhältnissen nie zu etwas gebracht hätten. Das wirkliche Talent oder gar Genie ringt sich schon durch. Herr Naumann ist bloß einer von den Leuten, die viel versprechen und wenig halten, die gar nicht den großen, künstlerischen Trieb in sich haben, die mit einem Werk erschöpft sind. Mit zwanzig Jahren scheinen sie Genies zu sein, aber mit fünfundzwanzig Jahren kräht schon

kein Hahn mehr nach ihnen. Haben Sie seine Augen gesehen? Diese Chinesenaugen, so schmal und winzig. Der richtige Künstler, bilde ich mir ein, kann gar keine solchen Augen haben. Er kann häßlich sein, aber die Augen haben einen Ausdruck beim Künstler. Um so einen Mann ist es auch nicht schade, da braucht man weiter gar kein Mitleid zu haben. Die Kunst hat an dem nichts verloren, ebensowenig wie an mir.

Das Mädchen hatte etwas ganz Sympathisches, und ich wollte ihr gern eine Liebenswürdigkeit sagen, darum gab ich zurück:

— Aber Fräulein, es ist doch alles Mögliche, wie Sie Ihre Kapelle in Schuß haben.

Doch sie blickte mich durch die Gläser ihres Kneifers scharf an:

— Sehr artig von Ihnen, aber stürzen Sie sich nur nicht in Unkosten. Mir ist die Geschichte ganz gleich. Ich habe noch zwei kleine Schwestern zu Hause, die wollen durchgebracht sein, bis sie selber etwas verdienen können. Geben Sie mir eintausenddreihundert Mark, nein eintausendfünfhundert Mark oder sagen wir, ich bin auch mit eintausendzweihundert Mark zufrieden. Warten Sie mal, warten Sie mal . . .

Sie blickte auf, faltete die Stirn, als dächte sie scharf nach, rechnete, dann sagte sie endlich entschieden:

— Wenn Sie mir tausend Mark jährlich zusagen, will ich Ihnen einen Eid ablegen, nie wieder einen Ton Musik zu machen oder zu dirigieren, wenigstens öffentlich. Ich habe mit Kunst nichts zu thun. Wenn ich mit einem Ladengeschäft mehr verdienen könnte, finge ich es morgen an.

Sie lächelte ein wenig und schloß:

— Wenn Sie zufällig was wissen, sagen Sie mir's.

Wir wurden unterbrochen dadurch, daß plötzliche Ruhe eintrat. Herr Naumann wollte seine Produktion beginnen, und Fräulein Lederer schlug, ohne weitere Notiz von mir zu nehmen, ihren Leihbibliotheksband wieder auf und begann eifrig zu lesen.

Ich blickte hinüber und sah Herrn Naumann am Dirigentenpult. Er verbeugte sich, ward von stürmischen Bravos empfangen, klopfte mit dem Stabe auf und begann zu dirigieren.

Die Damenkapelle spielte ihr Intermezzo — ohne überhaupt auf Herrn Naumanns fürchterliche Bewegungen um Ausdruck und Takt irgendwie zu achten — mechanisch genau so herunter, wie unter Leitung des Fräulein Lederer. Der Dirigent aber dort oben mühte sich ab, streckte die Arme aus, beruhigte die Tonflut, riß sie mit ein paar heftigen Zuckungen wieder in die Höhe, schwebte mit ausgebreiteten Armen über den lang gezogenen, dünnen Tönen, neigte sich vorn über mit selig verklärtem Gesicht, geschlossenen Augen, die linke Hand am Ohr, als wollte er dem Zauber der Musik lauschen, den er durch sein Genie beschworen.

Das Publikum unten johlte, heulte, trat den Takt, sang mit, ein paar pfiffen. Der lange Dünne tauchte plötzlich wieder aus der Versenkung auf, dirigierte ein paar Takte wie Herrn Naumanns Schatten, verschwand aber ganz jäh wieder, weil ihn die andern bei den Rockschößen auf den Stuhl niedergezogen.

Der Dicke, dem immer noch die durch das Brot zusammen gehaltene Skalplocke auf der Stirn baumelte, erhob sich nun auch und stieß ein wonniges Klagegeheul aus,

worauf der Geschäftsführer ihn zur Ruhe wies. Dann faßten sich ganze Tische unter und fingen an, sich wie im Schunkelwalzer hin und her zu wiegen. Ab und zu klang ein lauter Pfiff, ein greller Schrei, ein Ruf: „Ach wie schön, nee, wie schön!“ Die Betrunkenen fingen an zu trampeln, daß der Boden zitterte, die ältern Herrn verlangten dringend Ruhe, sie wollten zuhören. Die Dicke mit dem Netz am Arm ward dunkelrot vor Empörung. Es roch nach Tabak, Menschen, Speisen und Bier, ein graublauer Dunst von Cigarrenrauch lag über dem Tunnel, in dem einzelne dicke Wolken wie Nebelschwaden hinzogen, und unter Johlen, Pfeifen, Heulen, Stampfen, unter dem jubelnden Dacapo der trunkenen Menge verbeugte sich dort oben der dicke, schmutzige Herr Naumann mit seiner betröpfelten, nassen Weste, den eingekniffenen Schweinsäuglein, und fiel beinahe vom Podium herunter, als ihm einer der jungen Leute ein Glas Pilsner hinauf reichte, das er an die Lippen setzte, um es mit den Worten zu leeren:

— Meine Herren, ich trinke dieses Glas auf die heilige, deutsche Kunst!

Die Annonce

Herr Vogtländer saß schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit im Café, einen Berg illustrierter Blätter vor sich auf dem Marmortischchen.

Aber er las nicht, sondern versteckte sich hinter den Zeitungen und durchsuchte mit den Blicken das ganze Lokal.

Er war groß, dürr, semmelblond, hielt sich etwas vornübergebeugt, war siebenundvierzig Jahre alt, ein kleiner Rentner, der sich immer scheu umblickte, etwas Gedrücktes hatte, etwas Geducktes, als erwarte er im nächsten Augenblick von zarter Hand eins an den Schädel zu bekommen.

Hinter den Zeitungen zog er heimlich eine Anzahl Papiere heraus. Eine anonyme Korrespondenz, denn auf den Briefumschlägen waren nur die groß gemalten Buchstaben A. Z. zu sehen, von einer offenbar sehr energischen Frauenhand derb und riesig gemalt.

Dann zog Herr Vogtländer, wiederum ganz heimlich und schüchtern indem er sich ängstlich umblickte, aus der Brieftasche eine kleine Zeitungsannonce, die den Anstoß zu seiner Korrespondenz gegeben und las noch einmal mit schmerzlich innerer Befriedigung die Worte:

„Welcher gebildete Herr in den vierziger Jahren von Herzensgüte, gediegenem Charakter, der Unglück in der Ehe gehabt, wäre geneigt, die Bekanntschaft ebensolcher Dame

behufs späterer Verheiratung zu machen. Offerten unter „J. S.“ Expedition des Blattes.“

Schnell steckte er das Papier zu sich, blickte sich noch einmal um, zog die Uhr. Jetzt war es Zeit, jetzt mußte sie zum Stelldichein erscheinen. Und er befand sich in solcher Spannung, daß seine Finger beim Umblättern der Journale zitterten. Er hatte sich allerlei Bilder gemacht. Sie war gewiß nach den bösen Erfahrungen ihrer Ehe ein mildes, gütiges, blondes Wesen. Er sah ihren einfachen Marienscheitel vor sich, ihre blauen Augen. Vielleicht war sie klein, niedlich, zierlich. Er hatte immer eine Sehnsucht nach Kleinen gehabt, Zierlichen, die ihm mit weich kosender Hand die Sorgenfalten von der Stirn glätteten, die ihm Wärmflasche und Pantoffeln brachten, im Gegensatz zu dem Küchendragoner seiner ersten Ehe, der ihm die schwersten Stunden seines Lebens bereitet, der ihm mit moralischer und bald auch physischer Kraft gezeigt, wer die Hosen anhatte.

Nun konnte es Herr Vogtländer garnicht mehr erwarten. Er wurde immer erregter, ja er ward sogar gegen seine Natur tapfer, legte die Zeitungen fort und blickte sich beinah verwegen um. Er fühlte, er war der erste auf dem Schlachtfeld. Er hatte den Vorteil, er saß schon, sie mußte erst kommen. Er konnte sie mustern und prüfen.

Doch die Zeit verging und verging. Und mit einem Male gewahrte er ein paar Tische entfernt zur Seite eine Dame, die ihn durch ihren Kneifer groß ansah.

Er wußte nicht warum, aber die Anwesenheit dieser Dame in dem Lokal, in dem sich sonst nur Herren befanden, störte ihn.

Unruhig rückte er hin und her, zog noch einmal die Uhr. Er begriff die Verspätung nicht. Aber dabei warf er wieder einen Blick zu der Dame hinüber, die einen gewaltigen Hut trug, gleich einem riesigen schwarzen Turban, auf dem eine rote Rose nickte. Und unter der Gewalt ihres aufmerksamen Blickes durch die Augengläser schlug er die Augen zu Boden.

Doch als die verabredete Zeit beinah eine Stunde verstrichen war, beschloß er, in der Überzeugung, daß sie sich aus irgend einem Grunde verfehlt hätten, nur noch fünf Minuten zu warten.

Deshalb begann er die Zeitungen eine nach der andern hinüberzutragen, um sie auf das Zeitungsregal zu legen.

Der Weg führte an der Dame mit dem Kneifer vorüber. Sie folgte jedem seiner Schritte.

Er war eingeschüchtert, bückte sich, als fürchte er, zu groß zu erscheinen, wendete sich nach der Seite und schielte doch immer nach dem Kneifer hinüber.

Er hatte förmlich Angst, an ihrem Tisch vorbei zu kommen, und wäre am liebsten kurz vorher wieder umgekehrt. Da erblickte er auf der Tischplatte, so herumgedreht, daß er es lesen konnte, seine eigene ängstliche feine Handschrift mit den beiden Buchstaben „J. S.“

Es schnürte ihm die Kehle zusammen, ihm war, als hätte ihn der Schlag gerührt, er konnte nicht mehr weiter. Erst mußte er sich fassen, überlegen. Deshalb kehrte er mit den Zeitungen unverrichteter Sache um, setzte sich wieder in seine Ecke und begann scheinbar zu lesen, während er über den Rand nach der Dame hinüber schielte.

Sie war schwarz, groß, sogar sehr groß, sie müßte

denn eine Sitzriesin sein. Und wie er genauer hinblickte, gewahrte er ihre kräftigen, umfangreichen Formen.

Er versteckte sich wieder. Nein, die war doch eigentlich nicht seine Sehnsucht. Am liebsten wäre er aufgestanden und hätte das Weite gesucht.

Aber — schauderhaft — er mußte an ihr vorbei, hinter ihr lag der einzige Ausgang. Und plötzlich überfiel ihn eine lähmende Angst — das konnte er nicht, er konnte es einfach nicht. Der Kneifer, die schwarzen Augen, die ganze Fülle und Kraft dieser Dame — es war ihm, als würde sie ihn einfach bei den Rockschößen nehmen und wieder hereinziehen.

Mit einem Male wurde Herrn Vogtländer ganz jämmerlich zu Mute. Um Gottes willen, was für eine Geschichte hatte er sich da eingebrockt. Er hatte nun einmal angefangen, hatte korrespondiert, wer weiß, welchen Gebrauch sie davon machen würde. Eine ganze Reihe der gräßlichsten Zwangsvorstellungen stürmte auf ihn ein. Er sah sich bereits zitternd und zagend neben diesem energischen, gewaltigen Wesen, denn so mußte sie doch sein, vor dem Altar, ihr Opfer, ihr Spielball, ihr Sklave und Knecht. Und nun war er sich, als er jetzt wieder ihre durch den Hornkneifer schwarz umränderten Augen sah, sofort darüber klar: Nein, er ging um keinen Preis der Erde wieder an ihr vorüber.

Stöhnend sank er in seine Ecke und bestellte die sechste Portion Thee.

Es verging wieder eine Stunde. Die Gäste hatten schon mehrmals gewechselt, und nun waren auch die letzten fortgegangen. Es war die im Kaffeehausbetriebe tote Zeit angebrochen.

Aber die Dame saß noch immer da. Herr Vogtländer war mehr wie je entschlossen, nicht zu weichen. Jetzt wollte er zum ersten Mal in seinem Leben männliche Thatkraft zeigen. Er wollte doch einmal sehen, wer es länger aushielt. Ausgehungert konnte er hier nicht werden. Der Kellner war ja da, die Küche auch, er konnte sich Essen und Trinken kommen lassen, so viel er wollte, und wenn es bis morgen früh dauern sollte.

Die Dame schien das Gleiche zu denken, denn sie bestellte sich jetzt schon das siebente Glas Bier, seitdem Herr Vogtländer sie beobachtete, that einen gewaltigen Männertrunk von dem kräftigen Gebräu und stieß das Glas nieder, daß der Untersetzer klirrte, als wollte sie sagen: ich kann warten.

Er aber schlürfte seinen milden Trank und lächelte in sich hinein, im Gefühl der Sicherheit, die Tischplatte zwischen ihr und sich zu wissen, den Kellner in der Nähe: es konnte ihm ja nichts passieren.

Aber da geschah, als der Kellner gerade hinausgegangen war und die beiden sich so stumm gegenüber saßen, etwas Entsetzliches: Die Dame erhob sich. Doch Herr Vogtländer lächelte beruhigt, siegesgewiß über das ganze Gesicht: sie hatte es satt, sie ging. Aber nein, sie schritt auf ihn zu. Und sein Herz schlug, er zog sich instinktiv in den hintersten Winkel seiner Ecke zurück. Da trat sie an den Tisch. Unwillkürlich erhob er sich. Sie war beinah so groß wie er, aber gewiß um das Doppelte breiter und stärker.

Angst und Verlegenheit schnürten ihm die Kehle zusammen. Er erwartete eine tiefe, energische Stimme zu hören, die ihn zur Rede stellen würde über sein

Benehmen, und die Haare begannen sich ihm auf dem Wirbel zu sträuben.

Doch da klang ein weiches, leises, süßes, flötendes Organ:

— Bitte, finden Sie es nicht unweiblich von mir, wenn ich es wage, Sie anzusprechen. Ich irre wohl nicht . . .

Sie schwieg in Schüchternheit und hielt ihm nur den Briefumschlag mit den beiden großen Buchstaben entgegen.

Er war so gerührt über diese Art und Weise, die all seine Erwartungen übertraf, daß ihm sofort sein gutes, zartbesaitetes Herz überfloß und er mit strahlendem Lächeln antwortete:

— Bitte, meine Gnädigste, nehmen Sie doch Platz.

Sie zierte sich einen Augenblick, dann saß sie, und der Stuhl zitterte unter ihrer Last.

Aber sie war wirklich weiblich, weich, nett. Und nach wenigen Minuten hatte sie den durch früheres Unglück schwer geprüften Herrn Vogtländer ganz gewonnen.

Sprechen konnte sie, das mußte man ihr lassen! Aber er, der nicht gern redete, war glückselig über die Verlegenheit der Lage so hinweggeführt zu werden.

Sie setzte ihm auseinander, welchen Entschluß es ihr gekostet, diese Annonce in die Zeitung zu rücken. Aber sie sei so unglücklich verheiratet gewesen, daß sie das Bedürfnis empfunden hätte, nun endlich auch einmal ihren Teil vom Glücke der Menschen zu empfangen. Sie sei eine weiche, hingebungsvolle Natur, die nur ein Sehnen empfände: sicher geborgen ihr Haupt zu legen an die Brust eines geliebten Mannes.

Herr Vogtländer war den Thränen nahe. Das war es ja, was er suchte und in seiner ersten Ehe nicht gefunden hatte. In seiner ersten Ehe, die ihn beinahe zum Selbstmord getrieben. Bei der er Thätlichkeiten ausgesetzt in den letzten Monaten von früh bis abends, sodaß er endlich polizeilichen Schutz gegen seine Ehefrau hatte anrufen müssen.

Und als er diese starke, kräftige Dame sah mit diesem gewaltigen Busen, in dem doch ein so kindlich zartes Herz pochte, überschlich es ihn wie eine Ahnung. Hier lag sein Glück, hier mußte er zugreifen. Vielleicht kam dem guten, schwachen Mann auch ganz dumpf das Bewußtsein, bei dieser Frau fände er, der Lebensunkluge mit der zarten Seele, einmal Schutz, könne bei ihr Ruhe und Rettung suchen vor den Unbilden des erbarmungslosen Lebens.

Er war ganz in Banden geschlagen. Und als sie das Augenglas absetzte, gewahrte er wirklich dahinter ein paar weiche, treuherzige, etwas verschwommene, kurzsichtige Augen, aus denen Güte, Milde und echte Weiblichkeit sprach.

Wie so ein Kneifer entstellen konnte. Wie der Schein trügt.

* * *

Nun begann ein regelmäßiger Verkehr. Er suchte sie in ihrer Wohnung auf. Es war alles blitzblank dort, sauber, in peinlichster Ordnung, dabei sehr behaglich. Und als er bei ihr erst einmal zu Mittag gespeist, fühlte er sich wie im siebenten Himmel.

Er war nun einmal ein ordentlicher Mensch. Er liebte Ruhe und Häuslichkeit, er aß gern gut. Das war ja ein Hauptanstoß in seiner ersten Ehe gewesen, daß die

Frau sich um die Küche nicht kümmerte, daß die Kartoffeln nie gar waren, das Fleisch immer hart und sie, statt um zwölf, manchmal erst um halb zwei sich zu Tisch setzten. Das konnte er nicht vertragen. Vielleicht lag es an seinem schlechten Magen. Jedenfalls war er darüber ganz krank geworden. Und jetzt als halber Witwer, als Geschiedener: dies Essen im Restaurant! Ach das hatte er so herzlich satt!

Bei ihr war alles, was auf den Tisch kam, weich, ein Labsal für sein falsches Gebiß. Nachdem sie sich erst etwas näher kennen gelernt, wurde er nachmittags aufs Sofa gelegt, und sie deckte ihm sogar mit schelmischem Lächeln eine Decke über die Beine, daß ihn nicht fröre. Dann setzte sie sich mit dem Strickstrumpf ihm gegenüber und begann zu erzählen von den Schrecken ihrer ersten Ehe, die sie dazu getrieben, Anschluß an eine gleichgestimmte Seele zu suchen.

Sie, das zarte, junge Mädchen, war in die Hand eines Säufers gefallen. Er hatte ihr kein Wirtschaftsgeld gegeben, er war die Nächte nicht nach Haus gekommen, von Anfang ihrer Ehe ab. Und wenn er kam, war er betrunken und hatte sogar einmal in der guten Stube ihre kleinen Porzellanfiguren vom Tisch heruntergefegt, die ganze Gesellschaft mit einer Handbewegung, wie die Gräser fallen unter dem Sensenschwung.

Aber damit noch nicht genug, nachdem sie kaum ein halbes Jahr verheiratet gewesen, war er zu Thätlichkeiten übergegangen.

Das wagte sie kaum zu erzählen. Sie sagte nur und schämte sich dabei für ihren ersten:

— Und eines Tages erhob der Mann gegen mich seine Hand.

Diese fein umschriebene Ausdrucksweise rührte ihn fast zu Thränen, so daß er mit der gleichen Scham gestand:

— Auch ich . . .

Sie wollte nicht weiter hören, sie verbot ihm den Mund, sie wußte, was kommen sollte.

Gleiches Leid, gleiche Enttäuschungen näherten sie bald einander, so daß das Aufgebot erfolgte.

In aller Stille sollte die Hochzeit stattfinden. Freunde und Bekannten brauchten weiter nichts davon zu wissen. Sie wollten die Festlichkeit nur ganz klein machen, niemand sollte dabei sein, als ihre Schwester, die auch schon einmal verheiratet gewesen und Unglück in der Ehe gehabt, die ihr ähnlich sah wie ein Ei dem andern, aber an deren etwas barschem und energischem Wesen Herr Vogtländer doch vielleicht begriff, warum ihr das Unglück geschehen.

Da war seine Modeste — sie hieß wirklich so — doch anders!

Doch es gab nicht lange Zeit zum Träumen, denn für die junge Ehe mußte alles vorbereitet werden.

Beim Wohnung-suchen geschah es zum ersten Mal, daß sie etwas uneinig wurden. Ihr war es immer zu heiß, ihm nicht warm genug. Er wollte Sonnen-Lage, sie aber Schatten. Er meinte, ältere Leute — mit seinen siebenundvierzig rechnete er sich dazu — bedürften der Morgensonne. Sie aber war etwas gekränkt — mit ihren achtunddreißig zählte sie sich nicht dazu. Schließlich gewann sie die Oberhand, die Wohnung lag nach Norden, kein Sonnenstrahl drang hinein, und sie hatte etwas, das einem Eiskeller jedenfalls verwandt war.

Möbel brauchten nur wenig angeschafft zu werden.

Modeste hatte aus dem Schiffbruch ihrer Ehe ihr gesamtes Mobiliar gerettet. Herr Vogtländer wohnte jedoch Chambregarni, denn er hatte in seinem Schmerz, weil er gar keine Erinnerung an die erste Frau behalten wollte, ihr damals alles gelassen. So mußte also eine Herren-Zimmer-Einrichtung gekauft werden. Er wollte weiche, schwellende Polstermöbel, die seinen dürren Knochen Unterlage gewährten, sie war für Rohr und Leder. Und in der Möbelhandlung fiel zum ersten Mal, seit sie sich kannten, ein Wort, das ihm in die Seele schnitt, das sie jedoch später durch doppelte Zärlichkeit bannte. Sie hatte von ihm gesagt: „Schlapp!“

Der Hochzeitstag kam näher und näher. Die Geldverhältnisse mußten geordnet werden. Herr Vogtländer war wohlhabend, Modestens Vermögenslage blieb etwas dunkel. Sie sprach nicht gern davon wie von allem aus der Vergangenheit. Es schien, als habe sie der erste Mann um einen beträchtlichen Teil ihres Geldes gebracht. Und als sie erklärte, sie zahle ihm noch heute eine Rente, zu der sie sich verstanden, weil er nichts besaß und sie doch Mitleid mit ihm hatte, ward Herr Vogtländer so gerührt, daß er darauf einging, durch notariellen Akt für alle Fälle ihre Zukunft sicher zu stellen.

Aber kurz vor der Hochzeit kam es heraus: sie hatte in einer Pension am Rhein eine Tochter von sechzehn Jahren.

Wenn die zurückkehrte, müßte sie bei ihnen wohnen, das war selbstverständlich. Herr Vogtländer wagte nur einen leisen Vorwurf, daß sie so lange davon geschwiegen.

Doch da ward sie plötzlich unangenehm. Wie er dazu

käme, ihr Vorwürfe zu machen, er habe doch gewußt, daß sie verheiratet gewesen sei. Kurz, sie wurde so böse, daß er sie um Entschuldigung bat. Damit schien der Zwischenfall erledigt.

Doch seitdem der notarielle Akt, der ihr einen beträchtlichen Teil des Vogtländerschen Vermögens in Rentenform überwies, einmal abgeschlossen war, schien es ihm, als wäre sie weniger rücksichtsvoll. Das Essen blieb gut, aber sie deckte ihn nach Tisch nicht mehr zu. Und schließlich fand sie es für seine Gesundheit besser, er verweichliche sich nicht, und er durfte nicht mehr liegen.

Am Tage vor der Hochzeit besahen sie noch einmal die gemeinsame Wohnung. Da es ein kühler Herbstmorgen war, fror ihn in den kalten, ungeheizten Räumen und er wagte eine Bemerkung:

— Es ist doch schade, daß wir gar keine Sonne haben.

Mit einem Male rückte sie drohend ihren Kneifer zurecht:

— Schade, daß wir keine Sonne haben? Gott danken können wir, daß wir keine Sonne haben. Ich kann die Hitze nun einmal nicht vertragen. Du bist überhaupt viel zu verzärtelt! Energie verlangt man vom Mann. Daran wirst du nicht sterben.

Er wagte eine Entgegnung:

— Ich bin nun einmal wärmebedürftig.

— Weil du zu dürr bist, du solltest mehr essen.

Er erschrak über den Ton:

— Bei mir schlägts nie an.

Sie begann rot zu werden:

— Du läßt dich eben zu sehr gehen. Schon hier im Zimmer immer den Überzieher anzubehalten! Zieh ihn mal sofort aus.

Er wehrte sich, er hatte das Gefühl, das ginge sie nichts an. Seinen Überzieher konnte er anbehalten so lange er wollte.

Doch plötzlich ward ihre Stimme scharf wie ein Messer, drohend, unduldsam:

— Wenn der Mann nicht für sich sorgt, muß die Frau für ihn sorgen. Ich sage dir, zieh das Ding aus.

Er nahm alle Thatkraft zusammen:

— Nein, mich friert. Ich behalte ihn an.

Sie wurde rot wie ein Paradiesapfel:

— Wirst du ihn gleich ausziehen!

Sie sah so drohend aus, daß er ein paar Schritte zurückwich:

— Aber wenn mich nun friert!

Er bemerkte, wie die Wut in ihr kochte, und unwillkürlich zog sich der weiche, magere, dürre, große Mann, der immer etwas gebeugt ging, in der Befürchtung, er möchte bei seiner Höhe irgendwo anstoßen, an die Wand zurück.

Doch sie folgte ihm mit strammen Schritten, daß der Fußboden zitterte, und ihr gewaltiger Körperumfang bebte gleich Gallert.

Die Hand hatte sie ausgestreckt gegen ihn, und wie sie so mit der ganzen Energie einer Frau, die keinen Widerspruch gewohnt ist, auf ihn zuging, ihm aus reinem Eigensinn das Kleidungsstück zu entreißen, das der ewig Frierende so notwendig brauchte, kam ein gewaltiges Entsetzen über ihn,

wie eine Vorahnung künftigen Unglücks. Er streckte ihr die Hände entgegen, dürre, zitternde Skeletthände, und stammelte, sie mit seinen großen, blauen Augen starr ansehend, wie das nahende Grausen, das stiere Entsetzen:

— Ich erkälte mich, Modeste, ich erkälte mich. Ich darf mich nicht erkälten, der Arzt hat's verboten.

Doch sie blieb unbarmherzig. Sie näherte sich ihm, drang auf ihn ein wie sein Verderben, trieb ihn in eine Ecke, daß er sich rechts und links, wie hilfesuchend, an der Wand hielt, während sie dabei sagte — und diesmal hörte er keine weiche, flötende Frauenstimme — sondern einen gewaltigen Baß, ein Mannesorgan, das befahl, und dem man gehorchen mußte:

— Auf meine Verantwortung. Du wirst dich nicht erkälten, und wenn du dich erkältest, mußt du dich eben daran gewöhnen. Ich will keinen verzärtelten Mann, ich will dich abhärten.

Da packte ihn ein Grausen. Um Gottes willen, wo hinein war er geraten! Dieser Frau würde er nicht widerstehen. Er sollte abgehärtet werden! O Gott, o Gott, abgehärtet werden! Vor seinem geängstigten Gemüt erschienen entsetzliche Vorstellungen von Baden im Winter in Eislöchern auf dem Fluß, von Barfuß-laufen im nassen Grase, von kalten Duschen und Einschlagen in eiskalte Tücher.

Dem Mann, der jede körperliche Bewegung scheute wie die Pest, wurde es plötzlich sonnenklar, als er die gewaltige Fleischmasse vor sich sah, er würde turnen müssen, Freiübungen machen, schwedische Heilgymnastik treiben, und er würde müssen, müssen, müssen, immer sein ganzes Leben

hindurch müssen — thun was sie wollte. Es gab keine Rettung, sie würde ihn zwingen, sie, die nur einen Arm auszustrecken brauchte, um ihn an die Wand zu drücken.

Er wollte den Überzieher nun einmal nicht ausziehen, aber er fühlte, sein Wille war gebrochen, er mußte thun, was diese Frau sagte. Zitternd und klappernd legte er das Kleidungsstück ab. Auch draußen im Freien wagte er es nicht wieder anzulegen, sondern frierend, bebend behielt er es über dem Arm.

Den ganzen Abend und noch am Morgen, ehe sie zum Standesamt gingen, hatte er das Gefühl, sich zu Tode erkältet zu haben. Und da setzte er, als er vor dem Standesbeamten stand, an der Seite der gewaltigen zukünftigen Lebensgefährtin, die berufen war, ihn zu erdrücken, aus ihm ein Nichts, ein Ding zu machen, mit einem Male alle Kraft ein.

Noch war sie nicht seine Frau. Er wollte nicht mit sehenden Augen ins Unglück laufen. Er konnte noch zurück, noch hatte er nicht unterschrieben.

Er nahm, während der Standesbeamte vorlas, allen Mut zusammen, sie sollte einmal sehen, was jetzt passierte. Er war der Mann, er konnte thun, was er wollte. Noch gehörte er ihr nicht an. Mochte sie unterschreiben, er würde einfach nein sagen.

Er betrachtete sie mit einem Gemisch von Schadenfreude und bodenloser Angst, als sie mit der festen gewaltigen Hand unterschrieb.

Jetzt kam die Entscheidung, mochte geschehen, was da wollte. Es war ja ein grauenvoller Moment, aber er redete sich ein, auch das ginge vorüber, er würde jetzt ein-

fach die Feder hinlegen und sagen: Ich habe es mir anders überlegt, ich bedauere, ich unterschreibe nicht.

Ein siegesgewisses, höhnisches Lächeln glitt über sein Gesicht. Da wendete sie sich zu ihm und hielt ihm den Federhalter hin.

Jetzt mußte es kommen. Er streckte die Hand aus, um abzuwehren. Doch ahnte sie, daß er nicht wollte; genug, er wußte nicht, wie ihm geschah, er sah nur die kneiferumränderten, drohenden Augen und fühlte, wie sie seine Hand nahm und ihm den Federhalter in die Finger quetschte mit einer Kraft, daß der wehleidige Mann beinah hätte aufschreien mögen.

Es war ihm, als riefe sie ihm zu: Gehorche, als drohten die entsetzlichsten Folgen, der furchtbarste Skandal, wenn er es nicht thäte.

Er mußte, es ging nicht anders. Er kämpfte noch einmal mit sich, er wußte, er rannte in sein Verderben, in Sklaverei und Gefangenschaft, er war ein verlorener Mann mit diesem Federzuge. Aber als er in diesem Gedankengang auch nur zögerte, machte sie auch schon eine Bewegung gegen ihn, und als zwänge ein Riese einen Zwerg, seinen Willen zu thun, schrieb er in zitternden Buchstaben hin: August Vogtländer.

Dann legte er den Federhalter fort. Sie war gleichmütig zurückgetreten, ganz weich, demütig und weiblich. Der Beamte sagte noch die vorgeschriebenen Worte, dann gingen, von den Zeugen begleitet, Herr und Frau Vogtländer davon.

Und abends, als sie zur Hochzeitsreise auf den Bahnhof gingen und er Fahrkarten löste — nicht in der Herbst-

kühle nach dem sonnigen Italien, wie Herr Vogtländer geträumt, sondern nach Stockholm, wo er dort oben schon Eis und Schnee witterte, schleppte Herr Vogtländer keuchend, ängstlich, furchtsam, ein gebrochener Mann Hutschachteln und Schirmfutterale, Taschen und Blumensträuße, sich scheu umblickend nach der gewaltigen Frau mit den drohenden Kneiferaugen.

Und als das junge Paar im Dämmerlicht des Wagens einander gegenüber saß, teilte Frau Vogtländer ihrem Gatten mit, kurz, energisch, ohne Widerspruchsmöglichkeit, wie ein Machtwort des Schicksals, das ihn jetzt beugte:

— Meine Schwester ist sehr einsam, ich habe ihr gesagt, sie wird zu uns ziehen.

Die Worte hatten das Rasseln und Rollen und Klappern auf den Schienen, das Klirren der Eisen- und Metallteile übertönt, so hart und grausam kamen sie aus dem Munde dieses Weibes, das keinen Widerstand duldete, das, da es einmal Unglück in der Ehe gehabt, nun entschlossen war, zum zweiten Male ihren Willen durchzusetzen.

Herr Vogtländer wagte keine Widerrede. Er dachte an die Zukunft. Er hüllte sich in seinen Mantel, den er dicht um sich zog, denn die Gewaltige ihm gegenüber hatte die Dampfheizung auf „Kalt“ gestellt. Und in der halben Dämmerung des Wagenabteils versteckte Herr Vogtländer sein mildes Antlitz im hochgeschlagenen Kragen und fing an zu weinen wie ein armes, verlassenes, kleines Kind.

Die Antwort

Graf Blankenburg drehte die Einladungskarte zum Diner in der Hand herum. Er wußte nicht, ob er annehmen sollte oder nicht.

Seine Junggesellen-Häuslichkeit war so gemütlich, daß er sich immer schwerer aus seinem Heim herausfand. Das alte Schloß Blankenburg in der Lausitz war so gelegen, daß sich die Wasserkunst mit ihrem an die Zeit Augusts des Starken erinnernden Nymphenspiel, ihren Meergeschöpfen, Tritonen und Wasserspeiern auf sächsischem Boden befand, das Herrenhaus dagegen, das mit seiner einfachen Fassade förmlich preußische Nüchternheit und Sparsamkeit atmete, zugleich aber auch, da es gut im Stand war, Ordnung und Peinlichkeit, in Preußen.

Der Verkehr des etwa fünfzigjährigen Mannes lag wie sein Gut zum Teil in Sachsen, zum Teil in Preußen. Doch der Norden überwog, und seine Beziehungen zu den sächsischen Nachbarn nahmen von Jahr zu Jahr ab, als ob die heitere Sinnenlust, die fröhliche Welt der Tritonen, Nymphen, Faunen, Putten und Seeungeheuer, in Sachsen mit zunehmendem Alter in seinem Leben immer mehr zurückträte.

Früher war es lustig in Blankenburg zugegangen. Jetzt lebte der Graf seinen Büchern, seinen kulturgeschichtlichen

Studien und der Bewirtschaftung seines ausgedehnten Besitzes. Er hatte nicht Zeit mehr zu Picknicks und Schlittenfahrten, zu Maskeraden und Aufzügen, zu Gartenfesten und italienischen Nächten, er war stiller geworden, älter, hatte sich, nachdem er jahrelang den Winter in Paris, in Berlin, Florenz oder Rom zugebracht, der ernsteren Seite des Daseins zugewendet, einen Strich unter sein Leben gemacht. Und das, was ihm, dem nicht Glück, Mut, Zufall eine Frau aufs Schloß geführt, jetzt den Reiz des Daseins gewährte, war im Winter das gemütliche, warme Zimmer mit seinen Kunstschätzen, seinen Büchern, ein Leben der Vertiefung und Arbeit, des Studiums versunkener Zeiten, der Freude an alter wie neuer Kunst, ein Dasein, das immer innerlicher wurde, je oberflächlicher es in der Jugend gewesen.

Als Katholik wäre er gewiß in einen Orden eingetreten, so als Protestant suchte er Weltflucht auf seine Art, in seinen vier Pfählen.

Und kurz entschlossen warf er die Karte fort, nahm einen Bogen Briefpapier, schrieb, er bedauere sehr, der liebenswürdigen Einladung nicht nachkommen zu können, denn ...

Ja das denn! Denn ... er mochte nicht, aber das konnte er nicht schreiben. Und er log, wie man in den geselligen Beziehungen der Menschen lügt vom Morgen bis zum Abend, und setzte hin, er sei stark erkältet.

Dann nahm er, als wolle er die Erkältung widerlegen, Stock und Hut und ging ohne Überzieher, wie er war, in den Park hinunter, die Hände auf dem Rücken, tief in Gedanken die Grenze überschreitend, zur Wasserlust.

Es war ihm, als läge die stille, nüchterne Gegen-

wart, Preußen, hinter ihm, als träte er in ein heiteres Land der Freude, das Land, in dem er jung gewesen.

Hinter ihm erhob sich der steife, ernste Bau, an dem kein Unthätchen war, an dem nicht eine Rinne tropfte, nicht ein Ziegel auf dem alten Dach locker saß, der Bau, der äußerlich nichts versprach, aber in dem es innen heimlich war und gemütlich — ein Sinnbild seines jetzigen Lebens.

Er ging um das große Becken herum, das von Sandsteinfiguren umringt war, denen Nasen, Beine, Arme fehlten, die Zeit und Wetter grau gemacht, zerfressen und mit dünner, grüner Moosschicht überkleidet.

Aus dem Becken war das Wasser gelassen, denn es war Herbst. Gelbes, raschelndes Laub lag darin, und wenn der Wind leise blies, wehte er es zusammen zu kleinen, braunen Hügeln, fegte einzelne Stellen rein, daß man den unebenen Boden sah, der, aus mächtigen Platten gefügt, sich hier gesenkt, dort gehoben hatte, geworfen wie zu schnell getrocknetes Holz.

Ein Blankenburg im vorigen Jahrhundert, ein großer Verehrer von Frauenschönheit, ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hatte es zu Ehren seiner Dame — die Geschichte des Hauses wußte noch ihren Namen, da sie bei dem alten Blankenburg länger als sonst üblich regiert hatte — binnen wenig Tagen errichtet.

Die Sandsteinfiguren hatten schon dagestanden, von italienischen Künstlern gefertigt. Bedächtig, um die Zeiten zu überdauern, sollte alles zusammengefügt werden. Da war dem Grafen die Idee gekommen, es müßte fertig sein zu einem großen Schäferspiel und Wasserfest, das er plante, und Hals über Kopf hatte man gebaut.

Graf Blankenburg kannte die Geschichte seines Ahns genau. Er hatte der Familie viel Geld gekostet. Aber die Taxushecken mit den Nischen, in denen griechische Göttinnen, vielleicht auch solche aus dem vorigen Jahrhundert standen, der Irrgarten mit seinen hundert gewundenen Gängen, die sogenannte Orangerie, in der zwar längst keine Orangen mehr blühten, der kleine chinesische Tempel oben auf der Höhe: alles machte jetzt Schmuck und Reiz des Besitzes aus, während das Geld, das dabei aufgegangen, doch längst verschmerzt war.

Aber man mußte vernünftig sein; Geld hatte einmal seinen Wert, man durfte es nicht leichtsinnig zum Fenster hinauswerfen. Nun wußte er mit einem Male, was ihn aus seinem Zimmer fortgetrieben, was ausschlaggebend gewesen war, daß er die dumme Einladung abgelehnt — es hatte nur im Untergrund seines Bewußtseins geschlafen: er mußte ja einen schweren, schweren Brief schreiben. Er sollte seinem Neffen, und wohl auch einmal Erben, auseinandersetzen, wie verderblich es sei, lustig zu sein, wie böse es wäre, dem Leichtsinn die Zügel schießen zu lassen, welche Gefahr darin läge, nicht jeden Pfennig umzudrehen, wie er an Leib und Seele Schaden litte, wenn er in Berlin, dem Sündenbabel, in diesem Stile weiter seine fünfundzwanzig Jahre austobte.

Er trieb es auch zu toll, alles hatte seine Grenzen. So war er nicht gewesen, er, der jetzige Herr auf Blankenburg. Alles mußte einmal enden, und der junge Mann war nun bereits in einem Alter, das dringend Ein- und Umkehr zur Vernunft erheischte.

Der Graf ärgerte sich über seinen Neffen. Er gab

ihm einen schönen, auskömmlichen Zuschuß und immer, immer reichte es nicht; es handelte sich nicht um riesige Summen, aber er kam mit dem nicht aus, was er hatte.

Ja, der Brief mußte geschrieben sein, aber er war Graf Blankenburg zu peinlich. So etwas riß ihn jedesmal aus seiner Beschaulichkeit, aus seinem stillen Büchergenuß. Und ärgerlich trat er mit dem Fuß auf und eilte schneller weiter. Er wollte nicht gestört sein, so etwas brachte ihn den ganzen Tag in Aufregung.

Wie er so in Gedanken ein paar Schritte davonlief, stieß er plötzlich an den vorspringenden Rand des großen Beckens, kippte vornüber und mußte sich an einer Figur halten, so daß sein Arm unwillkürlich einer Wasserjungfrau, die in einen langen Fischschwanz auslief, um den üppigen kalten Leib griff.

Es war noch ein Glück, daß sie keinen Kopf mehr besaß, sonst hätte sich seiner daran gestoßen. Als er den Halsstumpf sah, an dem sich die Bruchstelle mit rötlichem Moos überkleidet hatte, als blutete noch die Wunde, kam ihm mit einem Schlage die Erinnerung an den Tag, an dem das arme Wassergeschöpf enthauptet worden.

Als er die Figur losließ und leise mit der Hand über die abgebrochene Stelle strich, stieg die ganze Vergangenheit in ihm auf, sah er vor sich die großen Feste, die er hier als junger Mann in wildem Drange seiner zwanzig Jahre gegeben, die hinter denen des Ahnen, des Schöpfers all dieser Herrlichkeiten, nicht allzusehr zurückgestanden.

Er mußte lächeln. Er schloß die Lider, ein Strahlen ging über sein Gesicht: es war doch schön gewesen, es war die Jugend.

Er sah das Wasserbecken vor sich mit großen Booten bevölkert, aus denen sie mit bemalter Leinwand, Lattenwerk und Gipsbewurf Galeeren gemacht, Bagno-Sträflinge darauf; griechische Dreiruderer; moderne Barken aus dem Mittelmeer mit roten, lateinischen Segeln; venetianische Gondeln; Schiffe der Hansa mit mächtigem Deck. Er sah vor sich das große Seegefecht, das damit geendet, daß unter Kanonendonner, Gewehrgeknatter, Feuer und Rauchwolken, entsetzlichem Gebrüll und Geschrei alle einzelnen Schiffstypen gegeneinander kämpften, sich in Grund und Boden rannten, eingerissen, umgeworfen wurden, gekapert, zerstört und zerschossen und sich dann, unter endlosem Jubel all der Eingeladenen, die sich rundum zum Schauspiel versammelt hatten, die Darsteller, der junge Graf Blankenburg an der Spitze als Admiral, im Wasser des Beckens wälzten, unter Kreischen, Jubel, Beifallgeklatsch einander bespritzten, unterzutauchen versuchten. Eine wüste, wilde Schlacht, bei der selbst Blut geflossen, denn die Erbitterung der Kämpfenden war so groß, daß sie sich schließlich mit Rudern und Enterhaken bearbeitet.

Er dachte daran, wie ein andermal in froher Weinlaune all die jungen Herren, die in Blankenburg zu Gast waren, sich aufgemacht, um die armen, nackten, frierenden Nereiden und Wasserjungfrauen anzukleiden. Eine Tante hatte den Anblick dieser Naturgestalten nicht ertragen können, so wollten sie ihren schwachen geblendeten Augen helfen. Sämtliche Kleiderschränke des Schlosses wurden geleert, die Sachen ans Wasser gebracht, und nun erhielten alle diese mythologischen Damen und Herren Röcke angezogen, Hosen, Westen, Hüte aufgesetzt, es wurden ihnen Schleier

umgebunden und wenn das Garderobenhandwerk gar zu schwierig ward, Bettlaken und Tischtücher umgehangen.

Dazu luden sie dann die Tante ein, aber sie kam nicht. Und nun hielt in wilder Weinlaune Graf Blankenburg ein Gericht über die Figuren, damit endigend, daß Neptun und seine Lieblingsnereide zum Tode verurteilt wurden. Neptun ward sein eigener Dreizack entrissen und ihm in die Brust gebohrt, die Nereide aber in düster feierlicher Handlung zum Tode verurteilt. Des Schloßherrn Freund, der junge Prinz Hainstedt, trennte mit einem alten Richtschwert, das in der Halle des Schlosses gehangen, durch einen furchtbaren Hieb der Wasserjungfrau das Haupt vom Rumpfe.

Als Graf Blankenburg jetzt zurücktrat und hinüberblickte zum Neptun in der Mitte der Gruppe, mit dem abgebrochenen Arm, dem der Dreizack fehlte, hinuntersah in das Becken, wo die Seeschlacht stattgefunden, wo sie einst gekämpft und getobt, während die Wasser sprangen, hoch die Fontaine stieg, die der Prinz abzuleiten pflegte, indem er sich unvermutet daraufsetzte, sodaß die Wasserflut in die kreischend auseinanderstiebenden Zuschauer spritzte, kam etwas wie eine Rührung über ihn; in Erinnerung vergangener Zeiten strich er leise liebkosend der Meeresjungfrau über den Rücken.

Er ging weiter in den Park hinein, dem Irrgarten zu.

Und wieder, als sei er an diesem Tage unrettbar gezwungen, an die Vergangenheit zu denken, kehrten seine Gedanken zurück zu den Jugendtagen, wo er, der junge, kaum mündig gewordene Erbe, der keinen Vater und keine Mutter mehr besaß, hier Hof gehalten, die ganze Umgegend in

Sachsen wie in Preußen zum Entsetzen gebracht oder in Jubel versetzt, jedenfalls Gesprächsstoff geboten, daß die alten Damen sich die Haare ausrauften, die alten Herren den Kopf schüttelten, die alten Herren, deren er jetzt selber einer war.

Der Irrgarten war trefflich angelegt. Die hohen Hecken, über die man nicht hinwegsehen konnte, aber die jetzt manche Lücke zeigten, weil ein Baum ausgegangen, oder man die Äste nicht recht zugezogen und beschnitten, waren damals undurchdringlich, stachlig gewesen, mauergleich.

Wieder kam dem Grafen die Erinnerung, wie er eines Tages, um sich an dem alten Herrn von Kögel zu rächen, einem Freunde seines verstorbenen Vaters, der ihm wegen seines Lebenswandels ins Gewissen reden wollte, den klapprigen alten Mann dahin gebracht, mit ihm den Irrgarten zu besehen. Wie er ihn dann mitten hineingeführt an eine Stelle, die nur einer erreichen konnte, der die Wege ganz genau kannte. Aus der sich aber der Fremde, wenn kein Glücksfall half, nicht unter Stunden herausfand.

Ein demütiger, bußfertiger Sünder war er mit dem alten Moralprediger hineingegangen, hatte drinnen plötzlich die Maske fallen lassen, dem alten Herrn für seinen Rat gedankt und war unter lautem Gelächter davongelaufen, sodaß der Bußprediger hier bis zum Abend gefangen saß.

Es war eigentlich doch ein schlechter Witz gewesen, er konnte von Glück sagen, daß dem Greis durch Schreck und Erregung nichts Ernstliches geschehen.

Graf Blankenburg stieß mit dem Fuß das welke Laub auf dem Wege zur Seite und war so mit seinen Gedanken

beschäftigt, daß er mißbilligend mehrmals hintereinander den Kopf schüttelte. Ja, ja, er war ein loser Vogel gewesen, ein toller Kerl!

Nun kam er an einen Ausblick, eine Anhöhe an der Grenze des Parkes. Die Mauer zog sich hoch und steil dahinter hin, oben ziegelbekleidet wie mit einem kleinen Dachfirst. Er dachte daran, wie er in wilden Jugendzeiten, wo das Genick nicht einen Pfifferling wert war, einer Wette halber, mit seiner irischen braunen Stute, die ihm noch heute in haarglänzender Pracht vor Augen stand, als sähe er sie neben sich, über diese Mauer gesprungen, in die Tiefe des Grabens hinab. Eine Leistung ohne Wert, nur von der Weinlaune geboren, denn daß er mit heiler Haut davongekommen, verdankte er dem Zufall.

Als ein anderer den Sprung wiederholen wollte, riß er das Ziegeldach der Mauer ein, überschlug sich in die Tiefe hinab und blieb mit gebrochenen Rippen liegen.

Die Erinnerung war Graf Blankenburg peinlich. Er ging weiter. Er schritt schnell, denn als er an der Mauer stehen blieb, hatte er die Frische des Herbstes empfindlich verspürt. An der Wegebiegung erschien der kleine chinesische Tempel, dort hinein wollte er sich retten. Es war so kühl geworden, daß er trotz der wenigen hundert Schritt den Kragen in die Höhe schlug.

Dann zog er den Schlüssel aus der Tasche, öffnete und trat ein. Aus einem Ober- und Untergeschoß bestand der zierliche Bau. Der Staub lag fingerdick auf der steilen Treppe, die hinanführte zur Decke, in der eine Fallthür eingelassen war.

Vorsichtig erkletterte er die Stufen, denn er mochte

sich nicht am Geländer halten, um die Finger nicht zu beschmutzen. Unwillkürlich machte er genau so wie in längst, längst vergangenen Zeiten, als lägen nicht dreißig Jahre dazwischen, sondern als wäre er gestern noch wie damals täglich hinaufgestiegen in den kleinen Raum, den Rücken krumm, sodaß, indem er sich aufrichtete, kreischend sich die Thür hob. In alt-gewohnter Bewegung schob er sie mit der rechten Hand ganz zurück, trat aus dem Loch heraus auf den Fußboden oben und ließ den schweren Eichenverschluß, der von unten die Decke, von oben den Boden bildete, fahren. Mit einem Donner schlug er zu, daß aus den Klinzen und Ritzen wie nach wirklichem Schuß eines Geschützes der Staubrauch stieg.

Er war lange nicht mehr hier gewesen. An diesen kleinen Raum knüpfte sich eine einfache, kurze Geschichte, die doch, wenn er es heute recht übersah, beinah die Geschichte seines Lebens bedeutete. Hier hatte er die schönsten Stunden seiner Jugend verträumt, hier gesessen, wenn er einmal in all dem Trubel und Treiben allein sein wollte, wenn er Einkehr hielt. Denn in dem wilden Fest- und Genußmenschen jener Jahre schlummerte schon der Träumer, ein Ernst, eine Abwendung vom Dasein, wie sie damals nur als Rückschlag in großen Zwischenräumen einzutreten pflegte, die heute aber des alternden Mannes Richtschnur und Lebensanschauung geworden.

Der Raum war achteckig, an sechs Seiten durch blinde Läden geschlossen, während nach vorn zwei Fenster einen Ausguck boten über die Wasserkunst, die Allee hinunter auf das Schloß, nach Ernst und Ordnung, nach Preußen. Im Hintergrund stand ein Diwan, jetzt wacklig, verschossen,

mit zerrissenem Überzug, staubbedeckt; am Fenster ein Tisch und ein Lehnstuhl davor, in dem er in jenen jungen Zeiten der Zurückgezogenheit gesessen und gelesen, oder den entzückten Blick hinausgewandt durch die Baumreihen über die grünen Rasenplätze auf das Schloß.

An der Decke hatte sich ein Stück Bewurf abgelöst und man sah das Holz des Dachstuhls. Die Fenster im Geschmack der damaligen Zeit mit bunten Scheiben eingefaßt, waren blind und schmutzig, so daß das Licht nur trübe hereinfiel. Fliegenflecke waren an den Wänden. Der eine Fensterflügel schloß nicht mehr recht. Dort hatte der Wind Sand und ein paar Blätter hereingeweht, der Regen war eingedrungen und von der Fensterbank zogen nun kleine dunkle Wasserbahnen herab, die Wege einzelner Tropfen, die verschieden weit gekommen, so daß es aussah wie die ungleich langen Pfeifen eines umgekehrten Orgelwerks.

Als der Graf das alles wiedersah, zog es ihm das Herz zusammen, er wurde weich, unendlich weich, und ein wehes Heimatsgefühl überschlich ihn in dieser doch dumpfigen Atmosphäre, in diesem ungesäuberten Raum. Er ließ sich langsam nieder in dem Stuhl am Tisch, ohne ihn erst abzustäuben, ganz in ferne Gedanken verloren. Er lehnte sich in das alte, müde, morsche Roßhaarkissen, das an der Seite geplatzt war und ächzend nachgab unter der Last des Körpers.

Und plötzlich stand sie vor ihm:

Die „Kleine“.

So nannte er sie, denn Ursula konnte man nicht aussprechen. Er sah sie mit ihrer zierlichen, niedlichen Ge-

stalt lächelnd vor sich stehen, deutlich, als wären sie eben erst, wie immer, die steile Treppe heraufgestiegen, als wäre kaum, wie es eben geschehen, donnernd die Thür hinter ihnen zugefallen, der Riegel vorgeschoben, der sie abschloß von der ganzen Welt. Das waren seine glücklichsten Stunden. Sie fühlten sich ja wie die Kinder, sie freuten sich, daß niemand heraufkommen konnte, ja sie spielten lachend Indianer: sie waren im einsamen Blockhaus, rings lauerte Gefahr, nur hier fühlten sie sich sicher.

Eine Belagerung hielten sie schon aus, denn es gab Vorräte hier oben, zu trinken und zu essen in den Wandschränken überall.

Und dann spielte die „Kleine" die Hausfrau. Der Tisch wurde gedeckt, sie aßen zusammen, und da hier wegen der Winzigkeit des Raumes nie ein zweiter Stuhl gestanden, mußte sie schon Platz nehmen auf seinem Knie.

Aber sie war quecksilberig, konnte es nie lange aushalten an einer Stelle, sprang auf, hüpfte herum, holte Salz, das vergessen worden, tollte, lachte, lief hin und her, rannte endlich ans Fenster, durch die bunten Scheiben zu gucken.

Das war ihnen das Hauptvergnügen. Trüb sah alles aus durch das gelbe Glas als stiebten Schwefelwolken in der Luft. Er nannte es den Aschenregen von Sodom und Gomorrha über das Sündenschloß drüben am Ende der Allee. Und dann, wenn sie durch die roten Scheiben sah, schlug sie die Hände zusammen vor Freude, denn es brannte ja alles lichterloh! Der Park stand in Flammen und wenn die Wasserkunst sprang, sah es aus, als ob die große Fontaine ein einziger sprudelnder furchtbarer blutiger Feuerstrahl wäre.

Dann kam Blau: friedlich aber auch öde, die Farben verschluckend. Das nannte er die Langeweile der Ehrbarkeit. Endlich Grün, das mochte sie am liebsten, es gab etwas wie ein Schilfbild, eine Teichansicht, ein stilles Wasser im Mondschein. Da wurde sie ganz weich gestimmt, denn sie, die sonst herumtollte und tobte, konnte auch den Zug ins Elegische haben.

Dann las er ihr Stellen vor aus Büchern, die er mit hergebracht, und die auch hier blieben, denn von seinen Lieblingsdichtern gab es in dem einen Schrank eine kleine Bibliothek.

Es war alles da was sie brauchten.

Ursula hieß sie, aber der Name klang zu alt, wie achtzig Jahr und sie zählte doch kaum siebzehn. Sie war jung und er war jung, sie liebte ihn und er liebte sie, und sie dachten nicht daran was daraus werden sollte. Sie überlegten nichts, sie freuten sich bloß, daß es noch so viel Zeit für sie gab im Dasein, daß sie kaum erst begonnen. Da war es doch lächerlich, schon an das Ende zu denken. Aber das Ende kam. Sie war die Tochter eines Pächters des Nachbargutes drüben, das man sehen konnte, von der Mauer aus, über die er den leichtsinnigen Sprung gewagt.

Zufällig hatten sie sich einmal getroffen hier im Park an der Wasserkunst. Sie hatte davon gehört, und wollte die vielen Sandsteinfiguren auch einmal erblicken und die Wasser steigen sehen, deshalb war sie, ein Wildfang, ein Naturkind, dem kein Apfelbaum zu hoch gewesen, einfach über die Mauer geklettert und in den Park gelaufen. Dabei hatte er sie erwischt, und seitdem trafen sie sich immer wieder, immer wieder hier.

Da mit einem Male stieg dem einsamen Mann, der starr zum Fenster hinausblickte, der Gedanke auf: wo war die „Kleine"? Damals hatte das Idyll jäh ein Ende gefunden. Ihr Vater kam dahinter, und eines Tages war sie fort. Es hieß, sie sei an den Rhein in eine Pension. Er hatte alles Mögliche versucht, um herauszubringen, wo — er erfuhr nichts. Ein Gerücht schwirrte, sie wäre Erzieherin im Ausland, einmal hieß es Österreich, dann wieder England. Nach Haus kehrte sie nie zurück.

Er hatte geschrieben, er erhielt keine Antwort. Vielleicht hatte sie seine Briefe nicht bekommen. Es war aus. Die Episode weggelöscht aus seinem Dasein. Jahre gingen vorbei. Einmal kam er auf den Gedanken, das chinesische Häuschen wegreißen zu lassen, daß er es gar nicht mehr sähe, aber dann that es ihm wieder leid, und er konnte sich nicht dazu entschließen. Er hätte es wie eine böse Vorbedeutung empfunden, es hing so viel daran, das beste, stillste und auch reinste Glück, das jemals mit hellem Schein in sein Leben gestrahlt.

Der Tempel blieb verschlossen, er betrat ihn nie wieder. Und allmählich legte sich ebnend, glättend, verwischend darüber die Zeit, sodaß er auf das Gebäude kaum mehr achtete, daß es ihm nichts mehr bedeutete, keine Geschichte erzählte.

Doch heute, wo es Herbst war um ihn und in ihm, stand die Erinnerung mit solcher Deutlichkeit vor seiner Seele, daß ihn mit einem Mal ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit packte, daß er unruhig ward in seinem Stuhle, aufsprang, als habe es unten geklopft, als müsse er hinunter, die Thür zu öffnen, sie hinaufzuführen in das kleine heimliche Zimmer.

Er lauschte — es war alles ruhig. Er wendete sich plötzlich jäh um, als hätte ihn ihr Hauch gestreift. Es war etwas Kaltes im Rücken gewesen, er hatte etwas empfunden als träfe ein Atem sein Haar — doch es war alles leer. Und als müsse er sie rufen wie in alter Zeit, als warte sie auf ihn, eilte in seine Arme, wenn sie ihren Namen hörte, sagte er, in einem Ton genau wie früher — nur daß auch etwas hineinklang gleich einem Seufzer, einem Bedauern, einem Nachruf an ein verspieltes Glück — leise vor sich hin:

— Kleine!

Er trat ans Fenster und blickte hinunter auf das wasserlose, öde, erstorbene Becken, in dem der Wind mit dürren Blättern sein Spiel trieb, aber er sah nichts von allem, er dachte unausgesetzt an die Kleine.

Wo war sie hin? Von ihr, die alles ausgemacht woran er hing, wußte er nicht einmal, ob sie lebte! — War sie tot? War sie einsam, allein, wie er auch? war sie vielleicht längst verheiratet, eine gute Mutter, die ihren Kindern Lehren gab, wie er sie seinem Neffen geben sollte.

Der Gedanke erregte ihn, als wäre er neidisch auf ein ruhiges Glück, das sie gefunden und er nicht. Ein Glück, von dem er doch nichts wußte, denn er wußte nicht einmal, war die „Kleine“ noch auf dieser Erde.

Und doch lebte sie, lebte ja überall, wo zwei Menschen jung waren, überall, wo im ersten Sehnsuchtsdrang der zwanzig Jahre zwei Herzen sich fanden, so lange die Welt stand, so lange Menschen atmeten, zitternd sich einander schenkten. Denn diese Kleine, die in seinem Einzelgeschick

wie eine Traumgestalt kurz aufgestiegen und wieder versunken im Strom der Zeit, die ihn einst unsäglich glücklich gemacht, ging heute noch um wie damals vor dreißig Jahren. Jung, denn sie konnte nie altern, hübsch und zierlich, mit allem Liebreiz begnadet, nur mit anderem Namen getauft, der dem Munde des Liebenden ebenso wenig lag wie damals dieser Name und der dann immer ausklang in einem allgemeinen Begriff, den sich jeder Liebende scheinbar neu erfand, als hätte es nie den Namen gegeben, als würde er nie wiederkommen, der Name: „Kleine“.

Der Name, der für jede Generation, für jeden, den zum ersten Male eine übermächtige Sehnsucht zu der trieb, die er im Spiel des Zufalls auf seinem Lebenswege gefunden, der Name, der nie vergehen konnte, weil er sich erneute jeden Tag, denn er bedeutete: unsere Jugend.

Graf Blankenburg schob den Riegel zurück, öffnete die Thür, blickte sich nicht um, stieg langsam die Stufen hinab; wieder dröhnend wie ein Schuß schlug die Fallthür hinter ihm zu, und das Land seiner Jugend, in das er ein einziges Mal wieder zurückgekehrt, lag nun unwiederbringlich hinter ihm.

Er ging zur Wasserkunst, die Arme auf dem Rücken, die Blicke zu Boden, an der Nereide, am Neptun, am Becken, am Irrgarten vorüber, die Allee hinab, während sein Fuß raschelndes, braunes, dürres Herbstlaub vor sich hertrieb. Sein Weg führte aus dem heiteren Land seiner zwanzig Jahre hinüber in den Ernst seiner fünfzig, wie er die Landesgrenze überschritt von Sachsens sinnenfroher Vergangenheit zu preußischer Ordnung, zu seinen Studien und Büchern.

Und als er dem Neffen und Erben nach Berlin die Antwort schrieb, begann sein Brief mit den Worten: „Sorge dich nicht, auch ich bin einmal jung gewesen . . . .“

Das Schützenfest

Endlich war der große Tag da.

Schon bei frühem Morgen, als noch alles in den Federn lag, zog das Schützenkorps durch die Straßen, unter dem Rasseln der zwei Trommeln, die es gab, und unter dem Häuser erschütternden Blasen der Stadtkapelle. Alle Schützen waren dabei, verschlafen und verkatert zwar von dem Vortrunk am Abend vorher, aber doch ihren Platz ausfüllend, mit dem Schießprügel auf dem Rücken und den alten sächsischen Tschakos auf dem Kopf, die der Schützenoberst — zwanzig Stück — vom verkrachten Stadttheater für zwei Mark fünfundsiebzig Pfennige im Ramsch erstanden.

Nur der glückliche Käufer fehlte: Klempnermeister Hauboldt. Er „tückschte", wie die Schützen meinten, weil Herr Hänichen, der Major, gestern Abend behauptet, der Oberst hätte sie mit den Tschakos „kolossal reingelegt". Einmal wären die Motten drin und zweitens entsprächen sie nicht der Würde der Schützen, weil sie im Städtchen zu bekannt seien vom Theater her, wo sie früher Wallensteins Kürassieren als Kopfbedeckung gedient.

Da nun der Oberst fehlte, so führte der Major die Schützenbrüder, mit hellkarierten Hosen angethan und einem Infanteriewaffenrock, auf den ihm seine Frau ein Paar richtige abgetragene Stabsoffiziersachselstücke genäht. Ab-

sichtlich leitete er den Zug am Hause des Klempnermeisters Oberst Hauboldt vorüber. Und gerade vor den Fenstern mußte die Musik recht kräftig „Bum-Bum", „Tsching-Tsching" machen.

Der Schützenoberst lag noch im Bett mit einem riesigen Brummschädel. Er fuhr auf beim Nahen der Musik und wollte hinausgucken. Doch die dicke Klempnermeisterin verbot es ihm:

— August, du wirscht ruhig in dei Kahn liegen bleiben. Erscht estimieren se dich nich, un nu willst de noch 'n Neigierigen machen?

Der Oberst gehorchte. Er dachte zwar einen Augenblick, die Schützenbrüder könnten ihm ein Ständchen bringen wollen und überlegte sich, was er wohl schnell umhängen könnte, um sich am Fenster vor seinem Volke zu verneigen, aber die Musik wurde schwächer und verlor sich die Straße hinunter. Als nun die dicke Hauboldten, die hinter der Gardine geguckt, wutschnaubend sagte:

— August, du bist e richt'ger lapp'ger Kerl. Jetzt strampelt der Major vor de Schitzenbrieder und du, der Oberscht, aalst dich hier in deiner Baba! Da werd's wohl nich mehr lange dauern, bis sie dich nausschmeißen — so mochte das der Oberst-Klempnermeister nicht auf sich sitzen lassen. Er maß seine Alte mit einem verachtungsvollen Blick von oben bis unten, strich sich den struppigen grauen Schifferbart unter dem Kinn und meinte, ihre unförmliche Gestalt mitleidig betrachtend:

— Wenn mer nausfliegen, fliegst de mit, wenn de ieberhaupt fliegen kannst bei dein' Embonpoint!

* * *

Die Schützenbrüder waren nach dem Festplatz hinausmarschiert, der schon im Flaggenschmuck prangte. In der Mitte erhob sich das große Zelt, unter dem um ein Uhr mittags das Festessen abgehalten werden sollte, der wesentlichste Teil der ganzen Veranstaltung. Rechts und links davon standen Würfelbuden, eine Menagerie, Trinkzelte, Verkaufsstände, zwei Karussells, eine russische Schaukel, die Rutschbahn, Momentphotographen, ein Kraftmesser und ein Chantant. Hinter dem großen Zelt lag der Schießstand.

Auf dem Festplatze verteilten sich die Schützen, nachdem die Stadtkapelle einen Tusch geblasen, nach allen Seiten. Es war noch wenig Publikum aus der Stadt gekommen und ein Teil der Buden noch nicht einmal eröffnet. So fanden sich denn die meisten im großen Zelte zum Frühschoppen zusammen; weil die Ehefrauen noch nicht anwesend waren, schonte sich auch niemand, sondern fast alle waren bestrebt, für das Festessen einen ordentlichen Grund zu legen. Ein paar Sparsame tranken Bier. Der Major Hänichen, in seinem Civilverhältnis Kolonialwarenhändler, fühlte sich heute sehr groß und stach deshalb mit Hauptmann Leichsenring, dem Bauunternehmer, eine herbe Mosel aus. Sie konnten es sich leisten.

Eigentlich sollte heute früh schon das Schießen beginnen, aber die Schützenbrüder hatten das ganze Jahr hindurch so viel Pulver verknallt, daß im Grunde genommen keiner rechte Schneide fand, dort hinten allein zu puffen. Man konnte sich nicht zeigen, niemand sah zu, und die Königsscheibe kam ja doch erst heute Nachmittag. Auch da brauchte man sich weiter nicht anzustrengen, denn den König

hatten sie schon heimlich bestimmt. Das wurde niemals der beste Schütze, sondern ein zahlungskräftiger Mann, der gleich ein paar Faß Bier schmiß. Dazu war Hauptmann Leichsenring ausersehen.

Da nun alles sitzen blieb, bis mittags zum Festessen gedeckt werden mußte, so hatten die meisten der Schützenbrüder einen so gründlichen Grund gelegt, daß schon jetzt das Königsschießen nicht ganz ungefährlich erschien.

Allmählich trafen die Frauen, Fest- und Ehrengäste ein. Neugierige erschienen aus dem Städtchen. Die Festtafel prangte schon im Schmuck der unendlichen Flaschenbatterieen, die der bisherige König hatte auffahren lassen. Die Damen hatten festliche Gewänder angelegt: Frau Hauptmann Leichsenring das schwarze Seidene, Frau Major Hänichen, die sich trotz ihrer erwachsenen Tochter sehr jung fand, eine rosa Schärpe.

Die Schützendamen standen auf einem Haufen zusammen und warteten auf das Signal, Platz zu nehmen, das durch drei Böllerschüsse gegeben werden sollte. Die Rangen des Oberst-Klempnermeisters sollten sie abfeuern unter Leitung des tauben Invaliden Zirrgiebel, der, da ihm 1870 ein Stück Bein abgenommen, nur „sieben fünftel Beene“ besaß, wie sich Hauptmann Leichsenring auszudrücken pflegte.

Währenddessen belegten die Schützen Plätze. Nur der Stab war „gesetzt“. Dazu die „Ehrengäste“, nämlich der „besoldete Stadtrat Mohn“ als Vertreter der Stadt, Fabrikbesitzer Leonhardi, Ehrenförderer der Schützenbrüder, weil er auf drei Jahre den Grund und Boden zum Schießstand unentgeltlich überlassen. (Eine sumpfige Wiese, die er später als Bauland brauchte und auf diese Art beschottert und

befestigt haben wollte.) Endlich Abordnungen der Schützen von Hainswalde, Klotschenbroda und Gählichen.

„Majors“ waren in großer Aufregung ob „Oberschtens“ kommen würden oder „belitten“ wären. Wenn die dicke Hauboldten nicht erschien, so wäre die Hänichen die erste Dame gewesen, und das hätte sich am Ende auch so gehört, denn Kolonialwaren und Cigarren waren immer noch etwas anderes als Lötkolben und Blech.

Aber im letzten Momente tauchten Oberschtens auf. Die Dicke zeigte sich in einem weißen Kleide und lächelte holdselig über ihre Borsdorfer Äpfelwangen. Der Oberst-Klempnermeister hatte seinen Infanteriesäbel um, den er fürchterlich rasseln ließ, dazu trug er heute zum erstenmal, um dem Major sein Übergewicht fühlbar zu machen, Sporen, so daß ihm sein alter Freund Kürschner Wiese gemütlich auf die Schulter klopfte:

— Du, August, du willst wohl nachher Garussel fahren?

Die drei Böllerschüsse überhoben Oberst Hauboldt der Antwort. Jeder Schützenbruder gab seiner Ehehälfte den Arm, und die Paare setzten sich nebeneinander. Da der Wein nichts kostete, waren sofort alle Gläser gefüllt. Zuerst wurde fast garnicht gesprochen, nur die Löffel klapperten, denn jeder suchte so viel Suppe zu essen als möglich. Heute, wo es frei war, mußte man auf die Kosten kommen.

Dann brachte der „besoldete Stadtrat“ Mohn das Hoch auf den Landesherrn aus. Man erhob sich und leerte kräftig rufend sein Glas.

Nur die dicke Hauboldten war sitzen geblieben. . Ihr wurde das Aufstehen sauer, und sie hoffte so durchschlüpfen

zu können. Aber der Oberst-Klempnermeister gab ihr einen gehörigen Puff in die Seite:

— Mutter, wirschte gleich uffstehn! Weeß Gott, 's könnte sint, ich vergesse mich sonst.

Nach dem Hoch bumperten wieder die Böller der Hauboldtschen Rangen, und man stürzte sich auf den Fisch. Er hatte merkwürdig viel Gräten, was die Notwendigkeit ergab, ihn hinunterzuspülen. Dadurch wuchs die Stimmung zusehends, und bald summte und brauste es rundum. Lachen klang, und auch die Frauen, die bis dahin nur die Hände verlegen in den Schoß gelegt, wurden lebendig, bekamen rote Gesichter und fingen an zu schwatzen.

Nach dem Fisch erschien lange Zeit nichts mehr. Wenn das Auftragen der Speisen schnell gegangen wäre, hätten die Gäste nicht genügend Zeit gehabt zu trinken, und am Wein verdiente der Wirt das meiste. Aber die Pause wurde durch Festreden ausgefüllt.

Der Ehrenförderer Fabrikbesitzer Leonhardi trank auf den neuen Schießstand, und der Schützenkönig in spe Hauptmann Leichsenring antwortete in beredten Worten, vergaß jedoch gegen Schluß seiner Rede völlig, daß er eigentlich den Ehrenförderer hatte leben lassen sollen und schloß mit einem Hoch auf die Schützengesellschaft selbst. Brausender Jubel folgte, in den die Neugierigen und Zuschauer, die draußen das Zelt umlagerten, mit einstimmten. Die Stadtkapelle, die schon seit fünf Uhr morgens fast ununterbrochen spielte, blies den Schützenmarsch, von Kapellmeister Hiebsch eigens aus den Erinnerungen seiner langjährigen Direktionszeit komponiert und den Schützenbrüdern gewidmet.

Weil nun aber durchaus kein Essen mehr kommen wollte, hatten einzelne zu rauchen angefangen. Andere verließen ihre Plätze und setzten sich zu ihrer näheren Bekannten oder ihrer Freundschaft.

Hauptmann Hentze, der Wagenbauer, ein stämmiger, dicker Mann mit ungeheueren Körperkräften, dem der Wein stark zu Kopfe gestiegen, begann an der Tischecke seine Kraftstücke zu zeigen. Er hatte schon mit einem Arm seine neben ihm sitzende Frau samt dem Stuhle emporgehoben, hatte bereits fünf Messerbänkchen, gegen einen „Fufzigpfenger“ Einsatz, auf den ersten Versuch zerbrochen und wurde nun von Hauptmann Gottschalk — die Schützenbrüder waren alle mindestens Hauptmann, bis auf den erst im Winter beigetretenen Cigarrenhändler Leutnant Haase, — dazu gereizt, mit einem Schlage seiner mächtigen Fingerknöchel die Tischecke glatt abzuschlagen. Aber er wollte etwas profitieren dabei:

— Kinder, erscht will ich wissen, was mer einsetzen. Unter — unter eener Mark giebt's nischt!

Doch seine Frau war wütend, daß er's so billig machen wollte.

— Een Dahler meenst de —

— Gut — Da is er. Ee Dahler.

Und er zog einen Thaler aus der Hosentasche, in der mit den Schlüsseln sein Kleingeld lose herum klimperte, und warf ihn auf den Tisch, wobei sofort ein Glas mit Rotwein umfiel. Doch ehe er die Tischecke abgeschlagen, hatte sich Oberst-Klempnermeister Hauboldt erhoben. Er läutete fürchterlich mit dem Messer am Glase und beruhigte sich auch nicht, als längst alles still geworden war. Dann schwieg er,

stützte sich mit beiden Armen auf das Tischtuch und begann sehr feierlich und ernst, als wolle er eine Grabrede halten:

— Hochverehrte Aanwesende! Dheierschte Festgenossen! Liebe Schitzenbrieder!

Dann hob sich seine Stimme:

— Mir feiern heite ee Fest. Mir feiern ee scheenes Fest. Mir feiern unser Schitzenfest.

— Bravo! Bravo! — unterbrach ihn der Wagenbauer unten am Tisch, der ungeduldig darauf lauerte, seine Tischecke zu erlegen. Es wurde energisch Ruhe verlangt, aber das Pst und Zischen und Ruherufen hatte einen solchen Lärm verursacht, daß nun neue Rufer sich bemühten, Stille herzustellen. Dadurch war es noch lauter, und die dicke Hauboldten, die bisher in holder Scham und seliger Verzückung in ihrem jungfräulich weißgewaschenen Kleide dagesessen, mit gefalteten Händen und gesenktem Blick, der Rede ihres August lauschend, begann wütend zu werden, denn sie glaubte aus dem Lachen des Majors Hänichen einen Angriff gegen ihren Mann zu hören.

— Hochverehrte Aanwesende! Dheierschte Festgenossen! Liebe Schitzenbrieder! — begann da der Oberst-Klempnermeister von neuem.

Es gelang dem Ehrenförderer, sowie dem bisherigen Schützenkönig, der auf einen Dank für sein Festessen hoffte, die Ruhe herzustellen. Nur der Wagenbauer-Hauptmann unten an der Ecke, der ein Radaubruder war, sobald er ein paar Glas über den Durst getrunken, wollte durchaus seine Tischecke vernichten und warf seinen Thaler Einsatz noch einmal herausfordernd hin. Der Oberst fuhr fort:

— Liebe Schitzenbrieder! Da ich eier Oberscht bin, so habe ich ooch die Pflicht, nee, ich meene die Ehre und das Vergniegen, unsere hochverehrten Festgenossen von auswärts willkommen zu heeßen. Sie haben den weiten Weg, die kulussale Reise nich gescheit, sich aanher zu begeben von Hainswalde, Klotschenbrode und Gählichen. Nee, wie mich das freit! Ich gloobe, ich riskiere nich zu viel, wenn ich sage: es freit uns alle von Herzen und mir fiehlen die hohe Ehre, die uns aangethan wird. Da is mir nu ee Gedanke gekommen. Unsere Schitzenbrieder und Festgäste von auswärts, die sollten sich sagen, wenn se sich wohl gefiehlt haben bei uns: „Es is zwar scheen gewesen eier Fest, aber bei uns is ooch gar nich uuneben. Und ihr solltet uns besuchen, liebe Schitzenbrieder, zu unserm Schitzenfest in Hainswalde und in Klotschenbrode und ooch in Gählichen! Wenn ich nu unseren lieben Herrn Hauptmann Leichsenring zum Beispiel aansehe . . .

— Sehr gut! Sehr gut! — klang es von verschiedenen Seiten in Erwartung des Freibieres, das der neue Schützenkönig geben würde.

— Ich meene, wenn ich Leichsenringen aansehe und Major Hänichen — wenn er ooch unsere scheenen Tschakos zu teier findet — da gloobe ich sagen zu kennen: Kinder, ladt uns ein und mir kommen.

Brausender Jubel brach los bei dieser Selbsteinladung. Nur der verflossene Schützenkönig fühlte sich um seinen Dank betrogen. Die andern lachten und schrieen, tranken und verbrüderten sich durch Anstoßen, Kuß und Umarmung mit denen aus Hainswalde, Klotschenbrode und Gählichen.

— Mir kommen! — riefen sie alle, und der eine Gählichener schränkte etwas ängstlich geworden ein:

— Macht nur de Deputation aanständig groß.

Aber Oberst Hauboldt meinte freundlich:

— J bewahre — Deputation. So ruppig sein mir nich. Mir kommen — alle!

— Alle! Alle! — hieß es wieder jubelnd im Chor.

Nun war auch der Kalbsbraten endlich gebracht worden, und es ward eine Weile stiller wegen des Essens. Ein paar weitere Reden gingen fast spurlos vorüber. Major Hänichen sprach in Versen auf die Damen. Der einzige Leutnant als Jüngster auf den „besoldeten Stadrat“ Mohn. Major Hänichen auf den Oberst-Klempnermeister, dessen Verdienste er darstellte, als ob er eigentlich nun sein Teil gethan und abdanken sollte. Hänichens und Leichsenrings nickten zustimmend als er schloß:

— Darum meine ich, verehrte Festgenossen und Schitzenbrieder, wenn der Tag eemal erscheinen sollte, wo unser hochgeehrter Oberscht — was Gott verhieten möge — das Kommando jüngeren Händen übergiebt — das wir ihn dann zum Ehren-Kummandär ernennen müssen. —

Die dicke Hauboldt war dunkelrot geworden vor Wut: das klang doch beinahe wie ein Abschiedstoast! Aber der Oberst-Klempnermeister blieb ganz gefaßt. Er strich sich den struppigen, grauen Schifferbart und läutete sofort wieder fürchterlich an sein Glas:

— Liebe Schitzenbrieder!

Aber er mußte nochmals beginnen. Die nötige Aufmerksamkeit war nicht mehr zu erlangen. Einzelne hatten schon die Plätze verlassen. Einer lag mit den Armen auf

dem Tisch und schlief, andere unterhielten sich. Alle hatten hochrote Gesichter. Der Eisenwarenhändler Kopprasch schmatzte seine Frau ab, die sich seiner Zudringlichkeit kaum zu erwehren wußte, und der Wagenbauer hatte endlich einen gefunden, der seinen Thaler hielt. Nur waren sie noch nicht einig über die Bedingungen, ob der Tischeckenfeind sich das Taschentuch um die Knöchel wickeln dürfe oder nicht.

— August, du bist Oberscht und bleibst's. Sag ihnen das —, rief die Dicke ihrem Manne zu. Doch der hatte seinen Plan und meinte bloß trocken:

— Mutter, mach' keenen Salat! Heer zu und halt' de Klappe!

Dann fing er an:

— Liebe Schietzenbrieder. Ich habe eene große Iberraschung fier eich. Unser hochverdienter, hochgeehrter Herr Major Hänichen, der eben die warmempfundenen, scheenen Worte an mich gerichtet hat von dem demnächstigen Ehren-Kummandär, der kann doch, denke ich, nich egal Major bleiben. Und da meene ich denn, mir ehren uns selber, indem ich als Oberscht ihn . . . . . .

Hauptmann Leichsenring rief sofort:

— Hänichen wird Oberscht!

Damit wäre der Oberst-Klempnermeister abgehalftert gewesen, denn es konnte doch nicht zwei Obersten geben. Aber hohnlächelnd verkündete Oberst Hauboldt:

— Ich ernenne hierdurch unsern hochgeehrten Herrn Major Hänichen zum Oberschtleitnant.

Die Hänichens machten zwar ein verdutztes Gesicht, Frau Hänichen zupfte verlegen an ihrer rosa Schärpe, und

ihre Tochter ward einmal rot übers andere, aber sie sahen ein, da war nichts zu machen, nach dem Major kam eben der Oberstleutnant. Da entstand unten an der Tischecke ein fürchterliches Getöse, so daß selbst die Trunkensten aufsprangen. Der Wagenbauer hatte richtig die Tischecke abgeschlagen, doch nicht diese allein, sondern das ganze, etwas morsche Tischbrett, dem einige Teller und Gläser folgten. Unmittelbar darauf bummsten wieder die Böller. Die Jungen mochten den Lärm für einen besonders wichtigen Trinkspruch gehalten haben.

Nun wurde die Tafel aufgehoben. Die Stadtkapelle blies einen Tusch, stellte sich vor dem Zelte auf, die Schützenbrüder daneben in Reih und Glied. Bis man alle zusammengerufen, dauerte es ein Weilchen, und der Ehrenförderer, der trotz seiner Schießstandschenkung eigentlich das Schießen nicht recht vertragen konnte, rief ängstlich den ein wenig wankenden Schützen zu, die ihre Schießprügel unvorsichtig wie Indianerkeulen hielten:

— Um Gottes willen nur die Mündung nach oben!

Büchsenmacher Klingebeil, der auch Hauptmann war und in Tschako und Waffenrock sowie hellen Hosen sehr stramm aussah, beruhigte die erschrockenen Damen:

— Sie sein merschbendehls ohne Schlösser, und wenn schon, haben se keene große Aanfangsgeschwindigkeet.

Nun trat der Oberst vor die Front, zog den Säbel, fiel beinahe bei der Wendung über seine Sporen und kommandierte, während die Musik abschwenkte:

— Bataillon Marsch! Frei weg!

Die Menge machte Platz und unter „Bum — Bum Tschingdrara“ zogen die Schützen um das große Zelt zum

Schießstande. Die Gäste aus Hainswalde, Klotschenbroda und Gählichen geschlossen hinterdrein. Zuletzt der Ehrenförderer und der besoldete Stadtrat. Endlich die dicke Hauboldt allein, dann Hänichens, Mutter und Tochter mit der rosa Schleife, Frau Leichsenring im schwarzen Seidenen, daran schließend die übrigen Damen, alle mehr oder weniger erhitzt und müde. Straßenbengel liefen hinterdrein. Ganz zuletzt schritt würdevoll der Stadtgendarm.

* * *

Aber der Schießstand verödete mehr und mehr. Nur wer gerade an der Reihe war, blieb dort. Die übrigen beehrten die Buden des Festplatzes mit ihrer Gegenwart. Das war doch das Hauptvergnügen. Da gab es was zu sehen, und da konnte man sich mal ein bißchen gehen lassen, wenn die Alte nicht dabei war.

Hänichens und Leichsenrings blieben zusammen. Der neue Oberstleutnant schwankte ein wenig, aber die rosa Schleife achtete schon auf ihn. Leichsenring machte seinem Ärger gegen ihn Luft:

— Der olle Hauboldt, das is ee ganz gerissener Kunde. Nu biste Oberschtleitnant und nu sagt keener mehr Meff. Und er bleibt ganz ruhig Oberscht. Weeßte Hänichen, den sollten mer aushungern, den ollen Tschakofritzen!

Der Oberstleutnant begriff nicht recht:

— Wie meenst du das?

— Ich meene, ich ernenne dich nachher, wenn ich erscht Keenig bin, ooch zum Oberscht!

— Das kannste doch nich!

— Nu freilich, das geheert doch sozusagen zu den Reservatrechten!

— Meenste?

— Das gloob' ich!

— Und da meenste, der Oberscht wird abdanken?

— Der wird pengsioniert, a. D. oder z. D., das kommt gehuppt wie gesprungen —

Sie konnten nichts mehr sagen, denn eben kam der Oberst-Klempnermeister mit seiner Ehehälfte am Arm rasselnd daher, in stetem Kampf mit den Sporen. Und die beiden verfielen auf den Gedanken, mit dem zu Depossedierenden, damit er keinen Verdacht schöpfen sollte, so freundlich zu thun als nur möglich. Sie boten ihm ihre Begleitung an, und die drei Familien vereinigten sich, die Herrlichkeiten des Festes zu genießen.

Zuerst blieben sie an einer Würfelbude stehen:

— Kommn Se her, treten Se näher, scheene junge Frau. Versuchen Se Ihr Glieck! — rief der Inhaber der Bude der dicken Hauboldten zu, die sich verschämt näherte, während die Leichsenring die Hänichen anstieß:

— Haben Se 's geheert, Frau Nachbarn, er nennt se scheene junge Frau, das alte Reff.

Im Handumdrehen hatte sie eine Mark verspielt, und nun wollte sie nicht mehr. Fräulein Hänichen dagegen hatte für ihre ersten zehn Pfennige sofort eine Lampe gewonnen. Die nahm sie zärtlich in den Arm, und es ging weiter.

Den Kraftmesser wollten sie versuchen. Hauptmann Leichsenring hätte gern vor den Damen seine Kräfte gezeigt. Dreimal für zwanzig Pfennige durfte man mit dem großen

zweihändigen Hammer auf den Pflock schlagen, der das Gewicht die Skala hinauftrieb bis 100, wo am „Herkules“ eine Glocke klang. Aber jedesmal traf er daneben.

— Das is gar nischt! Ihr habt ja alle keene Seefe in den Knochen! — rief da eine Stimme, und der Wagenbauer erschien, nahm den Hammer und ließ ihn fünfzehnmal hintereinander niedersausen, daß das Gewicht klingend zum Herkulus flog. Das sechzehnte Mal zersprang klirrend oben die Glocke. Der Besitzer des Kraftmessers forderte Schadenersatz, und der Wagenbauer drückte ihm großmütig zehn Pfennige in die Hand, nachdem er sich von allen Umstehenden hatte den Biceps befühlen lassen.

Die Damen waren ganz starr vor Bewunderung, so daß sich Oberst, Oberstleutnant und der Schützenkönig in spe auch ihrerseits zeigen wollten. Deshalb stürmten sie auf das Karussell zu und erkletterten die Pferde. Die Damen mußten sich in die Wagen setzen, die von den Tieren gezogen wurden. Nur Frau Hänichen hielt es für poetischer, sich samt ihrer rosa Schärpe auf einen Schwan zu schwingen, der Lohengrin verbesserte, indem er gleich selbst in eigener Person als Nachen diente.

Eine gräßliche Leierkastenmelodie erscholl, und die Fahrt begann, aber schon nach zwei Umdrehungen begann die dicke Hauboldten zu stöhnen. Sie verfärbte sich, jammerte und brüllte endlich aus Leibeskräften:

— Aanhalten! Aanhalten! Mir is nich hiebsch!

Ihr Geschrei hatte nur den Erfolg, daß die Menge sich um das Karussell sammelte und ein paar Schützenbrüder, die ihre Oberstin erkannten, den Versuch machten, ihr zu Hilfe zu kommen. Aber sei es nun, daß sie zu viel ge-

trunken hatten oder daß sich das Laufbrett zu schnell drehte, kurzum sie wurden abgeschlagen, und der Leutnant, der sich aus eigener Machtvollkommenheit heute einen Stern auf das Achselstück geheftet, sich somit zum Ober ernannt, flog in großem Bogen in Richtung der Tangente dem Momentphotographen vor die Füße, der, ein Berliner Kind, immerfort rief:

— Treten Se näher meine Herrschaften. Eeenen Momang und ick jebe Ihnen een Bild, daß Sie sich nich wieder erkennen, so scheen sind Se jeworden. Und allens bloß for'n Finfjroschenstück; mit 'n feinen Rahmen for'n Märker.

Der Leutnant stand auf und war so verdutzt, daß er gleich in der Bude verschwand, um sich abnehmen zu lassen.

Der Oberst aber wollte seiner Frau zu Hilfe kommen. Er blieb jedoch mit den Sporen hängen und schwebte nun zwischen Himmel und Erde, bis endlich das Karussell stand.

— Das hab' ich mir freilich andersch gedacht! — meinte er zu den Schützenbrüdern, denen die Fahrt so schlecht bekommen war, daß sie grün und gelb schillerten. Die Dicke war einer Ohnmacht nahe gewesen. Jetzt auf sicherem Grund und Boden renommierte sie:

— August, ich habe bloß Angst gehabt fier dich. Du hast doch nich bei der Cavallerie gedient, woher sollste denn da reiten kennen.

Der Momentphotograph war zu ihnen gekommen:

— Riskieren Se ruhig eene Aufnahme. Een Herr wird jrade abjenommen.

Aber sie hatten keinen Mut dazu. Der Oberst befühlte seine Taschen:

— Erscht missen mer uns restaurieren. Später — will ich nischt verschworen haben. Heite muß alles gemacht werden!

Und da gerade gegenüber das Chantant lag, das die drei Schützen schon längst verstohlen betrachtet hatten, so gingen sie dort hinein. Drei Sängerinnen saßen in abgetragenem Flitterstaat auf der Bühne. Ein verstimmtes Pianino klang, während eine alte, fette Person, vortrug. Die Schützendamen thaten verschämt, aber da die Männer ihnen Bier spendierten, so waren sie einverstanden zu bleiben.

Der Oberst-Klempnermeister starrte die Dicke oben auf dem Podium mit großen Augen an und auch die beiden anderen redeten kein Wort mehr, sondern betrachteten andächtig die Frauenzimmer, als ob sie höhere Wesen vor sich hätten.

Leichsenring flüsterte dem Oberstleutnant ins Ohr:

— Die sein freilich scheener wie unsere Olten.

Zu gleicher Zeit stieß ihn der Oberst an:

— Die Dicke, das wäre so was! Pf!

Aber seine Frau hatte es gehört:

— Schämste dich nich, August! So e alter Kerl wie du —'

Doch sie konnten sich nicht trennen. Und auch die andern Schützenbrüder erschienen, so daß man nicht begriff, wer eigentlich noch draußen auf dem Schießstand geblieben sein sollte. Endlich traf auch noch die Stadtkapelle ein und spielte auf allgemeines Verlangen den Schützenmarsch aus den Erinnerungen des Kapellmeisters Hiebsch. Die

vier Sängerinnen mußten schweigen und zogen sich schließlich beleidigt, weil kein Mensch auf sie achtete, hinter die Gardine zurück.

Da kam der taube Invalide Zirrgiebel atemlos hereingestürzt, soweit er auf seinen sieben fünftel Beinen überhaupt zur Atemlosigkeit gelangen konnte. Er versah den Dienst als Zieler auf dem Schießstand. Eine große Scheibe, die Königsscheibe, trug er. Keiner der Schützen war mehr zum Schießen zu bewegen. Die letzten hatten fast alle die ganze Scheibe gefehlt, aber da es dunkel wurde, mußte nun endlich der Schützenkönig bestimmt werden. Hauptmann Leichsenring hatte zwar auf die Königsscheibe noch gar keinen Schuß abgegeben, aber er sollte nun mal König sein. Darum hatte der Invalide mit seinem Anzeigestocke die Pappe durchsiebt und Pflaster aufgeklebt. In der Mitte war ein großes Loch gebohrt, das weit offen stand. Nun meldete er dem Oberst:

— Herr Oberscht, mir haben eenen Keenig!

— Dunnerlitzchen, den hätt' ich bald vergessen. Wer ist's denne? — fragte scheinbar ganz erstaunt der Oberst-Klempnermeister.

— Der Herr Hauptmann Leichsenring!

Unter atemloser Stille hatte er es verkündigt. Sofort wurde auf den neuen König ein Hoch ausgebracht. Dann bewunderten alle die Scheibe mit dem Königsschuß.

— Gerade ins Schwarze! — sagte einer. Ein anderer besah erschrocken das riesige Loch:

— Und ee kulossales Kaliber muß der gehabt haben!

Da hielt der König auch schon eine Rede. Er versprach Freibier und schloß:

— Liebe Schitzenbrieder! Da ich nu eier Keenig geworden bin, so habe ich unserm hochverdienten, hochgeehrten, hochaangesehenen Herrn Oberschtleitnant eene Freide zugedacht. Unser alter Oberscht Hauboldt is nu finfundzwanzig Jahre unser Kummandär gewäsen. Da meene ich, hat er den Ruhestand ehrlich verdient. Ich ernenne also hiermit unsern Oberschtleitnant zum — Oberscht!

Wieder klangen drei Hochs und Tusch. Damit schien der Oberst-Klempnermeister abgethan. Doch er stieg plötzlich auf den Tisch, damit ihn alle gut sehen möchten und begann:

— Liebe Schitzenbrieder. Der geehrte Herr Vorredner, unser neier Keenig, hat Sie erzählt, daß ich nu finfundzwanzig Jahre eegal Oberscht bin. Ich hätte nich davon geredt, aber nu kann ich ooch ohne Uunbescheidenheet meinen Mostricht dazu gäben. Und da muß ich Sie sagen: ich habe heite frieh lange Zeit meine Beene aangesehen. Se haben mir nich gefallen. Se sein zu — zu —

— Geschweift! — unterbrach ihn eine Stimme. Doch er schüttelte den Kopf:

— Se sein zu — kahl. Beim General sähen se hiebscher. — Ich muß rote Beene kriegen! Liebe Schitzenbrieder, ich ehre uns alle, wenn ich rufe: „Der alte verdiente General Hauboldt lebe hoch!“

Der Feldhauptmann

Der campo santo lag nicht in dem kleinen venetianischen Städtchen, das ich wegen der dem Tiepolo zugeschriebenen Deckenmalerei besucht, sondern wie hier überall außerhalb des Ortes.

Der Kirchhof zog sich von der Höhe eines Hügels herab, Cypressen-bestanden, düster. Nur die Kreuze und Grabdenkmäler leuchteten weiß aus dem dunklen Grün, aufrecht, gleich stehenden Skeletten, lang hingestreckt wie sonnengebleichtes Menschengebein.

Eine hohe, außen glatte, weiße Mauer umgürtete die Stadt der Toten, daß sie fast einer Festung glich, und ihr gegenüber erhob sich, gleichfalls auf einem Hügel, auch sie, als müsse sie sich verteidigen, von einem — wenn auch halbzerfallenen — Steinwall umschlossen .... die Stadt der Lebenden.

Durch die Niederung zwischen den beiden, die sich drohend einander gegenüberlagen, schlängelte sich ein Bach, schmal, doch tief eingerissen wie eine Schranke, eine reinliche Scheidung zwischen Lebendigen und Toten.

Ich ging zum campo santo hinüber. Am Gitterthor bot mir der Totengräber seine Führung an. Doch ich gab ihm ein Trinkgeld, daß er nur ja zurückbliebe. Und er sagte mir noch, ich möchte mich nicht verspäten: um sieben

Uhr würde der Kirchhof geschlossen. Eine Glocke — er zeigte sie am Thore — gäbe das Zeichen.

Eigentlich hatte ich hier nichts Besonderes zu suchen. Sehenswerte Kunstwerke gab es kaum, denn den Kirchhof hatte man erst nach der Blütezeit der venetianischen Macht angelegt. Moderne Gräber mit schönen Skulpturen waren nicht zu erwarten: das Städtchen war zu arm, und dann war der sehr kleine campo santo, wie ich gehört hatte, schon seit Jahren nicht mehr im Gebrauch. Er war voll. Die heutige Generation wurde auf dem „campo santo nuovo“, eine halbe Stunde weiter bachabwärts, begraben, wo die Toten durch das Wasser die Gesundheit der Lebenden nicht mehr gefährden konnten.

Es war Neugierde, die mich getrieben, die Gräberstadt aufzusuchen, und vielleicht nicht die ganz allein, denn ich wollte für mich sein, nicht gestört werden durch zudringliche Bettler, durch Verkäufer, durch das Treiben und Lärmen vor und in dem Hotel.

Und einen stilleren Ort der Einkehr konnte ich wohl nicht finden als den Kirchhof, dessen einzige Bewohner nicht mehr mitzureden hatten, und dessen wenige Besucher schweigend vorübergingen angesichts des Ernstes rundum oder der Stimmung, die jeden nicht zu oberflächlichen Menschen erfaßt, wenn er an die eigene Vergänglichkeit erinnert wird.

Ich war noch nie hier gewesen, kannte diesen Kirchhof nicht. Er war schön, wohlgepflegt, mit alten Bäumen bestanden.

Aber auf die Pflanzenwelt hatte man offenbar mehr gegeben als auf die Erhaltung der einzelnen Gräber. Das

mochte daran liegen, daß dieser Friedensort der Abgeschiedenen schon überfüllt war und nur selten noch ein neuer Bewohner sich in diesen Bezirk des Todes fand.

Es war kein Platz mehr.

Ich las in Gedanken, die Hände auf dem Rücken von einem Grabdenkmal zum andern schreitend, die Inschriften. Sie sagten mir nichts. Es waren mir gleichgültige Menschen, deren Schicksal und Tod mich nicht berührte. Wir müssen alle sterben.

Aber da blieb mein Auge haften und mein Fuß hielt inne: Eine deutsche Grabschrift unter all den wälschen auf diesem italienischen Friedhofe! Sie war nicht gleich zu entziffern. Ich mußte mir Mühe geben, bis sich endlich die halbverwaschenen Buchstaben zusammenfanden zu den Worten:

Allda ruhet der Hoch-Edl-
gebohrne Her; Carolus Ludovi-
cus deß H. Röm. Reichs Ritter von
Paradeyß, Feldhauptmann.
Ist Todts verblichen im 57. Jahr sei-
nes alters den 24. Februar 1525.

Des heiligen römischen Reiches Ritter von Paradeyß! Wie voll das klang!

Und wie es einem manchmal geht, trafen mich diese Worte, klangen in mir nach, so daß unwillkürlich die ganze Epoche in mir lebendig ward und ich diesen deutschen Söldnerführer leibhaftig vor mir erblickte in buntem, zerschlissenem Wams, das gewaltige Schwert an der Seite, mit langem, schon ergrautem Blondbart, einen roten Mantel phantastisch umgeschlagen.

Ich weiß nicht, wie meine Phantasie darauf kam, durchaus den roten Mantel mit ihm zu verbinden: er war einmal da, und der Feldhauptmann trug ihn stolz wie ein Zeichen seiner Würde.

Vielleicht mochte er ihn erbeutet haben in Italien. Er war im Winter gestorben, da war es in der Lombardei kalt wie bei uns.

Das Datum fiel mir auf: 24. Februar 1525. — Pavia. . . . Er war bei Pavia gefallen. Doch das lag weit entfernt von hier. Sie mußten ihn hergebracht haben — vielleicht die deutschen Knechte ihren Feldhauptmann!

Ich ging sinnend weiter.

Langsam schritt ich den Hauptweg hinab, der eigentlich gar nichts Kirchhof-mäßiges hatte, denn wundervolle blühende Platanen säumten ihn rechts und links ein und gaben ihm so fast das Ansehen eines Spazierweges.

Ich schien allein zu sein. Kein Mensch zu sehen, auch kein Totengräber. Es gab ja nichts zu thun.

Doch gewahrte ich, als die Allee am jenseitigen Abhang, der sich zum Bach neigte, eine Biegung machte, frisch aufgeworfene Erde.

Ich war neugierig und trat hinzu. Es war ein Grab dicht neben einem anderen. Eine schmale Grube, für die in dem Gedränge der Hügel rechts und links kaum Platz gewesen.

Sie lag innerhalb einer winzigen, kaum einen Fuß hohen Umfriedigung, die aber deutlich anzeigte, daß diese Gräber zusammengehörten. Und nun erklärte ich mir den Vorgang: ein Ehepaar mochte diesen Platz, wie es ja immer hieß,

„auf ewige Zeiten" gekauft haben. Der eine, etwa der Mann, viel älter als die Frau, war schon vor langen, langen Jahren gestorben. Nun fand morgen früh das überlebende Glied der Ehe, die Frau, die jetzt auch schon hochbetagt war, an der Seite des vor einem Menschenalter dahingegangenen Mannes die letzte Ruhestätte.

So hatte ich es mir gedacht. Und nun kam ich auf den Gedanken, ob ich wohl recht kombiniert hätte und trat deshalb nahe an den Leichenstein heran, den Namen zu lesen. Ein marmorner betender Engel, der ein Kreuz hielt, stand darüber.

Die Daten waren nicht zu erkennen. Der Regen hatte die Marmorplatte ausgewaschen, sie war grün überwachsen, und ich konnte nicht einmal den Namen entziffern. Bloß der Vorname war deutlich zu sehen: Annunciata.

Also umgekehrt: die Frau erwartete den Mann.

Da hörte ich in der Ferne dumpf die Glocke, die Glocke am Eingangsthor. Sie verklang schnell. Ich schloß daraus, es müßte schon spät sein. Und da das Grab am entgegengesetzten Ende des Kirchhofs lag, befürchtete ich, daß ich zu spät kommen möchte und trat schnell zurück. Dabei kam ich der offenen Gruft vielleicht zu nahe, jedenfalls trat mein Fuß hinab, suchte Boden, plötzlich fühlte ich, wie die Erde hinter mir nachgab, und ich stürzte rücklings in das schmale, tiefe, frische, offene Grab hinunter.

Ich weiß noch, daß ich nur den Gedanken hatte, ich würde mich über und über beschmutzen, da der Boden lehmig und feucht war, und mir mit größter Schärfe und Deutlichkeit in Blitzbildern allerlei überlegte: wie ich wieder

herauskäme; wie tief das Loch wäre; ich müßte die Hände vor den Kopf halten, das Genick einziehen; vor allen Dingen käme es darauf an, mich möglichst zu beeilen, sonst würde der Kirchhof geschlossen und es bliebe mir nichts anderes übrig, als über die Mauer zu klettern. Aber ich muß doch längere Zeit in der Tiefe gelegen haben, denn als ich erwachte, war es schon dunkel.

Ich wußte zuerst nicht, kam das von der Tiefe des Grabes? Doch ich blickte auf und sah über mir die Sterne flimmern. Und seltsam, ich nahm mir ruhig Zeit, faltete die Hände unter dem Kopf, denn das Lager war hart und blickte nun mit Interesse hinauf, wirklich mit Interesse, mit scharf angespannten Sinnen, weil es mir war, als sähe ich ein Stück Milchstraße, das ich noch nicht kannte.

Aber ich fühlte, ich war müde. Und da kam mir die Überlegung, das Thor möchte doch geschlossen sein, wer weiß was man von mir denken würde, wenn ich über die Mauer kletterte. Ich zerriß mir dabei höchstens die Kleider, denn ich hatte noch in der Erinnerung, daß oben darauf Glasscherben eingemauert waren.

Es war sehr friedlich und still hier unten, ganz warm und nun, als ich die Hände unter dem Kopfe gekreuzt, auch weich und bequem.

Da kam mir der verrückte Gedanke, der mir garnicht grausig schien, ruhig zu schlafen und erst am Morgen den Kirchhof zu verlassen.

Und ich muß wohl wieder eingeschlafen sein.

Mit einem Mal hörte ich eine Stimme. Ich rang mit dem Erwachen. Wieder klang die Stimme, — und

als ich die Augen aufschlug, sah ich, daß sich jemand über das offene Grab beugte und mich anblickte.

Und nun vernahm ich deutlich die Frage:

— Wer sind Sie?

Ich mußte mir erst selbst klar werden, wie es so ist, wenn man aus dem Schlafe erwacht, wo ich mich befand. Aber ich war entschlossen, mich nicht von jedem Beliebigen ausfragen zu lassen und betrachtete erst einmal genau den da oben, der rechts und links auf den Rand des Grabes die Arme stützte, von dem ich nur den Kopf und ein Stück der Schultern erblickte.

Da plötzlich erstarrte mir fast das Blut. Das war kein lebender Mensch dort oben, dessen kugelrunden Schädel ich schwarz gegen den helleren Himmel sich abzeichnen sah. Das war ja ein Totenkopf. Und ich erkannte die leeren Augenhöhlen, die Backenknochen, die wie Stifte eingesetzten blinkenden Zähne und unten in der Kinnlade ein paar große Lücken.

Ich wagte nicht mich zu bewegen, wagte nicht zu antworten, denn mit leiser trauriger Stimme fragte der dort oben noch einmal. Da rieselte etwas herab, wohl Sand, den die zu beiden Seiten aufgestützten Hände losgemacht. Ich sah nun lange, dürre, schreckliche Knochen, sah, daß es nicht Sand war, der herabrann, sondern daß von den Spitzen langsam Tropfen niederfielen.

Als hätte der Tote oben meine Blicke erraten, sagte er wieder in dem müden leisen Ton:

— Es ist der Morgentau.

Mit einem Satze war ich aufgesprungen und versuchte an den Wänden hinauf, dem Grabe zu entrinnen.

Doch wo ich auch angriff, gab der Boden nach. Wie ich mich vergeblich mühte, entdeckte ich, daß die Erdwand, die das schmale Grab nebenan von mir trennte, eingestürzt war, und ich sah eine junge Frau in langem weißem Brautgewand, mit geschlossenen Augen, den Kopf hintenüber gesunken, daß das lange Haar wie ein Mantel herunterfloß. Sie trug einen Myrthenzweig auf dem Kopfe und bedeutete dem oben, ich müsse fort, sie sei betrogen, ich wäre ihr Bräutigam nicht, für den das Bett gemacht gewesen, ich wäre ein Fremder. Während sie so sprach, hörte ich plötzlich von allen Seiten ein Summen, das anschwoll, zum Getöse wuchs wie das Brummen und Lärmen und schließlich Toben einer erregten Volksmenge. Mit einem Male ward es finster über mir und überall an den langen Rändern hin, an den kurzen Seiten, überall erschienen alte und junge Köpfe und Gestalten, spähten hinab nach mir, nach dem Eindringling, dem Lebenden, der es gewagt, ehe er noch abgeschieden, in ihr Reich, das der Abgeschiedenen, zu dringen.

Es war wie ein allgemeiner Aufstand der Toten. Sie bewegten die Arme, drohten, schrieen und hielten Rat. Und aus all dem Durcheinander klang mir immer das eine heraus: „Was hast du hier zu suchen? wer bist du? wie wagst du es unter uns zu treten, dessen Herz noch schlägt?“

Und ich empfand, daß sie, die Toten, sich bedroht fühlten, daß sie den Eindringling in ihr stilles Reich nicht dulden wollten, daß sie, all diese Hunderte und Tausende, die hier schliefen, sich erhoben gegen die Vergewaltigung. Da packte es mich kalt, eisig, wie mit scharfen, harten,

dünnen Knochen, und ich ward hochgehoben, herausgezerrt aus der Gruft. Wie ich über den Rand tauchte, auf dem Wege stand, strauchelte und fiel, war es mir im Vorüberfluge an dem Nachbargrab, als ob die mit dem langen Haar, in Brautgewand und Myrthenkranz, sich ruhig, das schmerzliche Haupt hintenüber gesunken, die Augen geschlossen, wieder legte, etwas zur Seite gewendet, nach der offenen Gruft, in die er gebettet werden sollte, auf den sie das Recht besaß, den sie erwartete seit fünfzig Jahren.

Der Himmel hatte sich mit dunklen Wolken bedeckt, der Sternenschein war erloschen. Die Cypressen auf den Gräbern rundum wuchsen gleich drohenden, furchtbaren Schatten empor. Dazwischen blinkten weiße Kreuze, oder glitzerte in einzelnen Punkten wie Glühwürmchen die verblichene Vergoldung an den alten, verrosteten Gittern. Ich sah den Abhang hinunter, über den Kirchhof hinweg, unten auf der Wiese am Bach gleich langen Wattstreifen die Morgennebel liegen, darüber im Dunkel die Stadt, deren einzelne Giebel und Kirchtürme sich gegen den am Horizont mattfahlen Morgenhimmel abhoben.

Als ich um mich blickte, gewahrte ich plötzlich, daß der ganze Kirchhof voll Menschen stand. Aber alle schienen schlaftrunken, müde zu sein, alle hatten geschlossene Augen, keiner blickte mich an, keiner den andern — lauter Tote, Bewohner der stillen Stadt.

Es waren nicht grausige Gespenster, nicht Gerippe, nicht klappernde Gebeine, sondern müde Menschen in ihrem letzten Kleide, wie man sie ins Grab legt. Gewänder aus allen Zeiten, die Puffärmel, der Shawl um die Schultern, die langen Röcke der sechziger Jahre, Leute

aus der Biedermannszeit mit hohen Kragen, vielfach gewickelten Halsbinden; ich sah Prunkgewänder mit reicher Stickerei, den Degen an der Seite, Damen in gepudertem Haar, Männer mit hohen Reiterstiefeln, gewaltigen Federhüten. Aber alle Farben matt, verblichen, zerfressen und verschossen, angegriffen von der Zeit, zerstört durch Regen und Nässe, durch langes, langes Liegen im Sarge tief unter der Erde.

Alle schienen willenlos, gleichgültig und stumm. Nur einer bewegte sich unter ihnen, der mich angerufen vorhin. Und jetzt sah ich, daß er einen Helm auf dem Haupte trug. Er war gehüllt in einen langen roten Mantel, der, wenn er zur Seite wehte, den Knochenleib sehen ließ, an dessen wirbelenger Taille ein mächtiges Schwert schlotterte.

Mir war es, als hätte ich diese Gestalt schon gesehen, mit ihrer Kraft und Gewalt, wie er die anderen meisterte, er, der einzige, der ganz zu Staub zerfallen, der am längsten hier gelegen. Er kam mir vor wie ein Landsknechtsoberster, ein Söldnerführer. Aber seltsam, ich empfand kein Grauen, ich blieb an der Stelle, wo ich auf den Weg hinausgeschleudert, ruhig sitzen. Ich wollte sie nicht erst darauf aufmerksam machen, daß einer, der nach dem Lauf der Natur noch nicht zu ihnen gehörte, eingedrungen sei in ihr stilles Reich.

Ich hörte es aus seinen Worten, ich merkte es aus den Reden, wie der im roten Mantel mit gewaltiger Stimme, die gewohnt war zu befehlen, die anderen aufwiegelte gegen mich. Es sei kein Platz. Sie wollten der Ruhe pflegen. Nach vierzig Kriegsjahren habe er sein Grab verdient.

Mir war, ich wußte nicht warum, als müsse er bei Pavia gefallen sein, ein Feldhauptmann deutscher Knechte.

Seltsam. Da wußte ich plötzlich seinen Namen: des Heiligen Römischen Reiches Ritter von Paradeyß!

Er schritt weit ausholend von einem zum andern und bearbeitete ihre matten Seelen. Er hauchte den müden Schläfern ein, es wäre keine Zeit mehr zu träumen, sie müßten erwachen, müßten wieder in den Kampf.

Aber immer, wenn er einen aufgerüttelt, aufgehoben vom Boden, sank der Tote wieder, sobald der Feldhauptmann weitergegangen, langsam nieder, setzte sich auf seinen Stein, barg das Angesicht in den Händen oder stützte sich nachdenklich auf.

Da verdoppelte der im roten Mantel seine Anstrengung. Wenn er von dem einen fortging, dem er einen Stoß in die Seite versetzt, er müsse sich aufraffen, die Zeit des Friedens sei vorbei, eilte er weiter und gab dem nächsten leise raunend einen Befehl.

Er hatte nie Ruhe gekannt, hatte ein ganzes, wildverbraustes Leben hindurch im Feldschlachttoben gestanden. Er hatte sich ausgeruht von seinen Todeswunden Jahrhunderte lang; nun wo er wieder erwachte, ging es auch von neuem in den Kampf. Eine Welt ohne Streit, ohne Schlacht ließ sich nicht denken.

Er sagte wilde, stachelnde, aufreizende Worte zu den Frauen und Mädchen, auch sie müßten mit helfen. Als wolle er sie, wie einst in verschollenen Zeiten auffordern, Steine und Pech, flüssiges Blei und siedendes Wasser hinunterzuschütten auf die Stürmenden. Denn auch die Weiber mußten helfen im Kampf der Männer.

Er entflammte sie. Drohte. Gefahr sei im Anzuge. Die Ruhezeit aus. Sie dürften es nicht leiden, daß auch nur ein einziger es wage einbrechend sie zu stören. Seine Worte gewannen immer größere Gewalt. Er zeigte ihnen drüben die Stadt der Lebenden, nur durch den Bach von der der Toten getrennt. Von dorther käme die Gefahr, der Einbruch, von dorther würden sie bedrängt, denn dort wuchs immer neues Menschenmaterial heran, das immer wieder abtrat vom Schauplatz, immer wieder Raum erheischend.

Und es gab keinen mehr, die Totenstadt war überfüllt. Wenn sie nur einen einzigen noch hereinließen, folgten mehr und mehr, dann wurden sie bedrängt und beengt und hätten nicht mehr Platz genug zu schlafen.

Das schrie er ihnen in die Ohren, daß sie aus ihrer Abspannung und Ruhe erwachten. Er bewaffnete sie, riß die Eisenkreuze aus dem Boden, drückte sie ihnen in die müden Hände, zerbrach die Gitter an den Gräbern, machte Speere, Schwerter, Hellebarden und Lanzen daraus, eilte von einem zum anderen, feuerte an, stellte die Gefahr vor Augen, griff auf, wen er neben sich fand, und führte ihn hinunter an die Mauer: die Toten mußten ihre Stadt gegen den Ansturm der Lebenden verteidigen.

Ich saß regungslos da. Sie thaten mir nichts, die müden Schatten, sie waren mit sich selbst beschäftigt, sie hatten keine Zeit für mich. Ich fühlte mich sicher und wußte, mir konnte nichts geschehen.

Unten sah ich sie hin und her huschen. Der mit dem roten Mantel wies ihnen die Plätze an an der Mauer, wo sie lauern sollten, mit den Waffen in der Hand. In langen Reihen standen sie in den verblichenen bunten

Staats- oder Totengewändern an der Mauer, die Kreuze und Gitterstäbe in der Hand und erwarteten den Angriff.

Nur Frauen waren zurückgeblieben. Sie schliefen auf den Leichensteinen, totmüde, sie konnten die Augen nicht aufzwingen. Alte Damen in weißem Haar. Eine junge Frau regungslos, ein Kind auf dem Schoße, das sie umklammert hielt, als wollte man es ihr rauben. Ein Mädchen, dem unausgesetzt von den nassen Gewändern das Wasser niederrann, da sie doch den Tod in der Flußtiefe gefunden. Ein paar Kinder, einen Kranz im Haar, ein süßer, kleiner Junge, winzig, kaum drei Jahre alt, der mutterseelenallein auf seinem Grabstein lag, die eine Hand ausgestreckt, als wollte sie die Mutter rufen, die doch nicht gekommen war. Und alle müde, müde, — müde bis zum Sterben.

Merkwürdig, es war ganz still. Ich lauschte noch einmal: Totenstille.

Doch plötzlich kam Leben unter die an der Mauer. Mit furchtbaren Schritten eilte der Gewaltige im roten Mantel hin und her, und die dort unten richteten sich jedesmal auf, wenn er kam, hoben ihre Kreuze, ihre Waffen, drückten sich an die Mauer, erwarteten den Feind.

Der Feldhauptmann stellte sich auf das große Grabmonument eines Reichen, streckte beide Hände aus, hinüber nach der Stadt der Lebenden, woher der Angriff kam. Und ich sah, wie langsam die Morgennebel von der Wiese stiegen, wie sie sich verflüchtigten und verschwanden, wie immer deutlicher Kirchtürme, Giebel und Dächer sich abzeichneten, als würde es dort Licht, als ginge hinter der Stadt die Sonne auf. Die Straße herab, die zum Kirchhof führte, über den Bach hin, kam langsam ein Zug.

Ein Kreuz wurde voraufgetragen. Ich sah einen Priester im Ornat, eine lange Reihe von schwarz Gekleideten zu zweien und zweien. Und nun gewahrte ich auch einen mit schwarzer Decke überhangenen Gegenstand, den Sarg, den sechs Männer trugen.

Langsam schritten sie weiter. Dumpf klang Gesang. Ich hörte den Chor singen und deutlich sah ich, wie eine Weihrauchwolke aufstieg, jedesmal, wenn der Chorknabe den Kessel schwenkte.

Da sprang der im roten Mantel von dem hohen Grabe herab, zog den Zweihänder an der Seite und raste mit gewaltigen Schritten an der Mauer hin, die Toten aufzustacheln zum Widerstand. Doch abermals, wenn er an einem vorüber war und dem nächsten wilde Kampfesworte zuraunte, sank der, den er verlassen, in sich zusammen und schlief tief ein.

Da blickte ich hinunter in die Gruft, aus der ich eben geworfen und gewahrte im Nachbargrabe die Braut. Sie hatte sich herumgewendet, ganz nach der Seite und öffnete die Arme, unendlichen Liebreiz auf dem bleichen, feinen Gesicht. Da war es mir plötzlich, als ob sie mich riefe, als ob ich der Bräutigam sei. Eine tiefe Sehnsucht nahm mich gefangen, auch ich wollte schlafen, nie wieder erwachen, ruhen an ihrer Seite. Zu was die Welt! Zu was Menschentreiben, Licht und Sonnenschein, Eitelkeit, Mühen, Segen und Sorge! Und ich streckte die Hand aus, nach ihrer Hand zu greifen und sprang, nur die eine Sehnsucht im Herzen, nach Stille und Ruhe, in die Gruft hinab.

* * *

Ich schlug die Augen auf, ich hörte Worte, ich sah wieder Köpfe, die sich über den Grabesrand beugten, ich hörte Stimmengewirr. Der Leichenzug war angekommen, neben der Gruft stand der Sarg, auf den die Tote wartete. Es war heller, lichter Tag. Man zog mich aus der Tiefe, mich zu verbinden, denn ich hatte eine schwere Wunde an der Stirn.

Und doch!

Der alte Dichter saß am Schreibtisch, und strich sich in Gedanken den langen, schneeweißen Bart. Ein paar Manuskripte lagen vor ihm und ein Brief. Er blickte auf, lehnte sich im Stuhl zurück und sah durchs Fenster in den trüben Winternachmittag hinaus, nachdenklich den federleichten Flocken folgend, die ganz langsam niederschwebten, von den Luftschichten hin und her getragen.

Er überdachte die strenge Künstlerarbeit eines langen Lebens. Er zog in seinen Gedanken einen Strich unter sein Werk.

Er fragte sich, was hatte er erreicht?

Und nun stützte er den Kopf in die Hände, überflog die stolze Reihe von Romanen, Novellen, Dramen, Gedichten, die er seit jungen Jahren gehäuft. Dachte an die vielen Stunden der Erhebung und des Glücks, die sie ihm bereitet, an die verlorenen Schlachten und Kämpfe, an die Demütigungen, an die Niedergeschlagenheit, an alle die Tiefpunkte in seinem Künstlerdasein, an denen er nahe daran gewesen, seine Feder auf immer zu zerbrechen.

Als wollte er in diesem Augenblick wirklich ein Ende machen, schob er einen Stoß weißen Papiers, auf dem Anfänge standen, aber immer wieder durchstrichen, müde, lässig, mit einem Seufzer bei Seite und erhob sich.

Der Gedanke quälte ihn, daß er jeden Augenblick einen jungen Kollegen erwartete, von dem ein paar Versuche dort auf dem Schreibtisch lagen.

Er sollte sagen wie er sie fände, Mut machen oder abreden, und er wußte nicht, was er zu ihm sprechen sollte.

Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab, etwas vornüber gebeugt, steif durch das Jahre lange Sitzen am Schreibtisch, das Gesicht blaß mit feinem Geäder an den Schläfen, mit hoher, gefurchter Stirn, unablässige Gedankenarbeit verratend.

Er konnte ihm nicht zureden. Er meinte, er dürfe es nicht. Denn eine große Verzweiflung war gerade heute früh über ihn gekommen, als er sein neues Werk, ein Drama in Versen, das, wie er sich seit Jahren bei jeder Arbeit vornahm, das letzte werden sollte, hatte beginnen wollen und nicht den Mut dazu gefunden.

Und doch, Talent hatte der Junge. Da waren Dinge, so eigen gesehen, daß man meinen mußte, sein Auge würde sich noch schärfen. Da waren Sätze, so seltsam gebildet, daß sie Hoffnung gaben, seinen eigenen Stil würde er finden. Über das Ganze lag so viel Farbenpracht gebreitet, in den Worten stürmte solche Glut, daß der alte Dichter ganz gepackt gewesen war von dem Gefühlssturm des Anfängers, der doch eigentlich ganz anders schrieb, ganz anders dachte, zwischen dessen Anschauungswelt und Ausdrucksform und der des alten Mannes vierzig, fünfzig Jahre lagen.

Aber er wollte ihm trotzdem abreden. Er bangte davor, den Jungen eintreten zu sehen.

Da klingelte es. Der alte Herr fuhr zusammen, sah nach der Thür.

Ein junger Mensch erschien, mit großen, strahlenden, blauen Augen, kaum einen Anflug von blondem Bart auf der Lippe, mit roten Wangen, das Haar kurz: nichts an ihm vom Begriff des Dichters in der früheren Zeit, keine wallende Mähne, kein Sammtjackett, keine fliegende Krawatte, sondern ein moderner Mensch.

Der alte Dichter ging ihm entgegen. Dann nahmen sie am Schreibtisch Platz.

Der Junge wartete, bis der Alte begann:

— Sie haben mich in schwere Lage versetzt. Ich soll Ihnen raten und bedürfte doch selber des Rates, denn je älter ich werde, desto unsicherer werde ich. Ich habe jetzt eine neue Arbeit vor. Und nie noch in meinem Leben bin ich so skeptisch gewesen, habe ich mehr gezweifelt, soll ich sie beginnen oder nicht. Die Jugend schreibt, wie ihr Drang ist — darauf los. Es glückt, oder es ist daneben gehauen — ganz gleich. Die Regeln der Kunst schlummern nur dumpf in Gefühl und Bewußtsein, die zersetzende Kritik, der Zweifel anderer, der Zweifel an sich selbst ist noch nicht störend dazwischen getreten.

Die Jugend hat sich noch nicht über die Technik den Kopf zerbrochen, sich noch nicht um Erfolg oder Nichterfolg gekümmert: sie schreibt, sie dichtet, sie arbeitet unbefangen.

Aber jetzt naht der Zweifel, nun kommt die Überlegung, machst du es so oder so, packst du es hier an oder da, gießest du es in diese Form oder in jene.

Dann treffen uns Fehlschläge, die tief beugen, zwischen

denen man sich wieder aufrichtet, die aber wiederkehren, immer wiederkehren. Jedes Mal nehmen sie ein Stück fort unserer Sicherheit, der Kraft, der Unbefangenheit.

Darauf erscheint die Kritik. Man wirft sich mit gierigen Augen darauf, um zu hören, daß man es recht gemacht hat, daß alle die Nächte, die man über dem Werke saß, nicht vergebens waren.

Aber man erfährt — es war nichts. So hättest du es machen sollen oder so, oder so. Der Stoff eignet sich nicht — die Form war nicht die rechte — die Anlage ist verfehlt — die Sprache läßt zu wünschen. Ärgerlich wirft man die Kritik bei Seite.

Schließlich liest man keine Kritik mehr. Aber sie kommt doch an uns heran. Auf tausend Wegen sickert sie in uns hinein. Sie liegt im Händedruck des Freundes, sie liegt im Wort, das uns der Bekannte zuflüstert, sie liegt im Gespräch, das nicht für uns war, das wir doch hören mußten. Sie lauert in Zeitungen, in denen wir sie nicht vermutet. Denn wenn wir unvermutet unsern Namen lesen, stürzen wir uns darauf, ein kurzer Kampf, wir lesen sie doch.

Dann kommen die schlimmen Zeiten, wo uns das Lob nicht mehr Lob genug ist, wo uns die milde Anerkennung nicht mehr freut, ein sanfter Ton das Ohr nicht mehr rührt, wo wir Posaunen hören wollen.

Der Tadel frißt an uns. Wir fühlen uns geschädigt, wir sind angegriffen, wir möchten uns wehren, möchten auseinander setzen, daß der andere sich irrt, daß wir garnicht wollten was er will, daß nur das gilt, was wir haben ausdrücken wollen, aber nicht das, was der andere durchaus zu lesen begehrte.

Dann steigen andere neben uns empor, die mehr Erfolg haben wie wir. Wir beurteilen sie und können nicht verstehen, was die Menge an ihnen findet. Wir ärgern uns, daß man sie lobt, wir werden ungeduldig, wenn man nur ihren Namen ausspricht, als wären sie die, die allein etwas leisteten.

Und wo sind wir selbst?

Endlich, endlich kommt einer, der uns packt. Wir lesen ein Buch und legen es aus der Hand mit Thränen in den Augen, Thränen der Rührung, Erschütterung, Thränen der Zustimmung. Thränen, aus denen die Klage spricht, daß nicht wir dieses Buch geschrieben haben.

Wir rühmen es vor den Leuten und möchten im Tiefinnersten der Seele doch Widerspruch hören, wir fühlen uns verletzt, wenn andere der gleichen Meinung sind wie wir. Wir wollen anderen das Recht nicht zugestehen, den Großen, den Einen höher zu stellen als uns. Denn von uns ist dann nicht mehr die Rede. Man spricht nur von dem anderen, der uns verdunkelt, der unser Lichtlein ganz auslöscht.

Das niedrigste Gefühl des Menschen zieht in unsere Seele: der Neid.

Wenn er uns auch nicht ausfüllt, wenn er uns auch nur mit seinem Gifthauche streift, er lähmt uns, er verpestet den Atem unseres Geistes.

Wir kämpfen gegen uns. Wir wollen des bösen Gesellen Herr werden, wollen rein sein, groß denken. Und im stillen Kämmerlein sinken wir auf die Kniee mit Thränen in den Augen; ein entsetzliches Gefühl überkommt uns, das Bewußtsein: du kannst nichts, alle Anstrengung ist vergebens.

Da kommen Stunden, wo uns graut vor jedem Stück beschriebenen Papieres. Stunden, wo wir den Erdarbeiter beneiden, der auf der Straße im Schweiße seines Angesichts wühlt, den wir vom Fenster aus beobachten, wie er gleichgültig schaufelt, hackt und gräbt, sein Tagespensum für ein bestimmtes Geld abhaspelnd, dorthin zu dringen, wohin auch wir wollen, wohin er ein Stück hinab kommt, wir aber kaum ein wenig — in die Tiefe.

In solchen Augenblicken empfinden wir unsere Arbeit als Fluch, als unnütz, entsetzlich unnütz. Im stumpfen Gleichmaß der Tage laufen wir weiter, bis die Stimmung vorbei, bis die große Gleichgültigkeit kommt, bis wir den Gewaltigen vergessen haben, der mehr kann als wir, bis wir neuen Mut finden zu unserm Tagewerk, das uns als Frohn erscheint.

Vielleicht hat das alle unsere Kräfte angespornt; da kommt ein neuer Aufschwung, da geht in unser Blut etwas über wie die frischen Säfte, die im Frühjahr in die Bäume steigend, neue Triebe bringen. Der Winterschlaf ist vorbei.

Wir erwachen eines Morgens. Wir werden uns bewußt, daß die Erde noch immer schön ist, daß es zwar Winter war, aber daß die Sonne wieder scheint, daß wir noch Kraft haben, daß wir noch jung sind, daß die Welt Raum hat für uns alle, daß wir nebeneinander arbeiten können, einer auf diesem Felde und einer auf jenem.

Dann hilft uns der Frühling, hilft uns die Sonne, die Wärme, die wehenden Düfte, die balsamische Luft, sie helfen uns dichten. Wir greifen zu einem Stoff, der uns seit Jahren im Hirn schlummert, den wir mit dem Herzen erlebten, der unser Blut um und um wälzte. Da haben

wir das schönste, göttlichste Gefühl der Erde, das Gefühl des Schöpfers.

Ich kann etwas, und ich will und es muß, und es wird. Wir setzen uns hin und werfen es mit klopfendem Herzen, heißem Kopf, fiebrigem Hirn, fliegender Hand auf das Papier.

Erinnerung, Jugend, Lenzesluft und Sonnenschein fördern das Werk. Eines Tages kommt der letzte Punkt, und es steht da, wie uns dünkt, aus einem Guß, im stählernen Prachtbau seiner Glieder, keine Zeile zu viel, keine zu wenig.

Das sind die Augenblicke, wo wir fühlen, daß wir ein Recht haben zu leben, so zu leben, wie wir leben. Das sind die höchsten Momente, die uns hinaus führen über alle Kleinlichkeit, alle Zweifel und Bedenken, Stunden, wo wir der Gottheit nahe sind.

Das ist einer jener Augenblicke, einer jener großen Merksteine im Dasein, wie sie bei jedem Menschen, dem die Natur die letzte tiefe Sehnsucht ins Herz gegeben, wiederkehren. Im Flachland dieses Lebens einer der wenigen Gipfel die da sind: das Bewußtsein, Mann zu werden; der erste Rausch der Liebe; die Gründung der Familie, sich selbst fortzusetzen; der Augenblick, wo man zum ersten Mal Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch auf dem Arm hält, die süße Wärme dieses Kinderkörperchens an seinem Herzen fühlend, daß man sich sagt, nicht mehr für sich selbst lebt man, sondern für eine Frau, für ein Kind, für andere; ein Kampf gegen den Egoismus, die Ertötung des Selbstgefühls; allmählich, wie das Leben fortschreitet, der Blick in die Allgemeinheit,

auf die Menschheit, zurück in die Geschichte, hinaus in die Zukunft; endlich Müdigkeit von der Arbeit; und der Tod, nachdem das Leben köstlich war, weil es Arbeit gewesen.

Aber vorher kommen Bitternisse und der Rauschzeiten sind nicht viel. Andere herauf, jüngere. Das Haar wird grau und der Bart weiß, der Jugend gehört die Zukunft, der Jugend, die wir nicht mehr sind. Man fühlt, wie man zurückgeht, wie die Kunst sich Jüngeren zuzuwenden beginnt, neuen Sternen, die am Himmel erscheinen. Der ewige Kreislauf der Welt.

Da giebt es neuen Kampf und wieder spannt man alle Kräfte an. Wenn einem ein früheres Werk gelungen ist, so kommt nun der Zweifel, der bittere nagende Zweifel: wird's abermals gelingen? wirst du dich selbst erreichen? ist es ein Fortschritt? gehst du bergab, unrettbar bergab?

Und eines Tages wenn die Stirn durchfurcht ist von schwerer Arbeit, wenn das Auge nicht mehr bis in's Herz sieht, wenn die Hand müde wird und nur noch zitternd schreibt, wenn das Gehirn keine neuen Eindrücke mehr empfängt, wenn es nicht mehr phosphoresciert, blitzt, sprüht, arbeitet, wenn der Rücken sich krümmt und das hohe Alter kommt, wenn man endlich müde, sehr müde die Feder aus der Hand legt, sich in die Ecke setzt, von seinen Büchern und Werken, von seiner Lebensarbeit umgeben und nun wartet, still und gefaßt, mit dem Auge nach der Thür — wann löst er uns ab, wann kommt er, wann drückt er uns die Augen zu? unsere müden Augen, er, der Letzte, Gewaltige, der Gewaltigste von allem — der Tod. Dann sitzen wir und fragen uns in dämmernder Greises-Erwartung: was hast du geleistet? was gelang und was

nicht? was geht, was bleibt von dir, o Gott, o Gott, was bleibt?

Der alte Dichter machte eine Pause, strich sich den weißen Bart. Und wie er vorhin, als er vom Nahen des Todes gesprochen, nach der Thür hinüber gesehen, blickte er jetzt wie in tiefen Gedanken nach dem Schreibtisch, an dem er sein Lebenswerk vollbracht, als sähe er dort all die Gestalten, die Stimmungen, die Menschencharaktere, all die Welt- und Naturbilder gereiht, die ihm einst in Stunden der Eingebung Hirn und Herz warm gemacht.

Und hinüber starrend, fuhr er er fort als spräche er zu dem anderen, während es allmählich dunkel im Arbeitszimmer wurde:

— Was bleibt, wofür haben wir gearbeitet?

Was ist aus all den früheren Zeiten geblieben? Beinah nichts. Von den Tausenden, die in Vers und Prosa sich abgemüht, was lebt noch? Ein paar Zeilen — ein paar Worte — ein paar Gedanken.

Was lebt von denen, die nicht untergingen, die die Litteratur ihres Volkes ausmachen? Was lebt, frage ich. Beinah nichts. Ein paar Zeilen — ein paar Worte — ein paar Gedanken.

Fragt das Volk, was es von seinen großen Dichtern weiß. Nichts. Fragt, ob es ihre Namen kennt. Kaum. Fragt die Gebildeten, was sie gelesen haben, was in ihnen lebendig ist von all denen, die in unserer deutschen Sprache schrieben. Sie werden einzelne Namen nennen, ganz ganz einzelne Namen und wenn die Ansichten der Menschen sich geändert haben, wenn neue Kulturen heraufstiegen, werden auch die verschwinden, wird das Papier zerfallen, auf dem sie gedruckt waren.

Dabei waren diese die größten, erleuchtetsten, begnadetsten Geister ihrer Zeit, ihres Jahrhunderts, vielleicht ihres ganzen Volkes.

Und was sind wir! Wir, die kleinen Leuchten, die winzigen Lichter neben ihnen? Wir maßen uns an zu bleiben?

Wir werden vergessen, ehe wir noch zerfallen im Grabe! Unser Tod wird vielleicht noch gefeiert, wir bekommen Nachrufe und Reden, aber dann sinkt allmählich über uns der Schleier der Vergessenheit, der Staub der Jahre, man liest uns weniger und weniger, man liest uns nicht mehr, man nennt noch unseren Namen, man nennt ihn nicht mehr, wir sind vergessen, verschwunden, ausgelöscht. Keiner weiß, daß wir existierten, daß wir einmal unser Hirn überanstrengt, unser Blut in die Feder gespritzt, daß wir einmal all unser Bestes hergegeben haben, unsere Seele entblößten, nackt auszogen vor den Menschen, daß wir glaubten, Großes zu schaffen, Größtes, daß uns nichts gut, stark schön, künstlerisch rund genug war, daß wir an Komma gefeilt haben und an jeder Zeile. Tag und Nacht! Kein Mensch weiß es, es ist alles fort. Und dafür haben wir gelebt!

Wir sind verschwunden genau ebenso wie der Flachkopf, der da geboren ward, aß und starb. Zeit und Ewigkeit haben uns gleich gemacht mit jedem Idioten, der nicht nachdachte über den Lauf der Welt, der nicht seine Nerven befragte und sein Herz untersuchte, der nicht kämpfte für einen Gedanken, der nicht sich das Hirn zerbrach, was war und was kommen wird. Er hat dasselbe erreicht wie wir. Ist das nicht entsetzlich?

Und nun junger Freund, Sie, der Sie begnadet sind,

der Sie alles versprechen, der Sie in den wenigen Seiten, die dort auf meinem Schreibtisch liegen, unendliche Wechsel besitzen auf die Zukunft, nun gehen Sie hin und nehmen Sie die Feder in die Hand, und schreiben Sie, wenn Sie es noch wagen! — —

Der junge Mann hatte dem alten Dichter zuerst erstaunt, manchmal lächelnd, zuletzt tief ergriffen gelauscht. Er nahm seine Manuskripte, ließ lange seine Hand in der des alten Mannes, er hätte sie beinah geküßt, sie, die ein halbes Menschenalter hindurch gearbeitet hatte.

Die beiden redeten kein Wort. Aber des Jungen Augen leuchteten in einem Glanz, der zu sagen schien, ich thue was ich muß. — —

Der alte Dichter blieb allein. Die Dunkelheit war gänzlich hereingebrochen. Er begann langsam in seinem Zimmer hin und her zu schreiten, als reife in ihm ein Plan, eine Idee. Plötzlich schritt er zum Schreibtisch, und in fieberhafter Hast, als dürfte er keinen Augenblick verlieren, zündete er eine Kerze an, und beim unsicheren Schein des Lichtes zog er den Stoß weißen Papieres heran, tauchte die Feder ein und schrieb die Anfangsverse, die er so lange gesucht, die er nicht mehr gewagt zu beginnen.

Auszüge aus den Besprechungen

über die Werke von

Georg Freiherrn von Ompteda

Von der Lebensstraße

und andere Gedichte

geh. M. 1.50; geb. M. 2.50.

Moderne Dichtung: „Von der Lebensstraße“ enthält keinen einzigen banalen Ton, keinen einzigen Sprach- und Formfehler. Gedanken voll hohen Schwunges meist politischer und sozialer Schilderung, in denen — wie es in allen Werken eines echten Dichters der Fall sein soll — der Zielton das Mitleid mit den Ausgestoßenen ist, sind in schön rhetorischer, formvollendeter Weise zu sattem Ausdruck gebracht. Edler Idealismus und offener Mut spricht aus den sozialgehaltenen Lebensbildern, unter denen das in freien Rhytmen gehaltene „Vaterland“ das beste ist.

Freilichtbilder

Novellen

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Schorers Familienblatt: Naturalistische Schule, aber trotzdem eine gesunde Kraft, die nicht nur das Häßliche, sondern eben das Leben sieht, wie es sich im Freilicht der Natur zeigt. Bald tänzelt die Feder des Verfassers leicht an der Oberfläche, bald greift sie tiefer in das ethische Leben hinein; immer weiß sie zu fesseln, und in einigen dieser Bilder — so in dem „Verkauften Genius“ und in den „Beiden Turmwächtern“ — liegt ein tiefer Ernst, im letzteren eine großartige Tragik.

Die Sünde

Geschichte eines Offiziers

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Seine dichterische Darstellung weiß diese Absicht in eminenter Weise zu unterstützen; sie wirkt zum Teil geradezu berückend . . . . . . Ungemein ansprechend wirkt das Ganze durch die warmherzige Lebensauffassung, welche eigentlich aus jedem Satze zu dem Leser spricht. Trotz des dem Buche zu Grunde liegenden tragischen Motivs ist dasselbe durchwegs von einer jugendlichen Frische, von einem Optimismus, der unwiderstehlich packend wirkt und dauernderes Interesse weckt, als die pessimistischen Nörgeleien gewisser Weltschmerzler. Das Werk wird sicherlich seinen Weg machen; tauglich nur für den reiferen Leser, wird ihm desto verständnisvollere Anerkennung zu Teil werden. Des Autors intime Kenntnis der Offizierverhältnisse, die liebevolle Beurteilung derselben wird ihm auch in diesen Kreisen eine große Verbreitung sichern und wir freuen uns dessen; ein Werk von solch ethischem Feingehalt und so reich an poetischem Können verdient die weiteste Anerkennung.

Drohnen

Moderner Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Straßburger Post: Wir haben das Buch mit freundlichem Interesse zu lesen angefangen, und dies Interesse hat sich, je weiter wir vordrangen, in starke Spannung und schließlich, als wir zu Ende waren, in den Eindruck verwandelt: der Mann kann etwas! In der That, Herr von Ompteda hat das Zeug in sich, ein Erzähler ersten Ranges zu werden, und mehr als ein bloßer Erzähler: ein Schriftsteller, der auf seine Zeit Einfluß gewinnen kann. Er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, nicht nur ein Photograph des Lebens und der „Erscheinungen Flucht“, sondern ein Künstler, der diese wechselvollen Bilder künstlerisch zu verwerten versteht. Und ein Denker dazu, der aus den Beobachtungen Schlüsse zieht und Lehren aufstellt. Dabei macht sich diese Tendenz niemals aufdringlich oder absichtsvoll breit; sie steckt zwischen den Zeilen, sie liegt in der Gruppierung und Gegenüberstellung der Personen und Geschehnisse. Ompteda führt uns in seinem vielgestaltigen, von geradezu dramatischem Leben erfüllten Roman in die Kreise der Berliner Lebewelt, der Leute, welche nicht arbeiten, nicht studieren, nicht einmal lesen, sondern nur „leben“. — Das alles ist mit einer Schärfe und Treue und einer Genauigkeit des Details geschildert, die der berühmten „Genauigkeit Zolas“ und der „psychologischen Analyse Paul Bourgets“ nichts nachgiebt.

Einer der besten, vielleicht sogar der beste der Berliner Romane.

Vom Tode

Novellen

mit einer Vignette von Franz Stuck

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Gesellschaft: Gewiß, für flache Heiterlinge ist diese Novellen- und Skizzensammlung mit dem lugubren Titel nicht gemacht. Auch nicht für solche moderne Leser, die in technischen Faren schwelgen wollen. Ein meisterhafter Erzähler und eine tiefempfindende, ideale Seele wie dieser Dichter wird so wenig den Extremen wie den Flachen gefallen. Aber wer Freude am Schaffen eines wahrhaft vornehmen, modernen Schriftstellers hat, für den ist er der rechte Mann.

Unter uns Junggesellen

Freie Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Berliner Tageblatt: . . . . . . Die Geschichten sind nicht freier als die meisten Geschichten, die von menschlichem Glück und Leid erzählen, von menschlicher Liebe und menschlicher Leidenschaft. Wohl aber sind sie weit besser, als die meisten ihresgleichen, und es wäre jammerschade, wenn sich wirklich nur Junggesellen daran erfreuen würden. Die Perle der Sammlung ist die Bauerngeschichte „Alle Neine". Mit ihrem scharfen, trefflichen Humor reiht sie sich Maupassants besten Schöpfungen an. Ihr folgt in übermütig lustiger Wirkung die tragikomische Liebesgeschichte „Voßstraße 87". Aber auch die anderen Stoffe werden durch die vornehme, leichtfließende Sprache geadelt, durch die feine, poetische Empfindung, die sich im „Glück" zu schwüler Leidenschaft verdichtet, und in der Schlußvision, „Die Wolkenburg", in phantastischer Laune aufjubelt.

Unser Regiment

Ein Reiterbild

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Luxus-Ausgabe geb. M. 20.—.

Magdeburgische Zeitung: Statt eines Romans ist dies „Reiterbild" nichts Geringeres denn ein Kulturbild geworden, das man einst neben Zeichnungen und Uniformen, neben Reglements und militärischen Werken in Betracht ziehen wird, um eine Anschauung davon zu bekommen, wie es in einem deutschen Regiment aussah um die Wende des Jahr-

hunderts . . . . So wird dies Buch seinen Weg machen und überall da Eingang und freudige Anerkennung finden, wo man mit Stolz an die Ruhmesthaten unserer Armee zurückdenkt und mit froher Zuversicht ihre stetig fortschreitende Entwicklung verfolgt.

Die sieben Gernopp

Eine lustige Geschichte

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Die originell erfundene Geschichte ist lustig durchgeführt und bewegt sich trotz des Übermutes, der frisch und liebenswürdig aus dem Ganzen spricht, doch in den Grenzen einer Möglichkeit, von der sich der Leser gern überzeugen läßt.

Leidenschaften

Männliche weibliche sächliche Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Tägliche Rundschau: Was die rein künstlerischen Qualitäten angeht, so erweist Ompteda sich auch hier als einer der geschmackvollsten und ernsthaftesten deutschen Novellisten. In der auf Maupassants noch unerreichtes Vorbild zurückgehenden, exakt naturalistischen Novellistenschule nimmt er einen der ersten Plätze ein.

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Roman in zwei Bänden

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Professor Berthold Litzmann schließt eine ausführliche Besprechung des Werkes mit den Worten: Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkordes freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Maria da Caza

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Kölnische Zeitung: Alles in allem haben wir ein Kunstwerk feinster Fügung vor uns.

Weibliche Menschen

Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Dresdener Zeitung: In jedem neuen Werke zeigt sich der vielseitige Autor an neuem Gebiet. — Und ob er seine Stoffe dem Militärleben oder dem Sport entnimmt, ob er die gute, die weniger gute Gesellschaft schildert, ob er humoristisch oder ernst schreibt, sich als selbstschaffender Schriftsteller oder genialer Übersetzer bethätigt, stets leistet er gleich Hervorragendes, tritt stets als gleich ernster und vornehmer Künstler vor uns hin. — Des Autors glänzende Vorzüge bestätigt wiederum die neue Novellensammlung. — Jedenfalls zeigt sich der Verfasser auch als Frauenkenner und Frauenschilderer so gut orientiert wie auf allen Gebieten, die ihm Stoffe für seine Arbeiten bieten. Und neben der Sachkenntnis und der unerschöpflichen Empfindungsgabe ist der neue Band wiederum ein vollgültiger Beweis des Könnens des erfolgreichen Künstlers.

Der Zeremonienmeister

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Velhagen und Klasings Monatsheft: Es giebt nicht viele Bücher in unserer neueren Litteratur, die wie dieses in Form und Inhalt die höchste Reife, die feinste Abgeklärtheit offenbaren; neben dem „Zeremonienmeister" wüßte ich im Augenblicke nur Fontanes „Effi Briest" zu nennen. In beiden Werken lebt, rein ästhetisch genommen, etwas von dem Geiste der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften". Beide gehören wohl kaum der höchsten Gattung der Litteratur an, dazu sind ihre „Helden" ideell nicht groß und reich genug, aber in ihrer Art geben sie etwas vollendetes, ja vollkommenes. Man liest den Roman Ompteda's mit jenem Empfinden, das uns durchsonnt, wenn wir an einem klaren Oktobertag am Rain der Felder, am Saum des Waldes entlang wandeln.

Wie da die Natur im Sterben sich verklärt, so erhebt sich auch unsere Seele zu einer fast übersinnlichen Stimmung, zu jenem harmonischen Insichselbstruhen, in dem die Erinnerung ihre Wehmut, die Entsagung ihren Stachel verliert.

Philister über dir!

Das Leiden eines Künstlers

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Ompteda faßt sein Problem ernst und tief an. . . . Die Figur der thörichten jungen Frau ist mit größter Schärfe dargestellt. . . . . . Alles ist mit verblüffender Treue dargestellt und wirkt dementsprechend. . . . . . Vorzüglich auch ist dieser Künstler dargestellt, „der in seiner Kunst ein Riese, im Leben aber nur eine Null ist, der alle seine latente Energie an seine Kunst vergeudet." . . . Auch das Drum und Dran des Werkes ist bis in jede Einzelheit hinein mit größter Sorgfalt ausgearbeitet. Zu wirkungsvollem Kontrast gelangen die vornehmen Gesellschaftstypen und die Künstler und Kunstschülerinnen. Ompteda zeigt sich hier wie dort mit allen charakteristischen Details vertraut und sein plastisches Können, die Meisterschaft seiner Technik weiß sie alle zu entsprechender Geltung zu bringen.

Eysen

Deutscher Adel um 1900

Roman

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Allgemeine Zeitung: In seinem neuesten Buche, dem Roman „Eysen", hat der Autor sowohl nach der Anlage, als der Durchführung alle seine bisherigen übertroffen, und es ist ihm darin ein großer Wurf gelungen.

Deutsche Welt: Aus dem Buch vom deutschen Adel um 1900 weht tapferer, geistig und künstlerisch selbständiger deutscher Geist: der neue Geist der Thatenfreude, die alte Lust am Wollen und Wagen, auf die neuen Ziele unserer Zeit gerichtet!

*

Dresdener Journal: Das Bild ist mit satten, kräftigen doch nicht mit grellen Farben gemalt und zeichnet sich durch einen seltenen Reichtum scharf gegeneinander abgehobener Figuren aus, deren keine des Lebens entbehrt.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Ompteda's als das Beste bezeichnet, was wir zur Zeit an modernen Romanen überhaupt besitzen.

Kölnische Zeitung: — — Eine reiche schöpferische Kraft arbeitet die Gestalten zu voller Plastik aus, und ohne Kleinigkeitskrämerei fein detaillierend, giebt uns der Verfasser vollen, starken Lebensatem.

Leipziger Tageblatt: In all diesen Charakteristiken steckt der eminent kulturhistorische Wert der Arbeit, die noch vielen Generationen als Quelle für ihre Erforschungen der Adelsverhältnisse unseres Jahrhunderts dienen wird.

Leipziger Zeitung: Der Roman „Eysen" ist das letzte größere Werk, das uns die Hochflut der diesjährigen Weihnachtszeit auf den Schreibtisch geworfen hat. Uns dünkt, es sei auch das erschütterndste und geistig hervorragendste.

Literarisches Centralblatt: . . . es weht etwas von dem Geiste unserer größten Romandichter in diesem Werke.

Neue Badische Landeszeitung: Ein hochinteressantes Zeitbild, ein Werk, das für sich selbst spricht, das seinen Weg in die Häuser und in die Herzen finden wird, auch ohne besondere Empfehlung.

Neues Wiener Tagblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungslitteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat. —

Rheinischer Kourier: Über Omptedas Meisterschaft in der Schilderung ist nichts weiter zu bemerken; er ist der ersten Einer.

Straßburger Post: Seine neueste Arbeit bildet den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens.



Freie Übertragungen aus dem Französischen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Ilse

Roman
von
Ossit

geh. M 2.—; geb. M. 3.—.

Hallesche Zeitung: Der Name des Übersetzers bürgt für den Wert dieser von zartestem poetischen Duft durchwehten Arbeit. Dieselbe entstammt der Feder einer französischen Aristokratin, welche es verstanden hat, die ihrer Nation eigentümliche Grazie mit der ganzen Innigkeit deutschen Wesens zu vereinigen. Das Werkchen wird in dem Boudoir jeder Dame seinen Platz finden. Die Übersetzung liest sich wie ein Original, und die elegante Ausstattung macht das Werkchen zu einem Geschenkbuch für junge Mädchen ganz besonders geeignet.

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Zwei Serien zu je 40 Lieferungen à 50 Pf. oder 10 Bände à M. 2.— geh., M. 2,75 geb.

Die erste Serie ist vollständig erschienen und enthält:

Fräulein Fifi — Die Schwestern Rondoli — Miß Harriet — Das Haus — Mondschein — Ein Menschenleben — Herr Parent — Der Horla — Der Liebling — Die Schnepfe

---

Aus den Besprechungen:

Dresdner Nachrichten: An Übersetzungen der Werke Maupassants hat es nie gefehlt, ja man kann füglich behaupten, daß kein Autor der französischen Moderne so oft verdeutscht worden ist wie gerade der unglückliche Schöpfer des „Bel Ami". Aber leider waren diese Übersetzungen nach Form und Ausstattung meist der Bedeutung des Künstlers, den sie populär machen sollten, selten oder nie angemessen, und besonders in den letzten Jahren, nachdem ein Buch nach dem andern von diesem

enorm gelesenen Schriftsteller frei wurde, erschienen allerlei Winkelausgaben seiner Novellen. Diesen Übersetzungskrimskrams wird hoffentlich die neue Gesamtausgabe der Werke Maupassants ein erwünschtes Ende bereiten, die in freier Übertragung von Georg von Ompteda soeben in Fontanes vornehmen Verlage zu erscheinen beginnt. Sie präsentiert sich äußerlich in geschmackvoller, durchaus würdiger Ausstattung und wendet sich schon in dieser Hinsicht nur an ein besseres Publikum. Auch künstlerisch kann sie selbst vor schärferen kritischen Augen bestehen; kein Wunder bei einem Schriftsteller von der Weise Omptedas, der als Übersetzer über einen selten abgerundeten Stil und ein reiches Ausdrucksvermögen verfügt. Die ganze Ausgabe, die mit aufrichtiger Freude allenthalben begrüßt werden wird und für deren Publizierung man der Firma Fontane nicht dankbar genug sein kann, ist auf zehn Bände berechnet.

Düsseldorfer Neueste Nachrichten: Die Übertragung ist so glücklich, daß man vergißt, es nicht mit dem Original selbst zu thun zu haben. Allerdings ist ein solches Resultat nur möglich, wenn der übersetzende Schriftsteller allen Schwierigkeiten der fremden Sprache wie ein Künstler zu bilden versteht, wie dies bei Ompteda der Fall ist.

Hallesche Zeitung: Kein gebildeter Deutscher braucht sich mehr zu scheuen, statt des französischen Originals diese klassische Übersetzung zur Hand zu nehmen und er wird neben der spannenden und interessanten Unterhaltung auch zweifellos einen ästhetischen Genuß von dieser Lektüre haben.

Vossische Zeitung: Man kann mit Recht Maupassants Werke in Omptedas Übertragung als einen litterarischen Leckerbissen bezeichnen.

Dresdener Anzeiger: Kunstfreunden kann aber nicht genug empfohlen werden, ihre Bibliothek durch diese obendrein sehr billige Publikation zu bereichern, die zu den besten der französisch-deutschen unserer Tage gehört.

Neues Wiener Tageblatt: Die Übersetzung ist von der Unbezwungenheit und sprachlichen Flüssigkeit einer Originalarbeit.

Über Land und Meer: Daß ein Schriftsteller von Omptedas Begabung es unternommen hat, Maupassant ins Deutsche zu übertragen, wird die Kenntnis seiner Werke den weitesten Kreisen erschließen und dadurch den Geschmack des lesenden Publikums aufs glücklichste beeinflussen.

Die zweite Serie erscheint soeben und wird enthalten:

Stark wie der Tod — Dickchen — Die Brüder — Die kleine Roque — Mont-Oriol — Nutzlose Schönheit — Der Tugendpreis — Tag- und Nachtgeschichten — Schnaps-Anton — Unser Herz.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

